BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Ex donat. Molliana.

Φ
Ital. 197 n - 3
<36614471870017
<36614471870017
Bayer. Staatsbibliothek

Geheime und kritische Nachrichten von Italien,

nebst einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Sitten der vornehmsten Staaten dieses Landes.

Von
Joseph Gorani,
französischem Bürger.

Dritter Theil.

Aus dem Französischen übersetzt.

Frankfurt und Leipzig
1794.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Reise von Rom nach Lucca.

Wenn man nicht in dem unbequemen Nachtlager della Storta, neun Meilen von der päpstlichen Residenz, bleiben will, so muß man sich entschließen, bis nach Baccana, einer Poststation, siebzehn Meilen von Rom, zu reisen; wo man doch wenigstens mit geringer Mühe einen Winkel im Stalle findet, in welchem man auf einem frischen Bündel Stroh von den Mühseeligkeiten der Tagereise bequem ausruhen kann. Es ist unbegreiflich, und dabei doch wahr, daß bey der bekannten Habsucht, bey der offenbaren Geldschneiderei des römischen Hofes, noch kein Papst darauf gefallen ist, auf dieser ganzen Heerstraße ein einziges Wirthshaus anzulegen, dessen Ertrag ihm in wenigen Jahren die Kosten reichlich ersetzt haben würde.

Monteroso, acht Meilen weiter, ist ein Dorf und eine Station. Es hat nur eine Straße, und zählt fünf und zwanzig ziemlich gutgebaute Häuser; seine Lage bei einem kleinen See, von einer halben Meile im Umfang, ist angenehm.

Von Monteroso geht der Weg über Ronciglione, welches zehn Meilen davon liegt, nach Viterbo, bis wohin man dreizehn Meilen zählt. Zwischen Viterbo, dem bischöflichen Sitze des Kardinals Gallo, wo man nichts als Priester, Elend und Müßiggänger sieht, und Montefiascone, trifft man auch nicht einmahl eine einzige Wohnung an.

Der schöne See von Borsena entschädigt den Reisenden etwas für die gehabte Langeweile. San Lorenzo ist das schönste Dorf, welches ich in den gesammten päpstlichen Staaten gefunden habe. Ganganelli hat es angelegt. Es ist so etwas seltenes, daß die geistlichen Vampire etwas aufbauen, daß es schon der Mühe verlohnt, um dem Leser die Zentnerlast ihres Daseyns nur etwas zu erleichtern, bei dem Guten, was sie gethan haben, zu verweilen; man wird bald damit fertig seyn. Vier schöne breite schnurgerade Straßen laufen in einen rechtwinklichten Platz zusammen, und bilden ein sehr gut proportionirtes griechisches Kreuz. Wenn man aus dem Dorfe kommt, so öfnet sich der Länge lang ein Thal, welches an einigen Stellen angebaut ist. Die Lage dieses Thals verbürgt dessen Ertrag, wenn es besser benutzt würde. Wenn es nicht an Arbeitern fehlte, so würde diese fruchtbare Gegend viel liefern; die Apenninen begränzen das Thal, und schützen es vor Sturmwinden.

Wenn man Aquapendente hinter sich gelassen hat, wo ich auch nicht einmal im Geiste weiter verweilen mag, so ein abscheuliges Nachtlager habe ich dort angetroffen, — und nach Pontecen-

tino auf dem Flusse Elvelle, der zwischen dem Kirchenstaate und dem Großherzogthume Toscana die Gränze ausmacht, gekommen ist, so öfnet sich dem Reisenden ein wirklich hinreißendes Schauspiel. Seine Augen ruhen mit dem Gefühl der sanftesten Freude, auf einer lachenden, mit Wohnungen übersäeten und überall angebaueten Landschaft; und die Vergleichung, die er zwischen diesen gesegneten Gefilden und den Wüsteneyen anstellt, die er eben verlassen hat, preßt seiner Seele Seufzer und Fluch über das priesterliche Regiment aus, dessen unreiner Hauch Unfruchtbarkeit und Tod im ganzen Lande verbreitet.

Es läßt sich nicht angenehm in Italien reisen, und das Vergnügen die Meisterstücke, womit dieses Land so reichlich ausgeschmückt ist, zu bewundern, wird durch tausend Ungemächlichkeiten aller Art erschwert. Bedient man sich der Postpferde, so ist man beständigen Streitigkeiten mit den Postbeamten ausgesetzt, und muß, zumal wenn man geduldiger oder blöder Natur ist, sich ihrer Raubsucht und Gewissenlosigkeit unterwerfen. Mit besondern Fuhrleuten würde es sich weit besser reisen lassen, wenn es nur nicht so gar langsam ginge; so aber wird unterweges so oft angehalten, und die Wirthshäuser, deren man sich alsdann aus Noth bedienen muß, sind so schlecht mit Lebensmitteln versorgt, und die Bedienung so erbärmlich, daß man, von Seiten der Kosten und der Bequemlichkeit, wenig Vortheil hat.

Dieser Theil von Europa ist allenthalben mit Flüssen und Strömen durchkreuzt, wodurch

man mit Pferden und Wagen fahren muß, da an den wenigsten Stellen Brücken angelegt sind. Unter allen Ländern Italiens sind aber im Kirchenstaate und in dem neapolitanischen Gebiete die Heerstraßen im schlechtesten Stande. Gefährlich sind sie bei weitem so sehr nicht, als man es vorgiebt: die Menge der Reisenden hält die Straßenräuber zurück, und zwingt sie Abwege zu suchen, wo sie dem einzelnen Wanderer auflauren. Wehe aber auch dem Reisenden, der auf dergleichen Abweg geräth; für ihn ist keine Rettung zu hoffen.

In ganz Italien, von der toscanischen Gränze, bis an das äußerste Ende des Königreichs Neapel, sind die Fasttage im eigentlichsten Verstande dieses Worts Fasttage von der strengsten Art. Es ist in den Wirthshäusern schlechterdings nichts an solchen Tagen zu bekommen, als Brot, Käse und Oel, so gut als man es — zum Wagenschmieren nur immer verlangen kann.

Ich fand mich durch das Austreten der Ströme und Bäche, worüber mehrentheils keine Brücken gehen, genöthigt, mich zu Raccorsi aufzuhalten, und kehrte in ein Wirthshaus ein, welches mit den spanischen und portugiesischen Posadas zu wetteifern schien. Das italienische Sprichwort: W e r z u e r s t i n e i n W i r t h s h a u s t r i t t, f i n d e t i m m e r e t w a s z u e s s e n *) fand ich hier in seinem

*) Chi giugne il primo all' osteria, trova sempre da mangiare. Bekannter ist das Sprichwort: Fare il conto senza l'oste. A. d. U.

weitläuftigsten Verstande angebracht. Ich bemächtigte mich nämlich eines Stücks Brot und Käse, und verschlang es so geschwind es mir möglich war, um es mit keinem Zweiten theilen zu dürfen. Und kaum hatte ich dieses mehr als zu mäßige Mahl vollendet, so hielten schon mehrere Wagen vor der Thür still; es stieg eine Gesellschaft von Tänzern beiderlei Geschlechts aus, die von dem Direktor und Balletmeister, Signor Gallais, einem von Marie Karolinens Liebhabern, angeführt wurde. Noch andre Wagen folgten auf diese, und waren voll Reisender, Mönche, Frauenzimmer, Kastraten und einem Operateur.

Kaum war diese zahlreiche und erlauchte Gesellschaft ausgestiegen, als es heftig zu regnen anfing; die Winde stürmten; die Wege, die vorher schon schlecht waren, wurden vollends grundlos, und wir alle sahen uns gezwungen, an diesem erbärmlichen Orte zwei Tage und zwei Nächte, ohne Betten, und fast ohne Brot, zuzubringen. Der Mangel an Lebensmitteln wurde durch die Munterkeit der Gäste ersetzt. Die Tänzerinnen machten sich ein Vergnügen daraus, die Mönche zu berauschen; und diese ergötzten hierauf die Gesellschaft mit ihren Albernheiten und närrischen Gebehrden. Ich versicherte den nervigten Gallais, daß er Ursache hätte dem Himmel für dieses unfreundliche Wetter zu danken, welches ihm die Hauptzüge zu einem komischen Ballet an die Hand gäbe, und rieth ihm diese Wirthshausposse zu benutzen; er versprach es mir, bedauerte aber zugleich, daß der eingeführte Gebrauch es ihm

nicht verstattete, die Mönche in ihrer eigenthümlichen Tracht auf das Theater zu bringen, welches eine herrliche Wirkung gemacht, und seine Einnahme ansehnlich vermehrt haben würde.

Als wir ohngefähr drei Tage lang gelacht, gehungert, gesungen und gewacht hatten, begaben wir uns wieder auf den Weg, und ich kam wohlbehalten in Siena an. Meine Reise hatte zwölf Tage gewährt, ohngeachtet ich mit Postpferden gefahren war.

Siena.

Diese Stadt ist groß, wohlgebaut und voller Palläste: die Hauptkirche ist prächtig. Auf einem öffentlichen Platze, der einer Hauptstadt Ehre machen würde, steht ein hoher Thurm; da aber die Häuser auch eine ansehnliche Höhe von vier bis fünf Stock haben, und nicht weiß angestrichen sind, so giebt dieses der Stadt ein finsteres Ansehen, und erweckt ein Gefühl von Traurigkeit beym Eintritt in dieselbe. Vorzeiten zählte sie an hundert tausend Einwohner; damals war sie auch ein republikanischer Staat; jetzt, da sie Unterthanen in ihren Mauern enthält, erstreckt sich die Anzahl derselben nicht über achtzehntausend, und da diese geringe Volksmenge mit der Geräumigkeit des Orts in keinem Verhältnisse steht, so giebt es der Stadt ein ödes und melancholisches Ansehn.

Siena hat sieben Thore und einen Umfang von sechs Meilen, der aber viel Gärten in sich faßt. Mit dem Verlust ihrer Freiheit ver-

lor die Stadt einen Theil ihres Glanzes, und die Pest verheerte sie vollends. Seitdem hat sie sich nicht wieder erholt. Der Erzbischof von Siena hat drei tausend fünf hundert römische Thaler *) Einkünfte. Sein Kollegiatstift **) ist mit sechs und zwanzig Kanonicis besetzt, deren Präbenden ziemlich mager sind. Der Adel ist zahlreich, aber nicht reich; dessen ohngeachtet beläuft sich die Anzahl der Equipagen auf neunzig.

Siena ist die Vaterstadt verschiedener verdienstvoller Männer, unter denen sich Doktor Muscagni, Verfasser des geschätzten Werks über die lymphatischen Gefäße, und Dr. Battini, Professor der Medicin, vorzüglich auszeichnen.

Die an Geburt und Reichthum vorzüglichsten Familien sind die Bianchi, Lueri, Bandi-Bandini, Sansidoni, Piccolomini und Lucchesini. Ihre jährlichen Einkünfte übersteigen keine sechs tausend römische Thaler.

Zur Zeit Kaiser Franz des Ersten war Siena noch ärmer. Aber seitdem der Ackerbau emporgehoben, und durch ein Edikt die Ausfuhr des Korns freigegeben worden ist, hat es sich erholt, und, so zu sagen, ein neues Leben erhalten. Wenn auch daselbst kein übermäßiger Reichthum ist, so giebt es doch auch

*) Der römische Silberthaler beträgt genau einen halben Dukaten, oder sechs französische Livres, weniger einige Sous. A. d. U.

**) Kollegiata ist ein von der Kathedral- oder Hauptdiocese verschiedenes Stift. A. d. U.

keine absolute Dürftigkeit; und viele Einwohner sind wohlhabend.

Leopold hatte auf jeden Ballen Kaufmannsgut, welches ausgeführt würde, eine Prämie von sechs Procent gesetzt; allein diese Belohnung ist von keiner Dauer gewesen, und man hat sie unter dem Vorwande, daß man die ausgeführten Waaren aus Habsucht heimlich wieder in die Stadt brächte, um sie ein zweitesmal versenden, und die Prämie doppelt ziehen zu können, wieder abgeschafft. Wenigstens wird allgemein dafür gehalten, daß die Regierung diesen Grund nur deswegen angegeben habe, um die ausgesetzte Prämie nicht weiter bezahlen zu dürfen.

In Siena sind dreyzehnhundert Juden; sie genießen zwar keiner so großen Freiheit, als zu Livorno, sind aber dennoch der Ruin vieler Familien, weil sie den jungen Leuten die Mittel, Schulden zu machen, und sich zu Grunde zu richten, erleichtern.

Das Frauenzimmer zu Siena ist im Ganzen genommen schön; und einzeln hübscher, geistreicher und besser unterrichtet als in den übrigen Gegenden Italiens. Es giebt viele darunter, deren Reize wirklich verführerisch sind. Dabei besitzen sie den seltnen Vortheil, ihre Schönheit bis im Alter zu erhalten, und auch dann noch, wenn sie nicht mehr schön sind, liebenswürdig zu bleiben. Unter allen Sprachidiomen Italiens, ist das ihrige das sanfteste und reinste, und der Ton ihrer Stimme giebt jedem ihrer Ausdrücke einen unbeschreiblichen Reiz. Dabei haben sie alle etwas

in ihrer Physiognomie, was Liebe einflößt und Leidenschaften erregt. Ihr Wuchs ist schön, ihr Gang edel und ihr Blick schmachtend. Es findet sich vielleicht in der ganzen Welt keine Stadt, wo das Frauenzimmer so sehr zur Liebe reizt. Da in Italien Ehescheidungen wegen des männlichen Unvermögens etwas gewöhnliches sind; da oft das Frauenzimmer auf positives oder relatives Unvermögen ihrer Ehemänner klagt; da es alsdann Sitte ist, mit den Männern sehr unbedeutende Untersuchungen vorzunehmen, und sie auf gewisse Proben zu setzen, deren Unbescheidenheit den Ausgang leicht voraussehen läßt; so könnte man, bis zur Zeit, wo Italien zur Freiheit reif seyn wird, die im Verdachte des Unvermögens stehenden Männer nach Siena schicken, und den, dessen Bildsäule daselbst nicht belebt werden könnte, für unheilbar und seines Amts als Ehemann verlustig erklären. Was man in Sklavenländern das Volk zu nennen gewohnt ist, ist hier weit höflicher und einnehmender, als in Turin, Neapel und Mayland die Leute vom ersten Stande.

In Neapel glänzt Pracht neben dem Elende, und scheint seiner zu spotten. In Toscana hingegen herrscht Gleichförmigkeit in den Glücksgütern, und Vernunft im Gebrauche derselben; Sparsamkeit ist die große Kunst die man daselbst studiert und ausübt. Die Art, wie ich die fünf Abende zugebracht habe, die ich der Kenntniß dieser Stadt widmete, wird hinreichend seyn, die Sitten und Gebräuche von Toscana zu schildern. Ich war beym Signor

Sinsinetti, Gouverneur der Provinz. Es war zu Anfang Aprills, und eine kalte Luft; welches nicht auffallen wird, wenn man bedenkt, daß diese Stadt mit den Apenninen gleiche Temperatur hat. Das Besuchzimmer der Excellenz ist nicht mit jenen künstlichen Röhren versehen, die selbst in Rußland die Sinne täuschen, und mitten im Winter den Frühling herbeizaubern. Es ist mit einem Kamine g e z i e r t; denn viel mehr als Zierrath ist dieser gewiß nicht. Mitten im Saale stand ein runder Tisch, um welchen die ganze Gesellschaft im Kreise saß. Unter dem Tische stand ein großes Kohlenbecken. Ueberdieß hatte noch ein jeder auf den Knien ein kleines Töpfchen von Fayence mit Kohlen, um sich die Hände zu wärmen. Mitten auf dem Tische brannte eine silberne Lampe mit zwey Dochten, nur schwach, aber doch hell genug für Leute, deren einziges Geschäft die Conversation war. Der Gouverneur, der Artigkeit und Weltkenntniß mit Wissenschaften verband, hatte eine allerliebste Nichte neben sich sitzen, an deren Seite mir mein Platz beständig angewiesen wurde. Ich hatte diese Ehre der Rücksicht zu verdanken, daß ich ein Fremder war, und machte sie mir bestens zu Nutze; doch wie das Andenken an diese reizende Schöne nie aus meinem Gedächtnisse kommen wird, so wird es auch nie die sparsame Haushaltung des Oheims, die mir ganz besonders aufgefallen ist; und nach angestellter Vergleichung mit den Sitten der alten Griechen, habe ich gefunden, daß ihnen die

toscanischen weit näher, als die neapolitanischen kommen.

Reise von Siena nach Pisa und Lucca.

Ich miethete eine Chaise bis nach Pisa. Jenseit Poggiabuono geht der Weg in zwei Theile ab; der eine führt gerade nach Florenz, der andere nach Pisa; und diesen schlug ich ein. Die gebirgigte Gegend gewährt die schönsten Aussichten. Ich aß zu Zambra, einem einzelnen Wirthshause, ein und zwanzig Meilen von Siena, zu Mittage. Nach dieser nicht eben ergötzlichen Ruhe, fuhr ich einige Zeit am Ufer der Essa weg. Ich stieg aus, um ein allerliebstes Lusthaus, welches dem Ritter Cambi von Florenz zugehörte, in der Nähe zu betrachten; und kam endlich, über Pontadera und Tornacelli, nach Pisa.

Ob ich mich gleich ziemlich lange in dieser Stadt aufgehalten habe, so bin ich doch nicht gesonnen eine Beschreibung davon zu machen, da es schon von so vielen Reisenden vor mir geschehen ist. Ich will mich nicht in den Fall setzen, bekannte und längstgesagte Dinge zu widerholen; und mache mich also gleich weiter auf den Weg nach Lucca.

Von Pisa bis dahin sind dreizehn Meilen, wenn man über die Bäder reiset; dieser Weg ist zwar der längste, dabei aber der sicherste, denn der andre, ob er gleich drey Meilen kürzer ist, ist bey Regenwetter fast unwegsam. Die Bäder, von welchen Ritter Cocchi eine gelehrte Beschreibung geliefert hat, liegen drei

Meilen von Pisa, am Rande eines prächtigen und schiffbaren Kanals. Die angenehme Lage des Orts vermehrt die heilsame Wirkung der Luft und des Wassers ungemein. Man findet daselbst alle nur erdenkliche Bequemlichkeiten vereinigt. Der Gebrauch einer Badekammer kostet täglich einen Paole, ohngefähr vier gute Groschen; und die Bedienung wird jedesmal mit sechs Groschen bezahlt.

Der Kanal von Pisa kommt aus dem Serchio, ohngefähr drey Meilen von Lucca, und nimmt das Wasser aus dem Bade auf.

Von Pisa bis Lucca, ist der Weg überaus angenehm. Die Landschaft ist reizend, und mit Dörfern und artigen Villas und Lusthäusern übersäet, die man jährlich oder auch monatlich um einen geringen Preis miethen kann. Sie sind alle mit dem gehörigen Tischleinen und Küchengeräthe versehen.

Reichthum der Einwohner der Stadt Lucca.

Das Gebiet der Republik Lucca erstreckt sich drei Meilen nach Pisa hin. Gleich bei meiner Ankunft besah ich die Hauptkirchen. Es sind deren sehr viel; wenn ich aber einige Gemählde ausnehme, so enthalten sie wenig merkwürdiges.

In Lucca giebt es sehr reiche Häuser, welches nicht zu verwundern ist, da sie nicht Gelegenheit finden, ihre Einkünfte ganz zu verzehren. Um sich zu Grunde zu richten, um

sein Kapital anzugreiffen, oder auch nur um die Zinsen recht zu genießen, muß der Luccaner — auf Reisen gehn.

Das Haus Buonavicini soll zwanzigtausend Thaler *) Einkünfte, aber auch Schulden haben. Das Haus Santini nimmt jährlich zehn tausend ein; zu der Zeit war der zweite aus der Familie Gesandte der Repuplik am toscanischen Hofe. Die Lucchesini sind nicht so reich, und der Markis dieses Nahmens, der jetzt in das preußische Ministerium getreten ist, hat den größten Theil seiner Güter im Ferrarischen liegen. Ich habe einen seiner Brüder in Paris kennen gelernt, und in ihm einen Mann von Verdienst gefunden.

Die Familie der Guinigi ist zahlreich. Einer von ihnen hat sich in Amsterdam niedergelassen, und ist mit dem Signor Controni, einem luccischen Nobile und dortigen Kaufmann, in Gesellschaft getreten. Die Guinigi haben sechs tausend Thaler Einkünfte, welches in einem Lande, wo man auf einem wahrhaft republikanisch-sparsamen Fuße lebt, ein ansehnliches Einkommen ist. Das Haus Bernardi hat jährlich acht tausend Thaler zu verzehren, verzehrt sie bei weitem nicht, hat keine Schulden, und vergrößert mit jedem Jahre sein Kapital. Die Orseti, Garoni, Montecateni und Lorenz Orsucci werden auch unter die reichsten der

*) Der luccische Thaler hat ohngefähr eben den Werth, als der römische. Zwanzig tausend Thaler luccisches Geld, machen soviel als 260,000 französische Livres aus.

Stadt gezählt, da ihr Vermögen jährlich acht tausend Thaler Zinsen abwirft, welches in einer Stadt wie Lucca, viel sagen will.

Der Adel in Lucca treibt, wie der zu Genua, die Handlung, und dieses allein verhindert den Sturz der Häuser. Deswegen gehören aber nicht alle Handelsleute in die Klasse der Nobili; und es giebt unter ihnen Häuser, die ein Kapital von hundert tausend Thalern, und darüber besitzen; so daß Lucca bei seinem geringen Bezirk, weit mehr Reichthümer in sich faßt, als andere Staaten von weit größerm Umfang.

Das Zeughaus.

Ich hatte mir verschiedne Empfehlungsschreiben zu verschaffen gesucht, und meine erste Sorge, sobald ich in Lucca ankam, war sie abzugeben. Allenthalben ward ich sehr gut aufgenommen. Bei den Luccanern ist es der Gebrauch, weitläuftige Freundschaftsbetheurungen, Hochachtungsbezeugungen, Dienstversicherungen u. s. w. zu machen; dieses alles schwebt aber bloß auf den Lippen, und selten wird ein Fremder von ihnen — zur Tafel geladen.

Es ist ganz und gar meine Sache nicht, aus Geschmack oder aus Noth den Schmarotzer zu spielen: dennoch gestehe ich, daß ich es auf Reisen gern sehe, wenn ich eingeladen werde, weil ich alsdann die beste Gelegenheit habe, die Sitten und Gebräuche der Länder, die ich studiere, kennen zu lernen. Die Tischfreiheit

ist

ist mir bei meinen Beobachtungen immer sehr zu statten gekommen; und ich habe oft beim Nachtisch eine Menge Resultate gesammelt, die sich mir schwerlich unter eben dieser Gestalt gezeigt haben würden, wenn ich nur im Kabinette oder im Gesellschaftszimmer Eingang gefunden hätte.

So viel aber bleibt gewiß; die Luccaner wollen dem Reisenden zu diesem Mittel, seine Menschenkenntniß zu vermehren, nicht behülflich seyn; und das einzige, worin sich ihr guter Wille gegen die ihnen empfohlenen Fremden äußert, besteht darin, sie mit großem Gepränge und vielen Ceremonien nach der Armuria, oder dem Zeughause der Republik zu führen. Alle ohne Ausnahme, an die ich empfohlen worden war, thaten mir mit der nämlichen Wärme und dem nämlichen Eifer das nämliche Anerbieten. Der Mann, der das Wiener, Berliner, Petersburger und Brester Zeughaus gesehen hatte, konnte sich wohl keine so große Vorstellung von dem Luccischen machen, um es als eine ausgezeichnete Wohlthat anzusehen, darin herumgeführt zu werden; vielmehr gab ich in diesem Stücke nur den inständigen Bitten der Luccaner nach, und sahe — was dem Leser einen Begriff von der Seemacht dieser Republik geben wird.

Von drei Rathsherrn begleitet, trat ich in das Innere dieses Gebäudes, welches, was die Ordnung, die Einrichtung und Eintheilung des Ganzen betrift, mit allen übrigen Zeughäusern eine vollkommene Aehnlichkeit hat. Ich fand vollständige Rüstung für fünf und zwan-

zig tausend Mann darin. Da sich nun überdieß viel Einwohner ihre eigene Rüstung halten, so leuchtet mir ein, daß diese kleine Republik in Zeit von drei bis vier Tagen, eine bewaffnete Macht von vierzig tausend Mann ins Feld stellen könnte.

Das Erdgeschoß dieses Zeughauses ist mir sehr feucht vorgekommen; so habe ich es wenigstens aus der Natur der Backsteine, womit es gepflastert ist, geschlossen. Und, wie es heißt, fingen die Waffen an zu rosten, als es einem der Aufseher einfiel sie mit einer gewissen Firnißcomposition leicht zu überstreichen, um die Feuchtigkeit abzuhalten. Das obere Stockwerk ist diesem Uebel nicht ausgesetzt. Die Artillerie ist nicht zahlreich, aber schön, in gutem Stande, auf ihren Laveten, kurz, so beschaffen, daß es nur wenig Zeit bedürfte sie in Aktivität zu setzen. Die Kugeln sind in einem Keller aufgestellt; es sind ihrer eilf tausend, und jede wiegt zwei und dreißig Pfund.

Die Zeiten haben sich geändert.

Unter allen Städten Italiens, äußerten Cremona und Lucca die meiste Anhänglichkeit an der großen Religionsveränderung, die Luther und Calvin im sechszehnten Jahrhundert hervorbrachten. Cremona hat, zum Glück und Ruhm seiner Einwohner, einen Grad von Toleranz beibehalten, wodurch es sich von den übrigen Städten der Lombardey zu seinem Vortheile unterscheidet; in Lucca hingegen hat sich alles geändert.

Unter der Regierung des ehrsüchtigen und ränkevollen Karls V., war der luccische Senat nahe dabei, neben der anerkannten Gewissensfreiheit, auch die Lehre Calvins öffentlich anzunehmen, und sie für die einzige Religion des Staats zu erklären. Der römische Hof, dessen Erhaltung von der Erhaltung des ächtkatholischen Glaubens lediglich abhängt, und der also für diesen Glauben mit dem größten Eifer zu streiten hat, versicherte sich zuerst des nachdrücklichen Beistandes des toscanischen Hofes, der damals dem päpstlichen Stuhle völlig ergeben war, und wendete sich hierauf an den Kaiser. Der Kaiser, der nach Beschaffenheit der Umstände, und so wie es sein Vortheil erforderte, bald Freigeist, bald bigott war, dekretirte bei dieser Gelegenheit, wenn Lucca der Reformation Raum gäbe, so sollte dieser Staat seine Freiheit verlieren, dem toscanischen Joche unterworfen sein, und überdieß noch auf das strengste bestraft werden. Der erschrockene Senat zog seine politische Freiheit dem Hange zur neuen Religion vor, und erklärte feierlich, die alte sollte bei ihren Rechten und Vorzügen geschützt werden. Nur erlaubte man denen, die sich schon zum Calvinismus bekannt hatten, die Stadt und das Gebiet der Republik zu verlassen, ihr baar Geld und was sich aus dem Verkaufe ihrer liegenden Gründe ziehen lassen würde, mit sich zu nehmen. Diese durch den Ausspruch der unpartheyischen Gerechtigkeit ertheilte Erlaubniß legte den Grund zur Vergrößerung und zum Flor der Stadt Genf, wohin sich eine Menge Familien aus Lucca begaben,

ihre Reichthümer, und, noch mehr, ihren Kunstfleiß, der die Stelle der Reichthümer vertritt, und ihren Handlungsgeist, der sie zu vermehren weiß, brachten. Man wird in der Folge dieses Werks noch mehrere Aufschlüsse über diesen wichtigen historischen Punkt finden.

Als ich einmal, nach eben aufgehobner Sizzung, das Aeußere des Rathhauses in Augenschein nahm, sah ich mich von mehreren Senatoren umringt, die sich mit der in Lucca gewöhnlichen, das heißt, bis aufs äußerste getriebnen Höflichkeit erboten, mich in allen Sälen herumzuführen, und mir alles, was mir in die Augen fallen würde, zu erklären. Wir blieben lange zusammen, und sprachen über verschiedene Gegenstände. Endlich kam die Reihe an die europäischen Republiken; und da ich eine geraume Zeit in Genf zugebracht, und daselbst viele Familien, die ursprünglich aus Lucca waren, kennen gelernt hatte, so benutzte ich diesen Augenblick, von ihnen zu reden, aber mit aller Behutsamkeit die ein Fremder nie aus den Augen lassen darf, und ohne mir weder Lob noch Tadel über obige Umstände, denen Genf seine Größe zu verdanken hat, zu erlauben. Aller meiner Vorsicht ungeachtet, sah ich daß sich die rathsherrliche Gravität zur Wehr setzte. Es war keiner unter den Senatoren, der das Verfahren seiner Vorgänger nicht höchlich geahndet hätte; und einer von ihnen setzte mit einem bittern Lächeln hinzu: »damals war unsre Republik noch nicht aufgeklärt, und bewies durch ihr Benehmen, wie wenig sie sich auf die Regierungskunst ver-

»stand. Nie wird man es dem Senate verzei»hen können, daß er es dem Adel frei stellte, »mit seinem Vermögen abzuziehn. Diese Sot»tise läßt sich nur mit der Einfalt derjenigen, »die sie sich zu Schulden kommen ließen, ent»schuldigen.« —

Aber was wollten Sie denn, daß der Senat hätte thun sollen? —

»Allen Misvergnügten die Erlaubniß er»theilen auszuwandern, weil sie doch einmal »dem Glauben ihrer Väter entsagen wollten; »aber ihr Vermögen an sich behalten, und es »ihren nächsten Anverwandten zuschlagen, die »der rechtgläubigen Kirche treu blieben.«

Im ersten Augenblicke dachte ich, Seine Herrlichkeit beliebten zu scherzen; allein die Folge des Gesprächs bewies, leider! daß er im ganzen Ernste gesprochen hatte. Der Gesichtspunkt, aus welchem er die Sache beurtheilte, schien mir weder christlich noch menschlich; da ihm aber alle Anwesende Beifall ertheilten, so bestand meine Rolle darin, daß ich schwieg. Wie haben sich doch die Luccaner verändert! Dieser Rückfall in ihre alte Vorurtheile macht ihrem Herzen so wenig, als ihrem Verstande Ehre. Ich habe mich lange genug bei ihnen aufgehalten, und ihren ganzen kleinen Staat so sorgfältig untersucht, daß ich sicher behaupten kann, in allen Klassen und Ständen dieser Republik herrsche derselbe Geist des Eigennutzes und der Ungerechtigkeit.

Wer nicht bis auf den Ursprung der Reformation zurückginge, würde, wenn er das luccische Gebiet bereiset hätte, nie von selbst auf

den Gedanken fallen können, daß dieser Staat einst im Begriff war die Lehre Calvins anzunehmen. Ganz Europa, und vielleicht der ganze Erdboden, selbst Portugal und Spanien nicht ausgenommen, hat kein Volk aufzuweisen, welches so viel Anhänglichkeit für den Catholicismus, so viel blinde Ergebenheit für den Papst und Ihre Eminenzen die Herren Kardinäle bezeigt. Man spricht von dieser Heuchlerzunft, wie von einer Gesellschaft von Heiligen, die man nicht tief genug verehren kann. Ich darf wohl nicht erst erinnern, daß Unwissenheit der Vorurtheile Mutter ist, und das Lucca auf eine beispiellose Art von Vorurtheilen beherrscht wird.

Der geringste Scherz über irgend einen abergläubischen Gebrauch, würde die ernsthaftesten Folgen haben. Wenn man des Tages nur eine Messe hört, so ist man in den Augen der Luccaner kein guter Christ. Der Orthodox, der Rechtgläubige muß wenigstens eine doppelte, dreifache Portion zu sich nehmen, und noch überdieß in allen Kirchen die ertheilten Segenssprüche einsammeln. An Feiertagen überladen sie sich vollends den geistlichen Magen, und bringen in den Kirchen eine Zeit zu, die sie zu ihren Geschäften nützlicher anwenden könnten.

In der Mittagsstunde, in der Vesperstunde, erblickt man auf den Straßen, auf den Plätzen, in den Kramläden nichts als Zeichen einer lächerlichen äußern Andächtelei. Alsdann betet alles und macht ein Kreuz über das andere, ungefähr mit allen heiligen Grimassen,

die J. B. Rousseau öffentlich nachäfte, als er wegen der berühmten Stanzen, die er nach Zeit und Umständen bald leugnete, bald eingestand, aus Frankreich verbannt worden war.

Man wird sich nicht wundern, wenn man nach diesem allen liest, daß in ganz Lucca keine Erziehungsanstalt ist. Wer seinen Kindern einige Kenntniß von schönen Wissenschaften beibringen will, muß sie nach Meiland, Modena, Bologna und sogar nach Rom schicken. In Lucca giebt es bloße Schulen, und kaum setzen sie den Luccaner, der seine Vaterstadt nie verlassen hat, in den Stand, die wenigen Geschäfte, die diese kleine Staatsverwaltung erfordert, zu besorgen.

Beim ersten Anblick hat der Luccaner etwas imposantes und wichtiges. Man hält ihn für gelehrt, weil er mit vieler Leichtigkeit spricht; seine Begriffe sind deutlich und seine Vergleichungen erhaben. Allein man merkt seinen Irthum gar bald, und findet daß diese so höfliche, so steifgesittete Menschen keinen Vorzug vor dem gemeinen toscanischen Landmann haben, der, was er sagt, gut sagt, und nie mehr sagt als er wirklich versteht.

Die Justizrichter.

Lucca hat den alten Gebrauch der Genueser und der übrigen unabhängigen Staaten Italiens beibehalten. Es wählt Auswärtige zu seinen Richtern, und dieses ist vielleicht das einzige Mittel eine unpartheiische Justiz zu haben. Denn Magistratspersonen, die über Le-

ben, Vermögen und Ehre der Bürger zu sprechen haben, müssen in dem Lande, wo sie die Dollmetscher des Gesetzes sind, in keiner Art von näherer Verbindung stehen. Um solche Stellen, die bei weitem die allerwichtigsten sind, recht zu verwalten, muß der Richter hundert Meilen weit von seinem Richterstuhl gebohren seyn. In Lucca bleibt man nur zwei Jahre Richter. Der gemeine Rath der Nobili kann diesen Zeitraum zwar verlängern; er thut es aber selten, ungeachtet man gewöhnlich mit den Richtern sehr wohl zufrieden ist.

Der Fremde, der aus Eigennutz oder Habsucht sich um eine Richterstelle in Lucca bewerben wollte, würde sich in seinem Plane sehr betrogen finden. Die Andächtelei ist bei diesen Republikanern mit ihrer Anhänglichkeit an den Weltgütern, und mit der Wachsamkeit über ihre Privatvortheile, genau verbunden. Dabei sind sie von Natur neugierig, und erkundigen sich fleißig nach der Aufführung ihrer Mitbürger, und zumal ihrer Richter. Sie besitzen eine große Fertigkeit im Ausfragen, und selten entgeht ihren Nachforschungen etwas. Folglich geht es in Lucca nicht, wie an andern Orten an, daß ein ungerechter Richter die Früchte seiner Ungerechtigkeit in Frieden genießen kann. Wenn er auch ein zweiter Verres im Herzen wäre, so dürfte er sich seiner Neigung nicht überlassen; denn da er mit so vielen Argusaugen umgeben ist, als Bürger im Staat sind, so würde er bald entdeckt und bestraft werden. Daher es denn auch sehr sehr selten ist, daß

die Luccaner über ihre Richter Klage zu führen Ursach haben sollten.

Wenn der ihnen bestimmte Zeitraum von zwei Jahren verflossen ist, so werden sie dem öffentlichen Urtheil unterworfen. Es werden nämlich erhabene Sitze errichtet, die sie einnehmen müssen, und denen sich ein jeder nähern darf. Hier sind sie den Blicken des ganzen Volks ausgesetzt. Wer sich für berechtigt hält, Klage gegen sie zu führen, hat völlige Erlaubniß dazu. Eine hierzu eigentlich niedergesetzte Kommission muß die Angaben anhören, die Klagepunkte untersuchen, dem Senate Bericht abstatten, und wenn die Beschuldigung gegründet ist, so hat sie immer die strengste Strafe zur Folge.

Es hat Reisende gegeben, die diesen Auftritt, davon sie selbst Zeugen gewesen waren, für eine eitle Formalität gehalten, die weiter nichts unangenehmes mit sich führte, als die Feierlichkeit selbst mit der sie angestellt würde. Sie haben ihr Urtheil auf das Nichterscheinen der Kläger, auf das Nichtanbringen der Klagen gegründet, und, da sie vermuthlich die Richter in Lucca nach dem Maaßstabe der so häufig ungerechten und eben so häufig unbestraften Richter in andern Ländern beurtheilten, so konnte es ihnen freilich nicht beifallen, daß ein wirklich rechtschaffenes Organ der Themis unter die möglichen Fälle gehöre. In diesen Irthum sind sie aber bloß deswegen verfallen, weil sie den Karakter der Luccaner zu oberflächlich studiert hatten. Die kurze Amtsdauer der Richter, die wachsamen Augen die von allen

Seiten auf sie gerichtet sind, machen sie behutsam und erhalten sie ehrlich: und ihrerseits haben die Kommissarien auch Rücksicht darauf zu nehmen, daß sie selbst genau beobachtet werden, und da sie keinen Vortheil davon haben, den Exrichtern Verbrechen anzuheften, so lassen sie sich nur auf gegründete Beschuldigungen ein, und weisen alle unzulässige Klagen ab. Daher kommt es dann, daß zu Lucca der ehrliche Mann, nachdem er eines der schönsten Aemter in der bürgerlichen Verfassung mit Rechtschaffenheit verwaltet, von den Wirkungen einer willkührlichen öffentlichen Ahndung nichts zu befürchten hat.

Diese Strenge gegen die abgehenden Richter, und, noch mehr, jene Wachsamkeit die den Bestechungen zuvorkommt, ist in meinen Augen etwas erhabenes und göttliches. Die besten Einrichtungen sind unstreitig diejenigen, welche den öffentlichen Staatsbedienten in die glückliche Unmöglichkeit versetzen Böses zu thun, und, zu gleicher Zeit, seinen geheimen Feinden, oder überhaupt hämischen Köpfen, die im Unglück der andern ihr Glück suchen, die Macht benehmen, Irthümer in Fehler, Fehler in Verbrechen umzuwandeln, und durch ihre verläumderischen Ränke den Mann, der ihnen mißfällt oder dessen Lage sie beneiden, zu stürzen. Als ich mich in Lucca befand, waren hundert und sechszig Jahre verstrichen, ohne daß ein Richter bestraft worden wäre, oder, besser zu reden, es verdient hätte bestraft zu werden. In der ganzen bekannten Welt ist der

kleine luccische Staat der einzige, der sich dieses unschätzbaren Vorzugs rühmen kann.

Der Discolato.

Dieser in Lucca bekannte und gebräuchliche Ausdruck soll eine Art von Ostracismus, obschon nicht den in Athen eingeführten, bezeichnen. Das Wort discolato bedeutet eigentlich eine ausgelassene wilde Lebensart; aber die Luccaner gebrauchen es mehr, um die Maaßregeln auszudrücken, die dadurch veranlaßt werden, und haben ihm eine weitläuftigere Bedeutung gegeben. Bei ihnen heißt discolato so viel als eine sehr wachsame Aufsicht über das Verhalten jedes Bürgers, in Absicht auf Gesetze, Polizei und politische Grundsätze. Es ist eine strenge Censur, die, wenn sie zum Nachtheil ausfällt, gewöhnlich eine bestimmte Verbannung zur Folge hat.

Man hält alle zwei Monate einen Discolato, und zwar über verschiedene Gegenstände. Es giebt Discolati über kirchliche Angelegenheiten; andre über innere Familiensachen, noch andre über die Prachtgesetze, über Verletzung der Gebräuche und Landsatzungen, und endlich über die Polizei der Kaffe- und anderer öffentlichen Häuser.

Wenn ein Discolato gehalten wird, so bekommt jeder Senator und jedes Mitglied des großen gemeinen Raths einen gestempelten Bogen, worauf er gehalten ist, die Nahmen derjenigen aufzuzeichnen, die gegen einen der

Punkte, worüber der Discolato gehalten wird, verstoßen haben.

Wird, zum Exempel, über die Religion Discolato gehalten, so schreibt jedes Mitglied diejenigen auf, die in seinen Augen nicht rechtgläubig oder im Gottesdienst nicht ehrerbietig genug sind. Dabei muß man bemerken, daß, wer in Lucca nicht mitten im Straßenschlamm auf die Kniee fällt, wenn das Allerheiligste, oder nur eine Reliquie vorbeigetragen wird, für einen Atheisten gilt, und sicher im nächsten geistlichen Discolato angegeben und verketzert wird.

Sobald der Nahme einer Person auf fünf und zwanzig Listen in derselben Klagerubrik steht; wird im großen Rath die Frage aufgeworfen, ob er der eingeführten Strafe schuldig zu achten, oder loszusprechen sey? Verurtheilt kann man nur durch eine sehr große Stimmenmehrheit werden; es müssen wenigstens zwei Drittheile der Richter für die Strafe des Discolato seyn.

Findet sich im folgenden Discolato derselbe Nahme eben so oft auf den Listen, so wird dieselbe Formalität wiederholt.

Geschieht es aber, daß die zweimal losgesprochene Person zum drittenmal im Discolato erscheint, so wird sie vor den großen Rath gefordert, ihr Verhalten ernstlich gerügt, und ihr die Strafe einer dreijährigen Verbannung zuerkannt.

Der Discolato erstreckt sich über alle Staatsbürger, und macht sie äußerst behutsam. Die Nobili, die Reichen, denen ihr Stand oder ihr Vermögen Ansehn in der Republik verschafft, su-

chen sich auf alle Weise gegen dergleichen ehrenrührige Beschuldigungen zu schützen. Bei dem allen, und so sehr auch dieses Mittel dem Uebel zuvorzukommen scheint, so führt es doch eine Menge nachtheilige Folgen mit sich, und es wäre zu wünschen, daß man es abgeschafft hätte. Der Beobachtungsgeist im gemeinen Umgange, das gegenseitige Mistrauen, die Furcht vor Verräthern, verbittert die Reize des gesellschaftlichen Lebens; Offenherzigkeit und ungezwungene Freude, diese zwei Triebfedern der menschlichen Gesellschaft, sind aus Lucca verbannt; einer ist immer des andern Spion. Daher ist der Umgang höchst traurig; in den Assembleen herrscht Langeweile. Die Luccaner nennen sich freie Leute, und es giebt in der Welt keine größere Sklaven. Freilich ist ihr Joch freiwillig, und es hängt bloß von ihnen ab es abzuschütteln; allein es wird noch viel Zeit vergehn, ehe sie die Vorzüge der bürgerlichen Freiheit werden einsehen lernen, ehe sie eine richtige Gränzlinie zwischen Freiheit und Gesetzlosigkeit ziehen werden.

Diese Censur erstreckt sich ebenfalls über die Richter, die als Fremde nicht davon befreit sind, über die Advokaten und über alle Landgemeinen. Der Unterschied liegt bloß in den Beweisen und in der Rüge, welche oft statt der Strafe selbst dienet.

Jeder Nobile muß einen Eid ablegen, daß er nach Einsicht und Gewissen die Nahmen derjenigen, die in seinen Augen gegen einen der Punkte, worüber der Discolato gehalten wird, gesündigt haben, auf seine Liste eintragen wird.

Diese beständige Censur giebt den Sitten der Luccaner eine Rauhigkeit, die der attischen Urbanität ganz entgegengesetzt ist. Die Stadt und das Gebiet Lucca ist einem weitläuftigen Kloster ähnlich, wo Regel und Disciplin mit der pünktlichsten Genauigkeit beobachtet werden. Verbrechen sind selten; Frevelthaten etwas unerhörtes; Unterdrückungen werden im Keim erstickt oder scharf geahndet: allein man führt ein trauriges Pflanzenleben. Freude ist in Lucca nicht zu Hause, wohnt nicht im Herzen, strahlt nicht aus den Augen. Wem es in Lucca gefallen soll, muß ein gebohrner Luccaner seyn.

In den Discolati über das Gesetz und die Gebräuche, werden nicht nur diejenigen aufgezeichnet, die offenbare Uebertreter derselben sind, sondern auch jeder Bürger, der einem Mitbürger von einer niedrigern Klasse verächtlich begegnet ist.

Wird einer aus dem Volke von einem Nobile beleidigt, wäre es auch nur in Worten, so fordert er ihn vor den Richterstuhl der Observanz; und die geringste Strafe, die dem Schuldigen zuerkannt wird, besteht in einem vierzigtägigen Verhafte. Nach Verlauf dieser Zeit wird er wieder vor dieselbe Obrigkeit geführt, und mit einer scharfen Zuchtrede entlassen. Es ist ohne Beispiel, daß dieser Richterstuhl dergleichen Fehler ungerügt gelassen hätte; und kein Nobile kann unbestraft den schlechtesten im Pöbel beleidigen. Ein luccischer Nobile der einen von der Volksklasse mishandeln dürfte, würde von seinesgleichen nicht

mehr geachtet, und wie ein schlechter Staatsbürger angesehen werden, dessen Absicht gewesen sey, die Liebe des Volks zu dieser Kaste zu verringern, die zwar in manchen Stücken privilegirt, in tausend andern aber so eng eingeschlossen ist, daß ich einen Luccaner, der zu der niedern Volksklasse gehört, für glücklicher halte, als den, der den traurigen Vorzug genießt, im Senat Sitz und Stimme zu haben.

Dergleichen Beispiele sind aber selten. Jahre verstreichen, ehe das Gericht der Observanz diesen Grundsatz der Strenge, der eine gesetzliche Kraft hat, in Anwendung bringt. In diesem Staate, vielleicht unter allen aristokratischen Staaten dem einzigen wo die Regierung Muth genug gehabt hat sich selbst Gränzen zu setzen, und Mäßigung genug um sie nicht zu überschreiten; in diesem Staate wird das Volk geehrt und geschützt. Die innere Erziehung ist diesem Gesetze angemessen, und es erhält durch das menschlichste aller Vorurtheile neue Kraft; denn die luccischen Nobili, die mit der Muttermilch den Grundsatz der Höflichkeit gegen das Volk eingesogen haben, sehen den geringsten Verstoß wider die Beobachtung dieser Regel als ein strafwürdiges Verbrechen an.

Wenn man ganz Italien bereiset hat und nach Lucca kommt, so fällt diese Mäßigung ungemein auf. Was für ein gewaltiger Unterschied zwischen diesen luccischen Nobili und dem übrigen Adel! Wenn eine Staatsveränderung in Lucca Statt fände, welches nicht anders möglich ist, als wenn die Regierungsform in

ganz Italien umgestoßen würde, so fände gewiß das Volk wenig oder nichts an der moralischen Lebensart seiner Nobili zu verbessern. Sie begnügen sich damit, das Ruder des Staats in den Händen zu haben, regieren mit aller möglichen Mäßigung, sind gegen sich strenge, und erleichtern die Strafen gegen die Uebertreter der Gesetze und Gebräuche nur dann, wenn sie auf das Volk fallen.

Die Vorrathshäuser.

Die ganze Republik Lucca wird wie ein Kloster regiert, worin (um sich einen unmöglichen Fall als möglich zu denken) der Pater Superior ein weiser Mann ist. Man muß in ihr keine weitumfassende Maasregeln, keinen festen Gang der Politik suchen; alles ist, in diesem Staat, nach dem Maaßstabe seiner Größe, nach dem Grade der Macht, die er mitten unter den moralischen Erschütterungen seiner Nachbarn zu behaupten gewußt hat, berechnet und eingerichtet.

Die Republik hat ihre Vorrathshäuser für alle gewöhnliche Lebensbedürfnisse. Ich habe sie mehr als einmal besucht, und habe sie mit Wein, Oel, Waizen, Gerste, Rocken, Hafer, Erbsen, Linsen, Kastanien u. s. w. angefüllt gefunden.

Der erste Zweck bei Errichtung dieser Magazine war, die Lebensmittel in einem stets gleichmäßigen Preise zu erhalten. Dabei war noch eine zweite Absicht, die der Menschlichkeit und der Vorsicht gleich sehr zur Ehre gereicht;

man

man wollte sich nämlich in den Stand setzen, der Theurung, die entweder durch Miswachs oder durch andre Zufälle entstehen könnte, abzuwehren. Sobald ein Dorf oder ein Strich Landes dergleichen Unglücksfall gehabt hat, stattet es seinen Bericht ab; die Regierung ernennt eine Kommission, die auf öffentliche Kosten den Schaden in Augenschein nimmt, und dessen Größe schätzt. Diese Berechnungen sind allemal sehr richtig, und mit dem Nationalkarakter der Luccaner, das heißt, mit derjenigen Genauigkeit und dem Kleingeiste abgefaßt, der nur in kleinen Staaten zu Hause ist. Nach abgestattetem Bericht erfolgt die schleunigste Hülfe, ohne daß man weiter einkommen darf, oder auch nur lange darüber berathschlägt. Der Obrigkeit liegt die Erfüllung ihrer Pflichten zu nahe am Herzen, um sich hier die mindeste Zögerung zu Schulden kommen zu lassen.

Wenn einen Privatmann ein Unglück betrift, so ist die Hülfe eben so schnell als wenn das Schicksal des Staats mit dem seinigen verbunden wäre. In Lucca, aber auch vielleicht in Lucca ganz allein, sieht der Unglückliche sein Feld vom Hagel verheert, seine Erndte durch Regengüsse vereitelt, ohne der Schande ausgesetzt zu seyn, um schwache, langsame, und folglich fast immer unzulängliche Hülfe zu flehen.

Allein die Republik rechnet dergleichen Hülfsleistungen als bloße Vorschüsse an, und richtet sie nach der Größe des Verlustes und den Umständen der Hülfsbedürftigen ein. Da das Wesen ihrer Regierungsform in einer beständi-

gen Inquisition besteht, und sich alle Bürger unter einander kennen, so ist es unmöglich die Obrigkeit hierin zu hintergehen. Noch mehr; die gelieferten Vorschüsse bestehen in Saatkorn, Wein, Oel und andern Lebensmitteln, und müssen terminweise in Zeit von zwei Jahren erstattet werden, so daß auf diese Weise der Unterstützte Zeit gewinnt, das Geliehene in Natur wieder zu geben, ohne von dem Seinigen etwas hinzu zu thun.

Ist das folgende Jahr nicht gut für ihn ausgefallen, so läßt der Staat für dieses Jahr seine Forderung nach, und macht ihm oft einen neuen Vorschuß, aber immer unter denselben Bedingungen.

Diese, auf Menschlichkeit gegründete Maaßregel erhält bei den Luccanern den Wohlstand, und vermehrt, durch eine natürliche Folge, die Bevölkerung. Dabei wagt der Staat nichts von dem Seinigen; denn derjenige, der dergleichen Hülfe gezogen hat, verdoppelt seinen Fleiß, um einen Ersatz zu leisten, dessen Wichtigkeit er einsieht, und erwartet selten den letzten Termin, um sich einer für ihn so heiligen Verbindlichkeit zu entledigen.

Die Luccaner sagen: »will man vom Staa»te geholfen seyn, so muß man ihn in den »Stand setzen zu helfen, ohne selbst darüber »arm zu werden; das heißt, man muß die ge»machten Vorschüsse genau wieder abbezahlen.«

Verschiedne obrigkeitliche Personen sind über diesen Gegenstand gesetzt. Die Vorrathshäuser sind so gut eingerichtet, daß der geringste Unterschleif unmöglich ist; die Aufseher darü-

der müssen ihre Rechnungen in Gegenwart einer Anzahl unbescholtener Bürger ablegen, die wieder von andern beobachtet werden, über welche zuletzt die ganze Nation ein wachsames Auge hat. Alle Vorräthe sind aufgeschrieben, und in gewisse Klassen gebracht; man weiß auf das genaueste, wie viel aus jedem Magazine herausgenommen, wie viel in jedes hineingebracht worden ist; nichts ist leichter, als jeden Augenblick das Betragen der Aufseher zu untersuchen.

Die erste Einrichtung dieser Magazine schreibt sich von vielen Jahrhunderten her, und so ein eifriger Anhänger der Freiheit und Gleichheit ich auch bin, so gern ich ihnen alles was ich in meinem Vaterlande besaß, aufgeopfert habe, so muß ich doch in diesem Stükke die Weisheit der luccischen Staatsverfassung bewundern. Während meines Aufenthaltes in dieser Stadt, ward eilftausend Einwohnern, die vom Hagelschaden gelitten hatten, vom Staate geholfen. Eine so ganz zur rechten Zeit angebrachte Hülfe, erwirbt den Oberhäuptern der Regierung die völlige Ergebenheit des Volks; und so lange der Adel von diesem Grundsatze nicht abgehen wird, steht nicht zu besorgen, daß er sein Ansehen verlieren werde. An andern Orten befördert dieses Ansehen den Despotismus, oder befestigt ihn; hier ist es wohlthätig, gerecht und der Natur des Staates, dem es Gesetze und Wohlstand giebt, angemessen. Das nämliche gilt nicht von den Gebräuchen; allein diese Gebräuche sind durch die Länge der Zeit und durch das

Volk selbst bestätigt, welches sich mit dem Genusse dessen, was es hat, begnügt, ohne zu bedenken, daß es mehr haben könnte. In der That sieht man nirgends zwischen der Klasse von Menschen, denen die Schmeichelei das elende Beiwort der Großen gegeben hat, und den niedern Klassen eine solche Harmonie, als bei den Einwohnern von Lucca.

Der Handel.

Den Kornhandel ausgenommen, den sich der Staat zugeeignet hat, um die öffentlichen Kornhäuser anzufüllen, ist alles in dieser Republik frei, und jeder kann diejenige Handthierung treiben, die sich am besten für ihn schickt, ohne die geringste Schwierigkeit zu besorgen zu haben. Es giebt zwar Zollabgaben, sie sind aber sehr gemäßigt.

Eine handelnde Aristokratie ist für mehr als einen Staat eine Landplage. Sie zieht alle Vortheile des Handels an sich, und schafft sie in einem schändlichen Wucher um. Ein Beispiel davon ist die Schweiz. Es giebt in diesem Lande aristokratische Regierungsformen, die es den Fabrikanten gewisser Waaren zur Pflicht machen, sie bloß an ihre Mitbürger zu verkaufen. In Lucca, wo der Adel persönlich Handlung treibt, ist dieser Nahrungszweig den Bürgern von allen Ständen verstattet.

Der Ballen, der dem Senator, dem Gonfaloniere *) zugehört, bezahlt eben so viel

*) So heißt das Oberhaupt der Republik.

Abgaben, als der dem geringsten Kleinhändler zugesandt wird. Alles was handelt, wird auf denselben Fuß behandelt. Bauer, Bürger, Edelmann, alles darf nach seinem Geschmack, seinen Talenten und Fähigkeiten, spekulieren und handeln.

Wer indessen einen Handel von rohen oder verarbeiteten Seidenwaaren anlegen will, muß es bei der Obrigkeit anzeigen. Diese Verbindlichkeit ist keinesweges wider die allgemeine Freyheit; sie hat eine heilsame Absicht zum Zweck. Die Republik pflegt nämlich denjenigen, die sich diesem Handlungszweige widmen, mit Unterstützung an die Hand zu gehn. Sie leiht ihnen Gelder zu sehr geringen Zinsen; nur muß das anvertraute Kapital durch hinreichende Hypothek auf Grundstücke, oder ausgestellte Kautionen gesichert seyn. Damit nun der Staat immer Vorschuß vorräthig habe, so muß er zeitig genug benachrichtiget werden, wie viele dieses Handlungsfach erwählen, welches er so vorzüglich begünstiget.

Es hängt alles von dem Gesichtspunkte ab, aus welchem man eine Sache betrachtet. Was in einem andern Lande ein Zeichen der Schande für den Handelsmann wäre, und seinen Kredit sinken lassen würde, hat in Lucca ganz verschiedene Folgen. Hier sieht der Handelsmann die Staatskasse für dasjenige an, was sie ist, für das Resultat der zu seiner Erhaltung gemachten allgemeinen Beyträge; und er fordert von dem öffentlichen Ueberflusse ein Darlehn, wie es ein anderer aus den öffentlichen Vorrathhäusern verlangt und

erhält. Welcher Unterschied zwischen dieser heilsamen Einrichtung und dem pariser Mons-pietatis oder Lombard!

Da sich mit der Zeit die Seidenfabriken in Lucca zu sehr vermehrt haben, so giebt es mehrere, die sich nicht erhalten können und sichtbarlich abnehmen. Die Regierung gerieth auf den Einfall, mehrere Personen nach Deutschland zu schicken, worunter sich ein gewisser Sardi befand der in Amsterdam bankerott geworden ist, um den Absatz dieser Waaren zu vergrößern. Ich weiß nicht, ob die Absicht gut eingeschlagen ist; so viel aber weiß ich, daß sie dem Senate Ehre macht.

Man findet auch zu Lucca Fabriken von Doppelzeugen, von Tüchern, von indischen, baumwollenen und wollenen Zeugen; allein man muß gestehen, daß sie ähnlichen Fabriken in andern Ländern an Güte nicht gleichkommen, ungeachtet man keine Kosten spart um die Unternehmer aufzumuntern, und keine Bemühungen um ihnen Absatz zu verschaffen.

Die Papiermühlen sind auf einem sehr guten Fuße, und denen von verschiedenen Nationen vorzuziehen. Man verschickt eine Menge Papier ins Ausland, vorzüglich nach Portugal und Spanien, von da es nach den Kolonien dieser beiden Staaten versandt wird.

Die Bereitwilligkeit, mit welcher der Staat einem Bürger zur Errichtung oder Fortsetzung seines Handels die nöthigen Summen vorstreckt, ist bewundernswerth. Diese Sorge liegt dem Gonfaloniere ob, und die Art, wie er sich dabey benimmt, ist für den Schuldner

nicht eben lästig. Ich habe von Kaution, von Sicherheiten gesprochen; diese schränken sich auf folgendes ein. Wenn man keine Grundstücke aufweisen kann, so schafft man einen oder einige Ballen Waaren herbei. Sie werden ohne Untersuchung angenommen, und man zahlt dem Ueberbringer, es mag ihm nun die Waare gehören oder nicht, die verlangte Summe, wenn sie nur nicht unter dem Werthe des Unterpfandes ist.

Diese Aufmunterung, diese wohlthätige Einrichtung hält dem Zwange der Zünfte, den Mißbräuchen der Gilden und Gemeinheiten das Gegengewicht. Unter allen Mißbräuchen ist aber wohl keiner mit dem Vorrechte zu vergleichen, welches sich der Gonfaloniere anmaßt, und wobei die Gesetze schweigen. Dieses Oberhaupt eines freien Staates ist Eigenthümer mehrerer Fabriken, welches ihm auf immer untersagt bleiben sollte.

Dem Flore der Luccaner fehlt weiter nichts als ein Seehafen. Sie haben zu Viareggio die schönste Anlage dazu, dürfen sie aber nicht dazu einrichten lassen. Vor zwey Jahrhunderten fing man an sich im Senate mit einem für den Staat so heilsamen Projekte zu beschäftigen; allein die Macht der Mediceer verhinderte dessen Ausführung. Auf die Mediceer folgte das Haus Oesterreich, weit mächtiger, ehrgeiziger, und folglich weit furchtbarer noch als jene. Die Luccaner sind überzeugt, daß sie der beständigen Sorgfalt, nichts vorzunehmen was bey ihren Nachbarn einiges Aufsehn erregen könnte, ihre politische Existenz zu verdanken ha-

ben. Und hierinn haben sie freilich das Beispiel mehrerer italienischen Staaten vor Augen, die vordem blühend und frey waren, jetzt umgestürzt und in Ketten sind, und deren verschwundenen Glanz die Geschichte allein noch erzählt.

Es ist zu hoffen, daß Lucca dem Beispiel der Franzosen folgen, und mit dem Beistande dieser freigewordenen Nation, endlich die Fesseln der Furcht abschütteln, und seine vortheilhafte Lage zur See dahin benutzen wird, daß es mit seinen reichern, obschon nicht fleißigern Nachbarn, die Vortheile eines ausgebreiteten Seehandels theilt.

Die Stadt Lucca.

Lucca ist auf einem großen freyen Platze gebaut, und ziemlich befestigt. Die Wälle sind schön und mit Bäumen besetzt, welches einen anmuthigen Spaziergang ausmacht. Die Stadt hat eine Meile im Umfange, und gewährt von allen Seiten den reizendsten Anblick.

Ein sehr geschätzter Reisender hat sich über diese Stadt einen Scherz erlaubt, durch den die Gerechtigkeit und die Wahrheit gleich sehr gekränkt werden. Er giebt allen denen, die nach Lucca kommen, den Rath, einmal um den Stadtwall zu gehen, und sogleich weiter zu reisen. Allein er hätte sich für seine Person länger in Lucca aufhalten, und alles genauer untersuchen sollen; so würde er verschiedenes gefunden haben, was der Aufmerksam-

keit eines reisenden Beobachters nicht unwerth ist. Auf diese Weise wäre aber sein witziger Scherz für ihn, und für seine Leser verloren gegangen. O wie oft hat nicht der Kitzel ein Bonmot zu sagen oder zu schreiben über Gerechtigkeit und Wahrheit gesiegt!

Lucca liegt in einer Ebene, die mit Rebenhügeln, Dörfern, und mehrentheils sehr angenehmen Landsitzen begränzt ist, und kann für eine hübsche Stadt gelten. In ihrem Bezirke sind viel einzelne Pachthöfe, denn im Luccischen, wie größtentheils im Toscanischen, giebt es keine weitläuftige Aemter.

Der Serchio, ein ziemlich großer und fischreicher Strohm fließt durch die Stadt. Die Hauptkirche ist 1070 gebaut. Vier Kollegiatkirchen und achtzehn Pfarren sind eine unnütze Last des Bodens. Zwanzig Klöster, mit Schlachtopfern von beiden Geschlechtern angefüllt, beweisen, daß Lucca bei aller seiner Wachsamkeit wenn es auf sein Interesse ankommt, dennoch nicht Scharfsinn genug besitzt einzusehen, daß diese vervielfältigten Stiftungen für den Staat ein politischer Krebsschaden sind.

Lucca ist in drei Viertel, oder vielmehr Drittel eingetheilt, die die Nahmen Sta Paulina, St. Salvator, und St. Martin führen. Es hat auch drei Thore, das florentinische, pisische und Landthor. Es liegt im acht und zwanzigsten Grade neun Minuten der Länge, und im drei und vierzigsten Grade neun und vierzig Minuten nördlicher Breite.

Die Bevölkerung steigt auf zwei und zwanzigtausend Seelen. Ich habe schon bemerkt,

daß in der Stadt kein Elend anzutreffen ist; und setze bloß hinzu, daß man nie auf den Straßen einen Bettler antrifft. Die Polizei ist genau, und geht in ihren Geschäften ins Kleine. Es ist unmöglich den geringsten Umgang mit den Lustmädchen, die hier sehr schön sind, vor der Obrigkeit geheim zu halten.

Etwas besonders sind die häufigen verhältnißwidrigen Ehen, was das Alter betrifft, besonders unter den Edelleuten. Ich habe Greise von siebzig Jahren mit jungen Mädchen von sechzehn bis siebzehn sich vermählen gesehn. Freilich weiß das Frauenzimmer diesen Mislaut an Jahren durch Anschaffung junger liebenswürdiger Sigisbeen zu ersetzen, die ihnen allenthalben nachfolgen, wenn sie kein öffentliches Amt abhält.

Es ist mir auffallend, daß die Luccaner diesen lächerlichen Gebrauch der ungleichen Ehen so ruhig dulden, da doch Galanterie und Ausschweifung die natürlichen Folgen davon sind. Allein es hat seine Richtigkeit, daß sich die luccischen Damen, für den äußern Zwang dem sie unterworfen sind, reichlich schadlos zu halten, aber allemal den Faden ihrer Liebeshändel so fein anzulegen wissen, daß er sich in einem Gewebe von Anständigkeit, von der das übrige Italien wenig oder nichts weiß, verliert.

Der Marmor, der die öffentlichen Gebäude und selbst manches große Privathaus ziert, wird aus Steinbrüchen, die dem Staate gehören, geholt, und erfodert bloß die Kosten des Sprengens und der Verarbeitung.

Die regierende Gewalt führt, wie in Bern, den Nahmen des Souverains. Der große Rath, worinn eigentlich der Sitz der Oberherrschaft ist, versammelt sich sehr oft, und entscheidet in letzter Instanz über alle Angelegenheiten, worüber appellirt worden. Die Nobili haben Sitz und Stimme darin, sobald sie ihr drei und zwanzigstes Jahr erreicht haben; und dieser Gebrauch ist in meinen Augen vortrefflich. Da die jungen Leute früh in die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte verwickelt werden, so muß sie dieses allein schon für die Folgen des Müßiggangs sichern, und ihnen einen Anstrich von Ernst und Ueberlegung geben, der auf alle ihre Handlungen Einfluß hat. Auch wenn sie verliebt sind, welches in Italien die allgemeine Sitte ist, werden sie in den Armen ihrer Schönen eben den Ernst beibehalten, den sie in den Senat bringen; sie werden ihren Liebeshändeln einen solchen Anstrich von äußerer Anständigkeit zu geben wissen, daß der Reisende sich dadurch täuschen lassen, und diese jungen Leute für eben so viele Catonen halten würde, wenn er sich überreden könnte, daß die Natur sich allenthalben nicht gleich ist. Dabei ist es auch sehr wahr, daß die Staatsverfassung und politischen Grundsätze zu Lucca viel dazu beitragen, die Jugend, vorzüglich von derjenigen Klasse, der das Volk, seys aus Geduld oder aus Wahn, die Erlaubniß ertheilt, sich zu Staatsbeherrschern zu bilden, in Ordnung zu erhalten. Der Nobile, der sich zu Bürgertöchtern, oder wohl gar zu öffentlichen Schanddirnen erniedrigte, würde

unfehlbar in dem nächsten Discolato aufgezeichnet und öffentlich bestraft werden; dagegen ist es eine erlaubte Sache, eine adelige Frau zu verführen; und ihren alten Ehemann betrügen, heißt keine Regel verletzen. Man würde ganz und gar hierüber keiner Angabe Gehör geben, weil dieses nicht zu den bestimmten Klagepunkten gehört; und ungeachtet die Luccaner, von Natur, zum Scherz wenig aufgelegt sind, so suchen sie doch, wenn diese Saite berührt wird, die Sache aus dem lächerlichen Gesichtspunkte zu beurtheilen.

Sobald ein Reisender den Nationalkarakter, die Sitten und Gebräuche der luccischen Einwohner kennen gelernt hat, sobald er der Regierungsverfassung dieser Republik und deren Triebfedern nachgespürt, so bleibt ihm in einer Stadt, wo er weder für das Vergnügen, noch für die Wissenschaften Nahrung findet, nichts mehr zu thun übrig; ein längerer Aufenthalt würde ihm unerträglich werden. Was sollte er unter einem Volke angeben, welches nie lacht; Gott wie den Teufel fürchtet; an die Heiligen, den Papst und seine Bullen glaubt, vor den Blitzen des Vatikans zittert, sich von den Lebenden entfernt, und Gespenster sieht?

Der Staat.

Der luccische Staat enthält sieben und funfzig Flecken und Dörfer, und eine unglaubliche Menge kleiner zerstreuter Wohnungen. Das ganze Land, sogar die Berge sind damit über-

säet. Die ganze Länge ist jedoch nur von vier und vierzig Meilen, und die Breite von siebzehn.

Ich habe verschiedene dieser Dörfer gesehen. Sie sind gut gebaut, bequem eingerichtet, und ihre Bewohner, die von den luccischen Stadtbürgern ganz verschieden sind, scheinen wohlhabend. Traurigkeit und Ernst sind nur in Lucca zu Hause. Sobald man aus der Stadt kommt, werden die Leute lustig, zuvorkommend und gastfrei. Die Aufnahme, die man von ihnen erhält, ist ganz verschieden; kurz, es scheint, als wollten sie sich für den Zwang, den ihnen die Hauptstadt auferlegt, schadloshalten.

Die Bevölkerung, mit der geringen Landesfläche verglichen, ist über allen Glauben. Man berechnet sie auf hundert und neunzehntausend Seelen. Es ist aber auch kein unbewohnter Winkel zu finden; Thäler, Berge, Ebenen, Hügel, alles wimmelt von Menschen in einem Ländchen, wo der Ackerbau den höchsten Grad seiner Vollkommenheit erreicht hat. Der Gipfel der Berge gewährt dem Auge den reizenden Anblick von Kastanienwäldern und Maulbeerbaumpflanzungen, die eben so gut wie in der Ebene fortkommen, und an diese Berge schließen sich Rebenhügel an, die dem Ganzen ein mahlerisches Ansehn geben das man schwerlich anderswo vereint antreffen wird.

Das luccische Gebiet reicht für die Konsummation seiner zahlreichen Einwohner nicht zu; und es liegt der Regierung ob, das nothwendige Getreide aus fremden Gegenden herbeizuschaffen. Daher beschwert sich auch der Un-

terthan nie über dieses Kornmonopol des Staats, welches ihn einer großen Mühe überhebt, ihm liefert, sobald er bedarf, und ihm oft den weisen Ausspruch ablockt: »warum soll»ten wir den Kornhandel nicht dem Souverain »überlassen, da dieser von seinen Magazinen »einen so heilsamen Gebrauch für uns macht.« Siehe die Rubrik Vorrathshäuser.

Die reichen Luccaner kennen die Vortrefflichkeit ihres Bodens und die Hülfsquellen die ihnen ihre Staatsverfassung eröffnet, vollkommen; auch verwandeln sie lieber ihre Kapitalien in liegende Gründe ihres Gebiets, als daß sie sich, auch bei doppeltem Ertrag, in der Nachbarschaft ankaufen sollten.

Die Landesprodukte, deren Ausfuhr erlaubt ist, bestehen in Kastanien, Feigen, Oliven, Wein und Seide. Das Hauptprodukt ist das Oel, welches von vorzüglicher Güte, und theurer als in andern Ländern ist. Es wird mit der größten Sorgfalt gepreßt, und jährlich ohngefähr vierzig tausend Piven davon versendet. Die Oelpipe enthält gewöhnlich hundert und dreißig Pfund; ist das Oel von der feinern Sorte, so gehn nur hundert und zehn Pfund hinein. Jede Pipe kostet ungefähr vier Zechinen, oder 44 französische Livres; so daß der Oelhandel den Luccanern jährlich 1,900,000 Livres einbringen kann.

Ihre Sparsamkeit ist ihrer Indüstrie gleich. Von Jugend auf sind sie zur Mäßigkeit gewöhnt, leben von Wenigem, und sind dabei zufrieden. Aus der ärmern Volksklasse wandern viele auf eine Zeitlang aus, und suchen

sich in der Fremde Arbeit und ansehnlichern Lohn. Doch bleiben sie nicht lange aus ihrem Vaterlande; denn die benachbarten Staaten bieten ihnen keinen schönern Himmelsstrich, keine sanftere Regierungsart an. Je weiter sich der Luccaner von der mütterlichen Erde entfernt, desto stärker wächst in seinem Herzen die Sehnsucht nach ihr; er vergleicht sie ja beständig mit seinem jetzigen Aufenthalte. Nachdem er also eine Zeitlang den Einwohnern der Landschaft Romagna ihre wenigen urbaren Fluren bestellt, oder ihnen in der Erndte geholfen hat; nachdem er in den Morästen von Siena, oder in den Sümpfen von Sardinien gearbeitet hat, kehrt der Luccaner zu seinem eignen Heerde zurück, baut sein eignes Feld und verbessert es mit Hülfe seiner eingesammelten Erfahrungen. Sparsamkeit und Arbeitsliebe verschaffen also diesem kleinen Volke, das bei seinen mäßigen Bedürfnissen und eingeschränkten Aussichten sich so zufrieden findet, einen Wohlstand, dessen reichere, aufgeklärtere, aber dabei minder glückliche Nationen entbehren müssen.

Sollen die Luccaner noch in der Folge glücklich seyn, so muß ihre Freiheit ungekränkt bleiben. Sobald sie das Joch eines Despoten trügen, würde der Ackerbau darunter leiden, der Kunstfleiß danieder liegen, und die Volksmenge abnehmen. Daher ist es wesentlich für sie, nur zu den Bequemlichkeiten des Lebens, nicht aber zu einem Grade von Reichthum zu gelangen, der den Neid und die Habsucht ihrer mächtigen Nachbarn erregen, und von

fern den Umsturz dieses kleinen Staats bereiten könnte. Reiche Kapitalisten lassen ihre Gelder nicht müßig liegen; sie geben sie gern auf vier oder fünf Prozente aus; aber nur im Auslande, etwa in Florenz oder Pisa. Auch liegen verschiedene Summen in den französischen Fonds.

Der Staat, der diesen Geldhandel verstattet, treibt ihn nicht selbst, und leiht seinen Nachbarn nur selten. Er besitzt zwar einen Schatz; es ist aber ganz eigentlich ein Nationalschatz, weil er nur zur Unterstützung des Handels und der Landesfabriken dient. Wer auf dem Lande eine Geldhülfe nöthig hat, um seine kleinen Besitzungen zu verbessern, ist sicher sie zu erhalten, bittet mit Zuversicht darum, und wendet sie zum allgemeinen Besten an.

Man hat die Landeskultur in Lucca so weit getrieben, daß der dürre Gipfel verschiedener Berge in fruchtbares Ackerfeld verwandelt worden ist; man hat nämlich auf dem Rücken der Maulesel, und sogar der Menschen, mit unsäglicher Mühe, eine hinreichende Lage guter Dammerde hinaufgeschafft. In den Gegenden um Genua ist etwas ähnliches zu finden; allein es kommt dem luccischen Fleiße und der luccischen Beharrlichkeit bei weitem nicht bei. So glücklich macht die Freiheit des einzelnen Bürgers den Staat, wenn sie durch allgemein angenommene Gesetze in den gehörigen Schranken erhalten wird!

Bei aller Indüstrie der Luccaner, ist doch der gebirgigte Boden ihrer Republik, bis auf einen gewissen Grad, ein unübersteigliches Hinder=

derniß zu ihrer fernern Vermehrung, und die Ueberschwemmungen der Flüsse und Seen, wenn sie von Bergströhmen angeschwollen sind, sezzen ihre Geduld oft auf die Probe, ermüden sie aber nie.

Der luccische Staat ist nicht immer eine unabhängige Republik gewesen. Er hat auch manche Veränderungen erlebt, und ist oft, bei den Erschütterungen der benachbarten größeren Staaten, mit erschüttert worden. Seine Lage zwischen Toscana, Modena, Massa, Genua und dem sonst so mächtigen Pisa, war äußerst gefährlich, und nur mit der größten Mühe ist es ihm gelungen der Habsucht so vieler Raubthiere zu entgehen.

Lucca hatte vor alten Zeiten der so berüchtigten Gräfinn Mathilde, deren Eifer für die zeitliche Größe des römischen Stuhls bekannt genug ist, zugehört. Castracani bemächtigte sich 1325 dieses kleinen Staats, und warf sich zum Tyrannen darin auf. Gerard Spinola brachte ihn hierauf unter seine Bothmäßigkeit. Karl IV. schenkte ihm seine Freiheit wieder, die er unter Paul Guanigi von neuem verlor. Nur 1450 bekam er seine ächtrepublikanische Verfassung, und seit dieser Zeit hat er sich, einige wenige Abweichungen abgerechnet, bei der Form erhalten, in der wir ihn sehen. Die einzige Gefahr, der die Republik ausgesetzt gewesen, war, wie wir bemerkt haben, unter der Regierung Karls V. Damals entschloß sie sich, lieber in den Schoos der römischen Kirche zurückzukehren, als sich dem toscanischen Joche zu unterwerfen.

Die Regierung.

Es wird hier die nämliche Ceremonie, oder um mich passender auszudrücken, die nämliche Posse gespielt, als in Bern. Alle Jahre wird in beiden Städten eine neue Wahl der Mitglieder des großen Raths — ballotiert, und alle Jahre werden die alten Mitglieder in ihren Aemtern bestätigt, leben, altern und sterben darin. Das Ballotieren ist also weiter nichts als eine lächerliche Grimasse, die man abzulegen noch nicht Muth genug gehabt hat.

Die obrigkeitlichen Stellen sind nicht auf lebenslang, und werden mehrentheils alle zwei Monat erneuert. Ich billige diese Methode sehr. Man wagt nichts dabei, eine weitläuftige Gewalt in jemandes Hände zu liefern, wenn ihre Dauer nur kurz ist. Nur die Verlängerung einer Gewalt, sollte sie auch an sich gering seyn, setzt das gemeine Wesen in Gefahr. Rom hörte auf frei zu seyn, sobald die Diktatorwürde lebenswierig ward.

Das Oberhaupt des luccischen Magistrats heißt der Gonfaloniere. Er hat die Aeltesten zu Beisitzern, die auch nur zwei Monate im Amte bleiben. Der Gonfaloniere und seine Beisitzer halten sich den ganzen Tag im Nationalpallaste auf, wo alle Audienzen ertheilt, alle Händel geschlichtet werden; des Abends begiebt sich ein jeder in seine Wohnung.

Die Ernennung des Gonfaloniere geschieht durch Stadtviertel, oder, wie man sie in Lucca nennt, weil ihrer drei sind, durch Stadtdrittel. Jedes Viertel liefert wechselsweise ei-

nen Gonfaloniere, und alle drei geben ihm neue Beisitzer zur Seite.

Die souveraine Gewalt in Lucca hat ihren Sitz im großen Rath, dessen Mitglieder hundert und achtzig an der Zahl sind. Sobald ein Nobile drei und zwanzig Jahr alt ist, hat er seine Stelle im Rath. Vormals mußte man warten, bis eine Stelle ledig war; jetzt aber, da die Anzahl der Nobili abgenommen hat, tritt man ein, sobald man mündig ist, damit die gesetzmäßige Zahl, wo nicht ganz, doch ungefähr vollständig sey.

Es wird meinen Lesern nicht unangenehm seyn die verschiedenen Klassen von Obrigkeiten, die über die Republik gesetzt sind, näher kennen zu lernen.

Der Gonfaloniere ist, wie ich schon gesagt habe, das Oberhaupt des Magistrats. Er ist, so zu sagen, der Präsident der Republik, und genießt alle Ehrenzeichen und Vorzüge, die mit diesem ersten Posten verbunden sind. Er unterschreibt und expedirt Staatsangelegenheiten. Er wacht über die Polizei der Stadt und des Landes. Er untersucht alle Verbrechen die die öffentliche Ruhe stöhren; und in dieser Hinsicht ist sein Ansehen unbeschränkt. Allein er befindet sich selten in dem Falle, Gebrauch davon zu machen, da Staatsverbrechen in einem Lande, wo man so genau, so pünktlich, so — mikroskopisch bewacht wird, etwas äußerst seltenes sind.

Das Kollegium des **Ueberflusses** besteht aus neun Gliedern. Es hat die Aufsicht über die Magazine, und sorgt dafür daß sie immer

die für die Konsumtion der Stadt nöthige Menge Getraide enthalten. Ueberdieß hat es noch über die öffentlichen Gefängnisse, den Schatz und die Bank, wo die Unterpfänder der Staatsschuldner aufbewahrt werden, zu wachen.

Das Deferenzkollegium besteht auch aus neun Gliedern. Sein Hauptgeschäft ist die Korrespondenz mit den Gesandten die der luccische Staat an fremden Höfen unterhält, und mit den fremden Ministern in Lucca; kurz es ist das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. In dieser Eigenschaft hat es auch über die Erhaltung der Gränzen der Republik zu wachen.

Das Jurisdiktionskollegium besteht aus sechs Mitgliedern, und hat zur Hauptsorge das wichtige Geschäft, den Staat vor den Eingriffen der Geistlichkeit zu schützen. Ich kenne in einem erzkatholischen Lande keine weisere Einrichtung. Die Zurückdrängung der Mißbräuche des römischen Hofes und seiner Versuche gegen die kirchliche Freiheit, die Erlaubniß päpstliche Bullen einzuführen, die Büchercensur, die Aufsicht über die Nonnenklöster; dieses sind ungefähr die Hauptgegenstände, womit sich dieses Kollegium beschäftiget. Unter allen diesen Verrichtungen, die es für eben so viel Rechte ansieht, ist keine, wobei es mehr Strenge gebraucht, als bei der Büchercensur. Es ist schlechterdings unmöglich, für die Aufklärung von Lucca auch nur eine Zeile zu schreiben, so scharf wird über diesen Punkt gehalten. Dieses wird meinen Lesern paradox scheinen, wenn sie sich erinnern, daß in Lucca

eine Auflage des Dictionnaire de l'Encyclopédie, mit allen möglichen Privilegien und Freiheiten versehen, herausgekommen ist. Allein es bleibt ausgemacht, daß dieses Werk bloß auf merkantilische Spekulation gedruckt worden ist, und daß, hinterdrein, die Obrigkeit die dazu ertheilte Erlaubniß bereut hat.

Das Kriegs- oder Munitionskollegium besteht aus neun Mitgliedern, und hat die Aufsicht über das Zeug- und Gießhaus und die Pulverfabrik.

Das Finanzkollegium besteht auch aus neun Mitgliedern, und wacht über die Einnahme und Anwendung der öffentlichen Einkünfte, über die Zölle, die Salzabgaben, kurz über alle Landesimposten. Es nimmt die Zinsen für ausgeliehene Staatsgelder ein, revidirt die Schatzmeister, die Einnehmer, sorgt für den Salzvorrath und für alles, was in diesen Artikel einschlägt.

Das Reservevorrathskollegium besteht aus sechs Mitgliedern. Es ist darüber gesetzt, daß in den Magazinen immer hinlänglicher Mundvorrath sei, um der Hungersnoth zu wehren. Die Artikel sind bestimmt; es sind Erbsen, Bohnen und andre Hülsenfrüchte. Dieses Kollegium hat auch die Aufsicht über den Verkauf in den Magazinen, ingleichen über die Magazine im Gebirge, die bloß mit Mehl und Kastanien angefüllt sind.

Das Befestigungskollegium besteht aus sechs Mitgliedern. Der Nahme dieser Kommission zeigt ihre Bestimmung an.

Das militairische Kollegium besteht

auch aus sechs Mitgliedern. Seine Bestimmung ist, das Gehörige für die Besoldung und den Unterhalt der Truppen, ihre Quartiere, und alles was sie betrift wenn sie nicht im Dienste sind, zu besorgen. Mit dem Rathe der obersten Herren vereinigt, hat es die Ausführung der Plane, die man für den Staat vortheilhaft hält, zu dirigieren.

Das Bergtruppenkollegium besteht aus sechs Mitgliedern, und theilt das Kommando über die sechs Bergregimenter unter sich. Jedes Mitglied führt den Generalstitel, und ist verbunden, wenigstens einmal des Jahrs über sein Korps Musterung zu halten. Die sechs Obristen dieser Regimenter sind allemal zugleich Hauptleute von der luccischen Garnison.

Die Kommission über die sechstausend besteht aus sieben Mitgliedern. Diese sieben Kommissarien haben eine gewisse Anzahl Männer unter sich, die sie zwei oder dreimal des Jahrs in den Waffen üben. Eigentlich wird dieses Exercitium von dem Unterkommandanten, der zugleich Lieutenant von der luccischen Garnison ist, kommandirt.

Das Kollegium über die Erhaltung der Gesetze besteht aus sechs Mitgliedern, deren Beruf ist, in jedem dunkeln und streitigen Falle das Gesetz zu erläutern.

Das Gesundheitskollegium besteht nur aus drei Mitgliedern, und erhält, wenn ansteckende Krankheiten eintreten, eine diktatorische Gewalt. Alsdann liegt es dieser Kom=

mission ob, die Küsten bewahren zu lassen, und alle öffentliche Vorräthe anzuschaffen.

Das Religionskollegium besteht aus acht Gliedern. Es muß über die Erhaltung der Religionssatzungen, und über die Art wie man den geistlichen Stiftungen das ihrige zukommen läßt, und die dazu angewiesenen Fonds anwendet, wachen.

Die Wasser- und Wegekommission besorgt alle in dieses Fach einschlagende Geschäfte, und besteht aus neun Gliedern.

Die Badekommission besteht nur aus vieren, und ihre Bestimmung liegt schon in ihrem Nahmen.

Die Kommission der Vicareien *) besteht aus sechs Mitgliedern, erhält die Ordnung in diesem Theile der Staatsverwaltung, und sorgt für die Vermeidung der Schulden und aller überflüssigen Ausgaben.

Die sogenannte Fettkommission, bestimmt den Preis des Fleisches, und versorgt die Stadt damit. Sie besteht aus sechs Gliedern.

Ich übergehe hier verschiedene Magistratsbenennungen, die ganz unbedeutend und bloße Ehrentitel sind, ohne daß irgend ein wirkliches Geschäft damit verbunden wäre. Man erneuert sie alle Jahre.

*) Die Vicaria ist hier so viel als die Aufsicht über einen Theil der Polizeisachen, worüber Vicarii oder Polizeilieutenante gesetzt sind. Es ist also hier nicht die geistliche Jurisdiktion der Vicarien, die auch diesen Nahmen führt, zu verstehen. A. d. U.

Der große Rath ist, wie ich schon bemerkt habe, souverain. Er soll aus hundert und achtzig Senatoren bestehen, wovon wenigstens hundert beisammen seyn müssen, wenn er für vollständig angesehen werden soll. In diesem Rathe ist die gesetzgebende Gewalt enthalten. Der Gonfaloniere hat den Vortrag; allein, was er vorträgt, ist ihm vorher von den Kanzlern vorgeschrieben, die ihrerseits ihre Verhaltungsbefehle vom Rathe haben, der in letzter Instanz spricht.

Hierauf reichen die verschiedenen Kollegia oder Kommissionen ihre Berichte, worin die ihrer Aufsicht anvertrauten Angelegenheiten enthalten sind, ein, und der große Rath verfügt nach der Stimmenmehrheit.

Der Rath der Sechs und dreißiger versammelt sich nur von Zeit zu Zeit. Seine Bestimmung besteht darin, das Oberhaupt des Magistrats, nachdem es von den Stadtvierteln erwählt worden ist, bekannt zu machen. Alle zwei Jahre hält dieses Kollegium die sogenannte Tasca, das heißt, die Decemvirwahl, und ernennt noch einige Unterbedienten im Magistrat und im Staate. Die Häupter der Republik sind zugleich die Vorsteher dieses Raths.

Das Konsularkollegium besteht aus fünf Mitgliedern, und wacht über den Handel und die Manufakturen. Zugleich entscheidet es alle Prozesse, die in dieses Fach hineinschlagen, und hat überhaupt mit der Konsularjurisdiktion in Paris viel Aehnlichkeit.

Die Rota besteht aus vier fremden Richtern, vor denen alle Civilprozesse geführt wer-

den. Erst entscheidet einer von diesen Richtern in erster Instanz; ist man mit seinem Urtheile nicht zufrieden, so wird an die Rota appellirt, und diese besteht dann aus den drei übrigen Richtern.

Der Kriminalrichter wird der Podestat genannt. Er verurtheilt zu allen Strafen die das Gesetz anerkennt, und von seiner Sentenz kann nicht appellirt werden. Nur ist es dem Schuldigen erlaubt, sich an den großen Rath zu wenden, und um Gnade zu flehen. Als Souverain kann dieser begnadigen.

Nach dieser Darstellung sollte man glauben, die luccische Staatsverfassung wäre die vollkommenste unter allen menschlichen gemachten und anerkannten Einrichtungen; allein man würde sich irren. Lücca ist nicht mehr oder weniger, als alle übrigen Republiken, von Ränken und Kabalen befreit. Unerlaubte Bewerbungen, Feindschaften, ja sogar Verfolgungen, giebts hier wie allerorten; nur bleibt alles geheim. Das Volk sieht dem gleichförmigen Gange der großen Maschine zu, weiß von jenen versteckten Nebenbewegungen nichts, und glaubt in seiner Einfalt und politischen Andacht, daß seine Vorgesetzten nur für das gemeine Wesen leben und arbeiten. Diese Zuversicht ist sein Glück; zumal da die verschiedenen Kollegia untereinander und mit dem großen Rathe in geheimer Fehde liegen, sich gegenseitig beobachten, in Verdacht haben und auflauern. Dieses allgemeine Mißtrauen verfolgt die Edeln von Lucca bis in die Privathäuser, in ihre Versammlungen, ja sogar an die Vergnügungs=

örter. Sie haben unter sich eine Art von Privatinquisition errichtet, woraus die beständige Zurückhaltung fließt, die sie sich zum Gesetz und zur Gewohnheit gemacht haben, und die ihrem Umgange so viel Steifes und Gezwungenes giebt.

Das luccische Gebiet, die Berge mit einbegriffen, ist in vierzehn Distrikte getheilt, worüber eben so viel Kommissarien gesetzt sind, die vom Staate besoldet, und vom großen Rathe erwählt werden. Die mit dergleichen Stellen verbundenen Emolumente steigen von 300 bis auf 900 Thaler. Gewöhnlich werden die ärmsten unter dem Adel zu Kommissarien ernannt. Sie instruiren, jeder in seinem Distrikte, die Prozesse, deren Belang nicht über fünf Thaler geht, und sprechen das Urtheil. Ist die Sache von größerer Wichtigkeit, so wird mit Bewilligung beider Partheien, ein Advokat angenommen, der von ihnen bezahlt wird, und die Stelle eines Schiedsrichters vertritt. Sind es Kriminalfälle, so stattet der Kommissarius seinen Bericht an den Podestat ab, und dieser untersuchet und entscheidet ohne Appellation.

Der große Rath darf nur dann als ein gesetzmäßiges Tribunal angesehen werden, wenn zwei Drittel seiner Mitglieder beisammen sind. In Lucca giebt es überhaupt hundert adelige Familien, worunter neunzig alte aus Lucca selbst ursprüngliche, und zehn persönliche sind. Man rechnet zu den ursprünglichen Familien diejenigen, die seit drei Geschlechtern zu den Patriziern gehören. Der große Rath hat das Recht, eine Familie zu einer ursprünglichen zu

machen. Wenn eine von diesen Familien ausgeht, so kann er gleichfalls eine ansehnliche bürgerliche oder fremde Familie in den Adelstand erheben, damit die Anzahl immer vollständig bleibe.

Die Civil- und Kriminalgesetze in Lucca sind nicht besser als im übrigen Italien; allein die Weisheit der Regierung weiß sie in allen Fällen wo sie unanwendbar oder untauglich sind, zu mildern, zu mäßigen und ihnen eine andre Richtung zu geben. Der Senat hat sogar darauf gedacht, ein neues Gesetzbuch zu entwerfen; und ich weiß, daß in dieser Absicht eine Kommission niedergesetzt worden ist.

Das Militair.

Die luccische Kriegsmacht ist nicht ansehnlich, dabei aber dem Bedürfnisse der Republik angemessen. Der Staat wird durch den Patriotismus und die Vaterlandsliebe seiner Unterthanen am besten beschützt. Es ist kein Souverain, gegen den sein Volk so viel Anhänglichkeit bezeigt, als die Luccaner gegen die Häupter ihrer Regierung: wir haben gesehen, weswegen. In diesem kleinen Staate, wo alle Theile so genau mit einander verbunden sind, giebt es niemand, der nicht bereit sey, zur Vertheidigung seiner Freiheit gegen die einzigen Angriffe, die sie zu besorgen hat, das ist, von außen, die Waffen zu ergreifen.

Die Luccaner sind keine gebohrne Krieger. Sie schätzen die Ruhe zu hoch, um sie mit eitlem Ruhme zu vertauschen. Sie beten ihre

Staatsverfassung an, und segnen mit jedem Tage die Verweser derselben. Folglich, bei allen Fehlern die ein geübteres Auge darin entdeckt, ist sie gut, und wohl gar vollkommen, weil sie ohne Mühe den wahren Zweck aller Regierungsformen erzielt, ich meine, allgemeine Liebe. Wo diese herrscht, stumpft keine Furcht das Schwerdt des Gesetzes ab, spitzt keine Furcht die Dolche zu. Das Volk gehorcht gern den Befehlen der Regierung, und widersteht einer Gewalt nicht, die nicht gemißbraucht wird. Jeder kennt seine Pflichten, und beobachtet sie friedlich; entfernt er sich davon, so wird er bestraft, und leidet seine Strafe geduldig, weil man ihn von der Wichtigkeit derselben überführt hat. Mäßigung in der Staatsverwaltung; Neigung zum Gehorsam: dieses ist der Luccaner doppelter Wahlspruch.

Nie hört man hier zu Lande von Diebstahl oder Mord. Wäre die Nation nicht ein handelndes Volk, lebte sie mit ihren Nachbarn in gar keiner Verbindung, so könnte man diese zwei Nahmen aus ihrem Wörterbuche ausstreichen. Ueberhaupt ist man in Toscana wenig mit Verbrechen bekannt; aber in Lucca sind die Sitten noch weit unschuldiger und reiner.

Ich kann für die Wahrheit dieser Behauptung stehen, weil ich mit dem Podestat eine genaue Bekanntschaft errichtet habe. Dieser Mann ist ein Fremder, besitzt einen feinen, hellen Verstand, klebt keinem der so gewöhnlichen Nationalvorurtheile an, und hat mir alle diese Umstände, die in sein Fach einschlagen, genau

mitgetheilt. Der Senat, der für ihn die verdiente Achtung hegt, hat ihm den Auftrag gegeben, die neuen Gesetze, nachdem sie die Kommission in Vorschlag gebracht haben wird, in Ordnung zu bringen. Das Zutrauen, welches der Senat, der es sonst nicht zu verschwenden pflegt, in ihn setzt, hat mich bewogen ihm das meinige zu schenken; und ihm schreibe ich nach, was er die Güte gehabt hat, mir von einem Staate, der um desto interessanter ist, je schwerer es ihm werden mußte, mitten unter mächtigen Nachbarn, unter despotischen Regierungen, seine Sitten und seine Freiheit zu behaupten, bekannt zu machen.

Die Kriegsmacht der Republik beläuft sich nicht über funfzehn tausend Mann, die Miliz mit einbegriffen, die sich nur zweimal des Jahrs zur Musterung versammelt.

Die erste Kompagnie besoldeter Garde besteht aus funfzig gebohrnen Schweizern, die vorzüglich die Wache der Signoria ausmachen. Sie sind sehr gut gekleidet, werden gut bezahlt, und dienen dem Staate mit völliger Ergebenheit. Ihre Verrichtungen bestehen darin, daß sie dem Gonfaloniere zur Ehrenwache dienen, ihn, wenn er Audienz ertheilt, begleiten, und die Ruhe im Innern der Signoria erhalten.

Die Besatzung von Lucca ist, den Oberstab mitgezählt, nicht über fünf hundert Mann stark. Man unterscheidet sie von der Schweizergarde. Sie besteht aus Fremden, mehrentheils aus Deutschen, und besorgt den Dienst in und außerhalb der Stadt. Drei Abtheilungen lie-

gen wechselsweise in Viareggio und auf den Bergen.

Die Lieutenants dieser Kompagnien müssen zugleich die Miliz in den Waffen üben. Eine solche Uebung ist weder lang noch mühsam, da sie überaus einfach ist. Die Republik hat zum Grundsatze, daß man die Soldaten schonen müsse, zumal da die benachbarten Mächte lauter friedfertige Gesinnungen äußern; sie ist überzeugt, daß die Taktik für sie eine überflüssige Kunst ist. Sie ist aber noch mehr überzeugt, daß sie keiner weitern Vertheidigungsanstalten nöthig hat, so lange das Volk weiß, daß die Magazine angefüllt sind, und daß es, bei dieser beruhigenden Vorsicht, die Winde heulen hören, die Wellen sich aufthürmen sehen kann, ohne für sich selbst Mangel zu besorgen.

Sonst wurde die Schweizerkompagnie von einem luccischen Nobile angeführt, dessen Sold ansehnlich war. Seitdem haben seine Mitbürger überlegt, daß es gefährlich sey, einem Patrizier eine fast unumschränkte Gewalt in die Hände zu geben. Man hat daher aufgehört, diesem Korps einen Hauptmann zu geben, und die Stelle wird durch einen Lieutenant ersetzt.

Ungeachtet der Sold der Schweizersoldaten nicht so ansehnlich als in Rom und Bologna ist, so finden sich doch immer viele zur Besetzung der ledigen Stellen ein. Diese werden verkauft; mancher Schweizer bezahlt hundert und funfzig Thaler dafür, und der Ertrag ist für den Kommandanten.

Die Schweizer die im Dienste der Republik

stehen, sind aus dem Kanton Lucern, mit welchem Lucca eine förmliche Kapitulation errichtet hat.

Die Republik wird von keinen Spionen beobachtet, die mit Gesandten- und andern dergleichen Ehrentiteln ausstafiert sind. Sie unterhält einen Agenten zu Rom, und einen Envoye' am toscanischen Hofe. Hierauf schränken sich so ziemlich ihre politischen Verhältnisse ein. Eine Zeitlang hatte sie einen Agenten zu Modena, um verschiedene Gränzstreitigkeiten zu berichtigen; jetzt aber werden alle Geschäfte schriftlich, oder durch einen Nobile, der auf kurze Zeit dahin gesandt wird, betrieben.

Ungeachtet ein besonders Kollegium für die auswärtigen Angelegenheiten niedergesetzt ist, so hat die Republik überdieß noch einen Staatssekretair, der zugleich erster Kanzler ist. Diese Stelle ist lebenswierig und sehr einträglich. Wer sie bekleidet, ist verbunden, so oft sich der große Rath versammelt, mit dem Gonfaloniere auf der Signoria zu speisen; und dieser Fall tritt sehr oft ein.

Der *luccische* Agent zu Rom, und der Envoye' zu Florenz haben beide ein schönes Gehalt. Das ökonomische System der Republik setzt sie in den Stand, dergleichen Kosten mit Würde zu bestreiten, und ihre Gesandten auf einem Fuße zu halten, der ihr Ehre macht.

Die Finanzen.

Sonst gehörte das Salz unter die Staatseinkünfte; es war aber so hoch angesetzt, daß

man dadurch zum Schleichhandel verleitet wurde. Seitdem hat die Regierung andre Maaßregeln ergriffen, und befindet sich besser dabei. Das Salz wird jetzt für sieben Quatrini das Pfund verkauft, welches sechs französische Liards ausmacht.

So ganz uneigennützig ist aber die Aufhebung dieses Impostes von Seiten der Regierung auch nicht gewesen. Was sie bei dem Salze verlor, hat sie auf eine andre Art wieder einzubringen gesucht, und eine sehr lästige Auflage auf das Mahlkorn gesetzt. Dessen ungeachtet bezahlt das Volk diese Auflage ohne Murren, und ohne einmal den Bewegungsgrund dazu zu untersuchen; so weit geht sein Zutrauen gegen seine Obern.

Der Tobak wird auch für die Rechnung des Staats verkauft. Der Preis ist mäßig, und die Waare gut. Das Pfund kommt auf achtzehn französische Sous, oder sechs gute Groschen, zu stehen.

Die Landesbewohner, die nicht mit zum Stadtfelde gehören, bezahlen jährlich eine Kopfsteuer von ungefähr dreizehn Sous, (zwischen 4 und 5 Groschen.) Außer diesen unmittelbaren Abgaben, zieht der Staat eine ansehnliche Summe von den Speisewirthen, den Wein-Wirths- und Limonadehäusern. Alles wird an solchen Oertern für die Rechnung des Souverains verkauft, der, seiner Ehre unbeschadet, an einem solchen Verkehr keinen Antheil nehmen kann. Aber in Lucca ist man daran gewöhnt, und wenn es auch bisweilen zu einigen Klagen Anlaß giebt, so folgt gleich der Luccaner

Lieblingslied darauf: »Wir müssen unsern Sou»verain in allem nachgeben. Er muß darauf »sehen, Geld anzuschaffen, und thut wohl da»ran, es auf allen möglichen Wegen zu su»chen; weiß er es doch so anzuwenden, daß »wir im Nothfalle immer sichere Hülfe bei ihm »finden.» Diese Gutmüthigkeit gefällt mir sehr; allein, wenn sie die Folgsamkeit des Volks und die Geschicklichkeit seiner Anführer zu erkennen giebt, so bleibt es dabei immer wahr, daß die angewandten Mittel nicht alle gleich rechtmäßig sind, und daß der Souverain, auf eine seiner Würde angemeßnere, und den Unterthanen minder lästige Weise seinen Vortheil ziehen könnte.

Außer dieser drückenden Auflage, hat sich die Regierung noch das ausschließende Recht vorbehalten, Fleisch, Fische, rohe Felle und Leder zu verkaufen. Alle diese Artikel gehn auf die Rechnung der Republik. Genua hat das Beispiel gegeben; allein Lucca übertrifft es bei weitem; und dieser Karakterzug macht der Republik in den Augen des Philosophen wenig Ehre. Der Zoll ist auch eine drückende Auflage für den Bürger, ungeachtet er nicht mit der gewöhnlichen Strenge beigetrieben wird.

Nichts beweist die tiefe Unwissenheit worin die Luccaner leben, besser als die ewigen Lobeserhebungen die sie von ihrem Souverain machen, der so wenig Beiträge erfordert, und so vielen Nothleidenden zu Hülfe kommt. Der Adel, wie man denken kann, erhält das Volk bei diesen Gesinnungen; dadurch sichert er die Fortdauer seiner Allgewalt und verschafft sich

eine Art von Anbetung, die ihm ungemein schmeichelt.

Hätte ich mich nur, wie die meisten Reisenden, einige Stunden in Lucca aufgehalten, so hätte ich diese Nachrichten vom Zustande der Finanzen, deren Einrichtung so viel Lob verdient, und deren Verwaltung von der Art sie herbei zu schaffen sorgfältig unterschieden werden muß, unmöglich sammeln können.

Wäre ich nur durchgereiset, und während meines kurzen Aufenthaltes, Zeuge von den großen Unterstützungen gewesen, die man den Hülfsbedüftigen ertheilt; wäre ich zu gleicher Zeit, von der Mäßigkeit der eigentlichen Auflagen, und von der Nachsicht mit der man einige darunter beitreibt, benachrichtigt worden; so hätte ich mir nicht zu erklären gewußt, wie es dem Staate möglich sey, eine solche Last zu tragen; allein genaue Erkundigungen, die ich eingezogen, und ein längerer Aufenthalt haben mir diese scheinbare Freygebigkeit enträthselt. Nachher hat mich nichts mehr gewundert, als die vielen Verfechter einer an sich so tadelhaften, und in ihren Folgen so verderblichen Methode. Doch zurück von dieser Abschweifung!

Mitgiften und Erbschaften sind gewissen Abgaben unterworfen; und zwar bezahlen erstere zwei und ein halbes Prozent; bey letzteren ist die Abgabe wandelbar, und, je nachdem man näher oder weiter verwandt ist, verschieden. Der Erbe hat beinahe nichts zu bezahlen, wenn er des Verstorbenen Oheim, Neffe oder naher Vetter war. Ist er nur weitläuftig mit ihm ver-

wandt, so bezahlt er ein oder zwei Prozent; ist er es gar nicht, so muß er fünf, bisweilen zehn Prozent entrichten.

Für angekaufte liegende Gründe wird ein bis fünf Prozent an den Staat abgegeben; nie darüber.

Alle diese Quellen liefern dem Staate ein ungeheures Quantum, welches mit der größten Genauigkeit, Sparsamkeit und Treue verwaltet wird. Die stufenweise Aufsicht der obrigkeitlichen Personen über einander, entfernt allen Verdacht einer möglichen Veruntreuung, und die Einkünfte werden bis auf den letzten Heller in die Hände der Schatzmeister der Republik geliefert.

Da die Abgaben so verschiedener Art sind, so läßt sich auf die Summe des Ganzen nur ein ungefährer Schluß machen. Die luccischen Nobili sind der Verschwiegenheit zu sehr ergeben, um auch nur über die Größe der Staatseinnahme den entferntesten Wink zu geben. Ich habe mich also an die Unterbedienten wenden müssen, um einiges Licht zu erhalten, und gefunden, daß das Minimum der Einkünfte sich auf zweimal hundert tausend Thaler, und das Maximum auf zweimal hundert und funfzig tausend belaufen kann, welches ungefähr dreizehnmal hundert tausend französische Livres ausmacht. Ich begreife die Kopfsteuer des Landmanns, die zu einem Sou täglich angeschlagen ist, mit unter diese Summe.

Sie ist, für einen Staat der so wenig Ausgaben hat, ungeheuer. Die Polizei kostet ein weniges. Die fünfhundert und funfzig Solda-

ten kommen, mit Sold und Unterhalt, nicht auf dreimal hundert tausend Livres zu stehen. Die vierzehn Distriktkommissarien, der Gonfaloniere, seine Beisitzer, der erste Kanzler, der zugleich Staatssekretair ist, sind die besoldeten obrigkeitlichen Personen. Die übrigen dienen umsonst. Ein Gesandter, und höchstens zwei Agenten, sind die einzigen Glieder des diplomatischen Korps. Dieser Punkt, die Kuriere und Geschenke an die fremden Minister mit einbedungen, macht keine hunderttausend Livres aus. Es ist also offenbar, daß die Einnahme die Ausgabe bei weitem übersteigt, und daß folglich der Souverain für alle Staatsbedürfnisse sorgen könnte, ohne die oben bemerkten Mittel zu ergreifen, die der Billigkeit sowohl als der gesunden Politik schnurgrade entgegen sind.

Die Distriktskommissarien.

Diese Amtsbediente sind auf dem platten Lande zerstreut, und behalten ihre Stellen nur ein Jahr. Bloß diejenigen, die über den Posten Minuciano und Montignoso gesetzt sind, machen eine Ausnahme vom Gesetz aus. Minuciano liegt auf der Gränze von Modena, bei Fiviziano, welches vorzeiten dem so berüchtigten Castruccio = Castracani zugehörte. Der Ort liegt auf der Spitze eines steilen Felsens, in der wildesten Gegend der ganzen Republik. Montignoso ist kein angenehmer Aufenthalt; daher denn auch die Kommissarien, denen diese beiden Posten zu Theil werden, von dem Senat allezeit eine Belohnung zu erwarten haben, die darin besteht, daß sie nach einem der

vier übrigen Posten versetzt werden, wobei man gleichfalls ihretwegen eine Ausnahme macht, um sie für die Langeweile, die sie in ihrer ersten Stelle gehabt, schadlos zu halten. Diese vier Entschädigungsposten sind: Cormagiore, Viareggio, Borgo und Castiglione, und ihre Lage ist überaus anmuthig.

Die Republik überläßt die Distriktskommissarien nicht ihrer eignen Willkühr. Sie wacht über sie, und verlangt genauen Bericht von allem, was in ihren Distrikten vorgeht. Anstatt also die Freiheit zu haben, Ungerechtigkeiten zu begehen, sind sie für jeden Widerspruch, worinn sie mit dem Gesetze gestanden, verantwortlich.

Auch sie sind dem Discolato unterworfen; und ihr Betragen wird eben so scharf untersucht als ihre Rechnungen. Die Republik will den Unterthan für ihre Regierung einnehmen; sie hört folglich jede Klage der Unterthanen an und schafft ihnen Recht. Ueberdieß gestattet die bekannte luccische Beleuchtung nicht, daß Druck und Gesetzverdrehung von Seiten eines Kommissars verborgen bleibe; die Staatshäupter würden es desto eher erfahren, je mehr man es ihnen zu verheimlichen trachten wollte, und die Strafe würde dem Verbrechen auf dem Fuße folgen. Diese allgemeine Aufsicht und Ausspähung, die einen Hauptzug im luccischen Nationalkarakter ausmacht, ist freilich nur in einem Staate wie Lucca zu dulden; dabei muß man aber auch gestehen, daß dieses System die Republik vor einer Menge von Bedrückungen und Uebeln bewahrt, worunter das

übrige Europa zu seufzen hat, und die unfehlbar einst für alle Nationen der Weg zur Wiedererlangung ihrer Freiheit seyn werden.

Ueberfahrt von Lucca nach Livorno. Arist. Die Mönche.

Es würde für den Leser langweilig seyn, mir Schritt vor Schritt auf dem Wege nach Livorno zu folgen, und mit mir bei jedem Wirthshause, das diesen Nahmen kaum verdient, anzuhalten; ich hoffe ihm also einen bessern Dienst zu leisten, wenn ich anstatt eines trocknen und oft unterbrochenen Reisejournals, ihm die Geschichte eines jungen Menschen, der mit mir auf einem Fahrzeuge von Genua nach Livorno fuhr, und ein paar Anekdoten von den Thieren in Mönchskutten erzähle, die das abergläubige Italien als Heilige verehrt. Ich liefre dadurch einen Beitrag zur Geschichte der Sitten dieses durch sein Local so interessanten Landes; und da ich mein Werk ganz vorzüglich zu einem Sittengemälde bestimmt habe, so verdient diese Episode hier allerdings eine Stelle.

Kaum war ich in die Felucke getreten die mich nach Livorno bringen sollte, als ich unter einem Haufen unbedeutender Personen, zwei Männer antraf, davon der jüngste mir in der schmerzhaftesten Melancholie vertieft zu seyn schien. Sein Begleiter zog ebenfalls meine Aufmerksamkeit auf sich, allein auf eine ganz verschiedene Weise; und mein Urtheil fand sich

in der Folge bestätigt, als ich seine Lebensgeschichte erfuhr. Auf einem Schiffe, zur See, macht Muße und Unthätigkeit das nähere Zusammenrücken der Passagiere nothwendig; sie werden bald genauer mit einander bekannt, und suchen auf diese Weise die tödtende Langeweile, diese moralische Seekrankheit, zu entfernen. Zu diesem Bewegungsgrunde gesellte sich noch bei mir die mir angebohrne Neugierde die Menschen kennen zu lernen, und ich suchte die Herzen meiner Reisegesellschafter zu ergründen. Dieses Studium ist gewiß eines der wichtigsten: es nimmt das erste Blatt im großen Buche der Natur ein.

Der junge Mann, den ich Arist nennen will, beehrte kaum die Neckereien des andern, der ein Mönch war, mit einer Antwort, und wenn er der Schaamlosigkeit des Kuttenträgers bisweilen Einhalt that, so war es immer mit einer Bescheidenheit, die mir eine Achtung für ihn einflößte, die nach einer nähern Bekanntschaft mit ihm, außerordentlich zunahm. Wir knüpften eine Unterredung an, und ich bemerkte zugleich mit Verwunderung und Vergnügen, daß Arist eine sehr gute Erziehung erhalten, und sie sorgfältig benutzt hatte. Ich hätte viel darum gegeben, hätte ich den Mönch, der ihn belagert hielt, entfernen können; ich wünschte gar zu sehr hinter das Geheimniß seiner Melancholie zu kommen, die er vergeblich zu verbergen suchte. Ich erreichte aber meinen Zweck nicht eher, als bis wir in Livorno angekommen waren. Hier schied der Mönch von

uns, wir bezogen zusammen ein Quartier, und Arist befriedigte meine Neugierde.

Er war der Sohn eines reichen Kaufmanns aus Florenz, und sein Vater hatte alles auf seine Erziehung gewandt. Seine Eltern hatten, außer ihm, keine Kinder, und erwarteten das Ende seiner akademischen Laufbahn mit Ungeduld, um ihn von Bologna abzurufen und mit einer jungen Person, der einzigen Tochter eines der vertrauten Freunde seines Hauses zu vermählen. Diese in aller Hinsicht schickliche Ehe würde eine der glücklichsten gewesen seyn, wenn gegenseitige Liebe sie geschlossen hätte. Die jungen Leute hatten sich wenig gesehen, aber doch oft genug, um eine entgegengesetzte Wirkung auf einander zu machen. Arist ließ den Reizen und Geistesgaben seiner Verlobten alle Gerechtigkeit widerfahren; sein Herz aber fühlte nichts für sie: sie hingegen, die zu zärtliche Felicia, von ihren Eltern bestimmt, ihre Hand Aristen zu geben, gewöhnte sich bald daran, ihn mit den Augen der Liebe anzusehen, und fand im Gehorsame ihre süßeste Pflicht.

Noch ein Jahr sollte verfließen, und alsdann, dem Wunsche beiderseitiger Eltern gemäß, das unauflösliche Band geknüpft werden. Arist vollendete seine Studien, fern von seiner Verlobten, und sein freies ruhiges Herz erschwerte ihm diese Entfernung nicht; als die Liebe den so gut ausgesonnenen Plan der Eltern scheitern machte, und in den Schooß zweier Familien die Greuel der Verzweiflung brachte.

In Bologna lebte ein junges Frauenzimmer, geschaffen den zärtlichsten Liebhaber zu

fesseln. Ihre Eltern waren von guter Abkunft, aber arm. Sie lebten auf einem kleinen Landgute, unweit der Stadt. Arist sah das junge Mädchen, liebte sie, und ward von ihr geliebt. Die Eltern fanden die Parthie ehrenvoll; sie kannten Arists Familie, wußten aber von seiner dortigen Verlobung nichts, und hofften, daß er ihrer Tochter bald öffentlich Herz und Hand anbieten würde. Daher begünstigten sie unschuldige Zusammenkünfte; Unbesonnenheit und Liebe verleitete die Verliebten bald zu einer heimlichen Ehe; und an die Folgen wurde nicht gedacht.

Als nun der junge Ehemann, vom Rausche des ersten Feuers erwacht, wieder zu sich selbst gekommen war, sah er seinen Fehler ein, machte sich darüber die bittersten Vorwürfe, hatte aber nicht den Muth, ihn seinem Vater zu entdecken. Ach, er fürchtete ihn zu sehr, und kannte ihn zu wenig. Er verbesserte also seinen ersten Fehler — durch einen zweiten; beschloß mit seiner jungen Frau Italien zu verlassen; seine Schwiegereltern erschöpften sich, um ihn mit etwas Reisegeld zu versehen; und unbesonnen und dürftig, machte sich das junge Ehepaar auf den Weg nach Deutschland, und kam in Berlin an.

In Berlin, wie allenthalben, lebt sichs weder von der Liebe noch vom Winde. Die beyden Verliebten sahen diese große Wahrheit ein, daß sie arbeiten müßten, wenn sie der äußersten Noth, und den damit verknüpften, oft schändlichen Folgen entgehen wollten. Beyde hatten den Unterricht ihrer Jugend gleich gut

zu benutzen gewußt. Die junge Frau war mit einem Professor zu Bologna verwandt, und besaß gründliche Kenntnisse in der Geschichte, der Geographie und Musik. Sie beschlossen also, von ihren beiderseitigen Talenten Gebrauch zu machen, legten alle falsche Schaam ab, die gar zu oft ein Deckmantel der Faulheit oder der Unwissenheit ist, wendeten sich an eines der berühmtesten Mitglieder der berliner Akademie, und ersuchten ihn um Empfehlung und Anleitung bey ihrem pädagogischen Unternehmen. Dieser Gelehrte, der ein vortreffliches Herz besaß, verschaffte ihnen eine Anzahl Schüler. Der Mann gab mit vielem Beifall Unterricht in fremden Sprachen, in der Geometrie u. s. w. Die Frau hatte Schülerinnen in Menge.

So verstrichen zwei Jahre: Sie lebten ruhig, glücklich und arbeitsam. Eine Tochter krönte ihre Liebe. Allein ein Zufall, der diesem Kinde noch an der Mutterbrust widerfuhr, stöhrte zuerst den häuslichen Frieden, und lehrte sie, daß bei Verletzung der ersten Kindespflicht kein dauerhaftes Glück zu erwarten sey. Das Kind starb an einem Geschwüre am Kopfe. Die Blattern entrissen den Eltern das zweite Pfand ihrer Liebe; und die zärtliche Mutter folgte den Kindern in die Gruft. Jetzt ward Berlin für den unglücklichen Arist ein Ort der Quaal. Er verließ die preußischen Staaten, bereisete die vornehmsten Städte Deutschlands, ohne sich irgendwo niederlassen zu können; der Gedanke an sein Weib, an seine

Kinder, und vor allem an seine verletzte Pflicht, verfolgte ihn allenthalben, Er kam bis nach Brüssel zu Anfang der dortigen Unruhen, konnte aber daselbst nicht bleiben. Nun ging er nach Holland und von da reiste er nach London, und kam denn nach Paris, nachdem er sich durch einen Aufenthalt von einigen Monaten, eine hinlängliche Kenntniß von der englischen Sprache erworben hatte.

Arist machte keine fernern Ansprüche auf das Glück, und suchte nur die Ruhe deren sein Herz bedurfte. Die Zeit, das Reisen, die Vernunft, dieses alles hatte zwar der Verzweiflung den Stachel benommen; es hatte ihm aber den Seelenfrieden nicht wiedergeschenkt. Die Erinnerung an sein angebetetes Weib, an seine so zärtlich geliebten Kinder, trieb sich in seinem Herzen mit dem Andenken an seinen erzürnten Vater herum. Seine schändliche Flucht malte sich seinem Geiste vor, und zerriß sein Innerstes. Sein einziger Wunsch war, in seines Vaters Arme fliegen, und nach erhaltener Verzeihung, an seinem Herzen — sterben zu können. Endlich, nach vielen Seelenkämpfen, schrieb er an einen Bruder seiner Mutter. Sein Brief den ich in der Abschrift gelesen habe, war so rührend, daß ich keinen gelesen zu haben mich entsinne, der eine so tiefe Wirkung auf mich gemacht hätte. Die Antwort des Oheims war in den sanftesten Ausdrücken abgefaßt; er gab dem reuigen Sohne beruhigende Nachrichten von den gütigen Gesinnungen seines Vaters, lud ihn ein, sich in

die Nachbarschaft von Florenz zu begeben, versprach ihm, selbst nach Florenz zu gehn, und den Vater, der ihn långst als todt beweint håtte, auf eine so unvermuthete Erscheinung vorzubereiten. Arist hatte bei dem frohen Inhalte dieses Briefes dennoch mit einer schrecklichen Lage zu kåmpfen. Er sollte allein in ein Land zurückkehren, wo ihn alles an seinen vielfåltigen Verlust, und folglich an seine Vergehungen und ihre entsetzliche Folgen erinnern mußte. Ueberdieß blieb ihm noch die schwerste Verbindlichkeit übrig. Er — er sollte den Eltern seiner Frau die Nachricht von dem Tode ihrer Tochter bringen. Diese Eltern wußten den Aufenthalt des unbesonnenen Paares nicht. Arist hatte mit Bewilligung seiner Frau gleich nach der Abreise seinen Nahmen verändert und die sorgfåltigsten Vorkehrungen getroffen, um allen Nachforschungen beider Familien zu entgehen; nun sollte er seinen Schwiegereltern ihren ganzen Verlust ankündigen, sollte das våterliche, das mütterliche Herz durchbohren. Endlich entschloß er sich dazu; allein vorher wollte er mit seinem Vater versöhnt seyn.

Er verließ also, auf den Rath seines Oheims, Paris, reiste über Marseille nach Antibes, und kam in Genua an. Hier brachte uns das Schicksal zusammen, und wir machten gemeinschaftlich die Reise nach Livorno, wo er einen zweiten Brief seines Oheims vorfand. Er verließ mich, eilte nach Florenz, wo ich ihn nachher im Hause seines Vaters wiedergesehen habe, aber immer traurig, mit ganzem Herzen an seinem Vater hangend, der ihm mit der zårtlichsten Lie-

be ergeben war, und — im Begriff, aus Gehorsam, zum zweitenmale, und, wo nicht glücklicher doch pflichtmäßiger, ein Ehebündniß zu schließen.

Als ich ihn, wie gesagt, in Florenz wieder sprach, fiel mir das Benehmen und die Gestalt des Mönchs der mit uns im Schiffe gewesen war, und alle Schritte Arists beobachtet hatte, wieder ein; und ich fragte ihn, wie es gekommen wäre, daß ein Mann, der sich so wenig zu seinem Freunde schickte, eine Art von Ansehen über ihn gewonnen hätte.

Dieser Kuttenträger, ein Abschaum seines Standes und der Menschheit, war vom Orden des heiligen Franziscus und ein Recollet. Nach verschiedenen Bubenstücken und nachdem er die Sitten auf eine Art verletzt, womit ich die Ohren meiner Leser zu verletzen Bedenken trage, ward er nach Neapel geschickt, wo seine kriechende Gefälligkeiten ihm die Gunst seines Provinzials erwarben, der ihm die Erlaubniß ertheilte Beichte zu hören; und in Italien ist, wie man weiß, diese Erlaubniß das offne Thor zu allen Verführungen.

Seit anderthalb Jahren bearbeitete dieser schändliche Heuchler die leichtgläubigen Seelen der schwachen Neapolitaner und Neapolitanerinnen, als ein sehr artiges Frauenzimmer die Anzahl seiner — Schaafe vermehrte. Sie gefiel ihm. Er verführte sie. Hierauf schlug er ihr vor, mit ihr die Flucht zu ergreifen, und sie sich in einem fremden Lande antrauen zu lassen. Sie willigte ein, verschwand in einer Nacht aus ihrer Eltern Hause, und nahm mit

sich was sie fortbringen konnte. Der Raub mochte sich auf zwei tausend Thaler belaufen. Sie kamen in Livorno an, gingen zu Schiffe und erreichten glücklich London.

Diese Stadt, deren Sprache und Gebräuche so sehr von den italienischen abweichen, behielt unser verliebtes Paar nicht lange; denn da es von der Landessprache nichts verstand, und sich eben so wenig verständlich machen konnte, so ging es nach Frankreich, bereisete einen Theil dieses Königreichs, und ließ sich endlich in Paris nieder. Außer dem Gelde seiner Schönen, hatte der ehrwürdige Herr noch zwey seiner Beichtkinder beraubt; allein das saubere Paar lebte so gut, daß es bald den Boden der Schatulle sah. Itzt wurde versetzt, verkauft, kurz, reine Bahn gemacht, zumal da der heilige Mann schon die Person selbst, der alles gehörte, — verhandelt hatte. Anstatt sein Versprechen zu halten, und der Unglücklichen ihre Ehre wiederzugeben, trug der Meineidige kein Bedenken sie an eine ehrlose Kupplerinn zu verkaufen, und man hat nie erfahren können, was weiter aus ihr geworden ist.

Aus Noth, mehr als aus Furcht entdeckt und bestraft zu werden, verließ der Bösewicht Paris, und ging nach Spanien, wo er wußte, daß man für die Kutte eben die tiefe Verehrung, als in Italien hat. Wie er aber in Madrid und in den übrigen großen Städten Spaniens weniger Eingang fand, als er gehofft hatte, begab er sich nach Portugal, und seine Laster folgten ihm allenthalben nach. Die Hieronymiten von Belem nahmen ihn auf, und über-

trugen ihm den innern Kirchendienst. Zugleich genoß er die Ehre, der geheime Geschäftsträger der Mönche des Klosters zu seyn, und erhielt bald darauf den Posten eines Aufsehers der heiligen Geräthschaften. Hier hätte er, da er sich so trefflich auf seinen Vortheil verstand, seine übrigen Tage in Frieden zubringen können, wenn seine schwarze Seele den Frieden gekannt hätte. Allein das Maaß seiner Verbrechen war noch nicht voll; und sein Wohlthäter, der Ordensgeneral, machte die traurige Erfahrung an ihm, daß es Herzen giebt, die nicht tief genug sinken können. Er hatte ihm freien Zutritt in sein Zimmer verstattet, und dieß mißbrauchte jener so sehr, daß er ihm ein demantnes Kreuz, einen sehr schönen Ring und über zwei hundert Goldstücken entwandte. Mit diesem Raube entfloh er nach Hamburg, mit falschen Pässen versehen. Von da aus durchstrich er ganz Deutschland, kam nach der Schweiz und meldete sich bei Hrn. von Felice*), dessen Geschichte und Aufenthalt er erfahren hatte. Felice lernte ihn bald kennen, und suchte ihn sobald als möglich los zu werden.

Endlich ward der Mönch des Herumirrens müde; dabei quälte ihn sein Gewissen, und noch mehr der drückende Mangel, der sich bei ihm einfand. Er wandte sich also in seiner

*) Dem Herausgeber der yverdünschen Encyklopädie. Gorani nennt ihn hier und im ersten Theile unrichtig Felix. Er unterschreibt sich in seinen Briefen, deren der Uebersetzer verschiedene gesehen, die fast unleserlich geschrieben sind, beständig Felice. A. d. U.

Noth an seinen Ordensgeneral, schrieb an ihn, entschuldigte sich so gut er konnte, bemäntelte seine erste Ausschweifung, flehte wegen seines Abfalls um die Kirchensühne, und bat um seine Wiedereinsetzung in den Orden. Der General, voller Freude ein verirrtes Schaaf wieder zu gewinnen, gewährte alles; und um den Begnadigten zugleich vor allen Nachforschungen von Seiten der Eltern des neapolitanischen Frauenzimmers zu sichern, schickte er ihn in ein anderes Kloster nach Rom, mit dem Befehle sich vom Papste selbst die Absolution ertheilen zu lassen. Dieses gab zu einer neuen Reise und zu seiner Bekanntschaft mit Arist Anlaß, dem es nur wenig Mühe gekostet hätte, dem Mönche aufs neue weltliche Grundsätze einzuflößen: es scheint sogar, daß der schmeichelnde sittenlose Heuchler im Grunde auf etwas ähnliches dachte, wenn der junge Mensch, der bei weitem nicht so tief gesunken war, und die Gesetze der Ehre nie verletzt hatte, ein größeres Zutrauen in ihn hätte setzen wollen. Wenigstens bewies sein ganzes Betragen auf der Reise, daß er, ob er schon seine geistliche Kleidung zwanzigmal ab- und angelegt haben mochte, doch den alten Adam — nie abgelegt hatte.

Wenn man sieht, mit welcher Bereitwilligkeit die Ordensobern ihren untergebenen Mönchen die schändlichsten Laster verzeihen, so fällt es nicht schwer, sich von der Sittenlosigkeit Italiens und aller Länder, die mit dergleichen Gezüchte angefüllt sind, einen Begriff zu machen. Ein Lebenslauf, wie der oben beschriebene

bene, ist für einen italienischen Geistlichen nichts auffallendes. Dieser Fall erinnert mich an einen andern, der mir vom P. Jaquier, mit dem ich auf meiner ersten Reise nach Italien Bekanntschaft machte, erzählt wurde. Es lag auf der Küste von Kalabrien ein Franziskanerkloster, das den Mönchen dieses Ordens, die sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht, ohne die Geschicklichkeit, sie zu verbergen, gehabt zu haben, zum Gefängnisse diente. Einer von den Verhafteten fand Gelegenheit sich aller seiner Mitgefangenen auf einmal zu entledigen, indem er sie an einen algierer Korsaren verkaufte und auslieferte. Man ließ ihn allein zurück; aber aus Furcht entdeckt zu werden, schiffte sich P. Pascal (so hieß der Mönch) nach Holland ein. Sein Herz war noch nicht ganz abgehärtet; es fühlte Gewissensbisse; er schrieb an den P. Guardian. Dieser, als er von der Sache unterrichtet war, berichtete an den Ordensgeneral, welcher dem Flüchtlinge anbefehlen ließ, nach Rom zu gehen, sich dem Papste zu Füßen zu werfen, und um Gnade zu flehen. Dieser Papst war Ganganelli. Keiner verstand sich besser als er darauf, die Würde seiner Krone mit der kritischen Lage der Dinge in Europa zu vereinigen. Als der büßende Sünder die Ohren seiner Heiligkeit mit der verstümmelten Erzählung seiner Verbrechen besudelt hatte, sprach der Papst also zu ihm: »Ich absolviere Dich, Bruder Pascal, unter der Bedingung, daß Du Deine »schreckliche Sünden schwer und aufrichtig büßest. Du! ein Priester! ein Beichtvater! ein

»Missionair! hast diese Eigenschaften, die Dir »die Ausübung aller Tugenden, aller Pflichten »auferlegten, zur Begehung der schändlichsten »Laster gemißbraucht! Du hast Deine Ordens»brüder zu Sklaven verkauft! Ihre Knecht»schaft ist die Folge Deiner Raubgier! — Ach, »allerheiligster Vater, wenn Ihr wüßtet, was »meine Ordensbrüder für Bösewichte waren, »Ihr würdet mich für minder strafbar halten. »Der eine hat an fünf Vergiftungen Antheil »gehabt; ein andrer hat einen jungen Men»schen, den er ...., ermordet; kurz, der »allerbeste unter ihnen hatte seinen Guar»dian, der nicht mehr taugte als er, todt ge»schlagen. — Elender, versetzte der Papst, wer »machte Dich zu ihrem Richter? Ich gebe Dir »die Absolution; lebe in Frieden, wenn Du »kannst.«

Micali.

Kaum war ich in Livorno angelangt, als mein erster Gang zu Micali war, von dem ich gehört hatte, daß sein Waarenlager, mehr als irgend eines in ganz Europa, schöne und sehenswürdige Sachen enthielt.

Man empfing mich mit vieler Höflichkeit; und ich muß gestehen, daß ich an keinem Orte, in keinem Welttheile, wohin mich die Lust zu reisen gebracht hat, so viel Augenweide für den Kenner und Liebhaber gefunden habe.

Vollständige Sammlungen aus den drei Naturreichen stehen in schönster Ordnung aufgestellt. Die edelsten Meisterstücke der Kunst

füllen unermeßliche Säle an, und man bleibt unschlüssig; ob dem Urstoffe oder der Arbeit der Vorzug gebührt. Alles was in das gränzenlose Gebiet des Luxus einschlägt, alle erdenkliche Gattungen von Putz, Geräthe, Verzierungen, alles findet sich hier an einem Orte beisammen. Was sich nur unter eine Klasse der freien Künste bringen läßt, ist gehörig geordnet; so findet man Modelle alter und neuerer Gebäude, Waffenrüstungen von allen bekannten Völkern voriger und jetziger Zeiten. Man muß über eine lange Reihe von Schiffen, Galeeren u. s. w. die sich mit den Piroguen der Wilden endigt, erstaunen. Alle Instrumente, die zur Linderung der menschlichen Leiden erfunden worden, sind hier gesammelt und aufgestellt; keines der zur Schiffahrt und Sternkunde gehörigen fehlt.

Der Werth dieser reichhaltigen Sammlungen ist gar nicht zu berechnen. Man hat mich versichert, daß der Großherzog Leopold wenigstens die Hälfte der Summe, die zur Herbeischaffung dieses in seiner Art einzigen Magazins erfordert wurde, beigetragen hat. Auch begab er sich alle Jahre einmal mit seinem ganzen Hofe dahin, besah diese Schönheiten, und alles beeiferte sich um die Wette, dieses oder jenes Stück zu kaufen. Der Ertrag eines solmen Besuchs belief sich allemal für den Eigenthümer auf zehn bis zwölf tausend Zechinen. Da sich aber in dieser Sammlung eine Menge Seltenheiten befinden, die an sich keinen bestimmten Werth haben und nur wenig Käufer finden, so muß dieses kostbare Magazin

seinem Besitzer in dieser Hinsicht lästig seyn; und nur in Paris, London oder Amsterdam würde eine solche Anlage mit Vortheil bestehen und zunehmen können. Es verbreiten sich auch wirklich Gerüchte, die vielleicht falsch, aber doch wahrscheinlich sind, daß dieses Haus sich nicht lange halten wird. Auf alle Fälle habe ich hier nur einen Begriff davon geben wollen.

Die Zölle *).

Nach dem Begriffe den ich mir von dem Großherzog Leopold gemacht hatte, bildete ich mir ein, daß die Zölle zu Livorno auf eine für den Souverain, der den Handel seiner Unterthanen begünstigen will, und für den Unterthan, der für den Handel gebohren zu seyn scheint, gleich vortheilhafte Art eingerichtet wären. Ich hoffte diesen Theil der Staatsverwaltung so vollkommen zu finden, daß mir vieles hier aufstoßen und einleuchten würde, was ich anderwärts vergeblich gesucht hätte. Ich irrte mich aber. Meine Erkundigungen, meine Nachforschungen haben mir nichts gezeigt, was dem Gesetzgeber von Toscana, in diesem interessanten Theile seiner Staasverwaltung, zum eigentlichen Ruhme gereichen könnte. Es hat mir geschienen, als wenn dieser Fürst, dessen Verordnungen und Gesetze man sich in Frankreich die Mühe gegeben hat zu sammeln und zu übersetzen, tief unter vielen andern Souverainen stünde, die sich nicht, wie er, das An-

*) Hierunter ist nicht sowohl der eigentliche Zoll, als die Accise oder Mauth zu verstehen. A. d. U.

sehn der Wissenschaft und Weisheit gegeben haben.

Ein Beweis der Unwissenheit Leopolds in diesem Zweige der Staatsverwaltung, ist die beständige Abänderung des Zolltarifs. Unter seiner Regierung sind die Zölle verschiedentlich bald höher bald niedriger angesetzt worden; und sie hat, wie man weiß, nicht lange gewährt. Ein zweiter, eben so entscheidender Beweis ist der Unterschleif, den der erhöhete Impost auf die fremden Waaren, so zu sagen, nothwendig macht *). Man arbeitete während meines Aufenthaltes in Toscana noch an einem neuen Tarif, und zwei Konsuls versicherten mich, es sei der sechs und vierzigste. Vielleicht wird sich der jetzige Landesfürst auf eine wirksamere Art mit dieser interessanten Quelle seiner Staatseinkünfte beschäftigen.

Ich habe mit den fremden Konsuls und mit den vornehmsten jüdischen und christlichen Handelsleuten gesprochen; keiner von ihnen hat mir bestimmt sagen können, was die Zölle von

*) Als man in Frankreich eine neue Auflage auf die Einfuhr der Weine machte, und dabei allen Unterschied zwischen Handelsmann und Privatbürger aufhob, erbot sich eine Gesellschaft, zweimal hundert tausend Faß mit einemmale einzuführen, und den Generalpächtern, statt der verlangten 60 Livres für das Faß, einen Louisd'or zu geben. Es ward abgeschlagen. Was geschah? die Ferme verlor 200,000 Louisd'or, und die Weine wurden aufgekauft und mit einer Gewandheit als Kontrebande eingebracht, die allen Spürhunden der damaligen öffentlichen Blutygel zu fein war, und die Ferme in Gefahr setzte, bei einem erhöhten Impost — zu verlieren.

Livorno dem Großherzog einbringen. Inzwischen haben mich zwei Personen, die sich für besser unterrichtet hielten, versichern wollen, diese einzige Einnahme überwiege alle Staatseinkünfte des Herzogthums Parma, die sich, wie man weiß, auf zwei Millionen dreimal hundert tausend französische Livres belaufen.

Dies dünkt mir nicht zu viel, da Livorno die Niederlage der meisten Waaren, die in Toscana, einem großen Theile des Kirchenstaats, der Republik Lucca und des Herzogthums Modena verbraucht werden, ist; und dieser Ort überdieß noch den Handel mit der Barbarei, den Inseln des Archipelagus, Korsika, Sardinien und verschiedenen andern Ländern führt, die diesen Hafen dem genuesischen vorziehen. Seezölle giebt es gar nicht. Nur die Waaren die vom Lande kommen, oder ans Land geschafft werden, müssen ihn entrichten.

Die Polizei.

Ungeachtet Livorno sehr bevölkert ist, läßt sich die Stadt, ihres geringen Umfangs wegen, leicht übersehn, und die Polizei genau verwalten. Die achthundert Mann starke Besatzung sichert gegen alle Unordnungen. Sie ist ganz auf österreichischem Fuß, und manövrirt sehr richtig. Da die Leute besser gekleidet und besoldet sind, als die deutschen Truppen, und weit sanfter behandelt werden, als diese, so ist die Desertion äußerst selten, und die Pünktlichkeit im Dienste nachahmungswerth. Die tos-

canische Uniform ist blau mit rothen Aufschlägen und weißen Unterkleidern.

Die Polizei der übrigen Städte des Großherzogthums ist, wie die Klosterdisziplin, drückend und — kindisch. Sie geht in das kleinste Detail, und Leopold, der selbst der erste Polizeimeister war, sah sich als den Prior eines strengen Klosterordens an. Alle Handlungen seiner Unterthanen mußten ihm hinterbracht werden; nichts blieb vor ihm verborgen; die Betrachtung, daß man ein Fremder sey, schützte niemand; und diese Aufsicht schmeckte ein wenig nach der Inquisition. Livorno hingegen genießt, in Vergleichung mit den übrigen toscanischen Städten, einer größern Freiheit, ungeachtet sie, in diesem Punkte, mit keiner der übrigen Handelsstädte Europens verglichen werden kann. Die Anzahl der Miethdirnen ist klein; die wenigen, die noch geduldet werden, um größeres Uebel zu vermeiden, wohnen in abgelegenen Gassen, und ihr äußeres so wenig als ihre Wohnung hat für den Mann von Geschmack etwas einladendes. Sie sind kaum für das Seevolk, oder für die allerletzte Klasse des Pöbels. Einige unter ihnen, die sich nicht in diesen schmuzigen Winkeln herumtreiben, und mehr Reize und Kunst besitzen, müssen die äußerste Vorsicht gebrauchen. Sobald sie sich im geringsten von der Regel entfernen, werden sie festgesetzt und aufs strengste bestraft.

So wachsam die Polizei in Livorno ist, so kann man doch nicht sagen, daß sie lästig sey. Es ist wahr, bei jedem Schritte stößt man auf einen Spion; aber es ist eben so

leicht, sich von ihnen zu befreien, als sie zu erkennen. Die öffentliche Sicherheit in Livorno, wo man die ganze Nacht auf der Straße seyn kann, ohne für sein Leben oder seine Taschen besorgt zu seyn, macht der Regierung Ehre. Die Patrouillen gehen Tag und Nacht; und es ist in der Stadt kein Winkel, wo der Bösewicht ein Bubenstück beginnen kann, weil er sicher darauf rechnen muß, noch ehe er es vollendet, arretiert zu werden. In Toscana sind die Polizeidiener wachsam und listig in einem Dienste, der gewiß weit weniger geehrt als ehrenvoll ist, wenn er seinen wahren Zweck erfüllt. Hierzu kommt noch, daß der Karakter der Toscaner sanftmüthig und grundgut ist, und also die Vorkehrungen der Polizei ungemein erleichtert, die sich fast bloß auf die Beobachtung der großen Menge von Fremden, wovon die Stadt wimmelt, einschränken. Dabei haben die Polizeibedienten eine feine Nase, eine richtige Unterscheidungsgabe, und wissen gleich den ehrlichen Fremden von dem Landstreicher oder Glücksritter zu unterscheiden. Diesen wird aufgelauert, und es sind so viel Augen auf sie gerichtet, daß sie nicht leicht einen Versuch, die öffentliche oder besondere Ruhe zu stöhren, ins Werk richten können.

Sanftmuth und Menschlichkeit, diese beiden Hauptzüge im Nationalkarakter der Toscaner, haben sogar auf die Sitten der Seeleute Einfluß. Ich habe oft gesehen, wenn sich ein Streit unter ihnen erhob, der sonst allerorten in einen Faustkampf übergegangen wäre, daß sich alles mit Scherz und Lachen endigte.

Kommt es bisweilen zu Thätlichkeiten, so ist das erste beste Kind im Stande, die Streitenden zu trennen; und anstatt, wie die Neapolitaner und Piemonteser, seinen Groll an denjenigen auszulassen, die den Frieden wieder herzustellen gesucht, dankt ihnen der vernünftigere Einwohner von Livorno für ihre menschenfreundliche Bemühung. Man kann sicher behaupten, daß die kleine Anzahl von Verbrechen, die sowohl in Livorno, als in den übrigen Städten von Toscana begangen werden, bloß von Auswärtigen, mehrentheils Römern, Neapolitanern und Piemontesern, verübt sind. Während meines Aufenthalts erfolgte ein Diebstahl. Die Schuldigen wurden eingezogen, das Gestohlne seinem Herrn zurückgegeben; in drei Jahren hatte sich dergleichen Fall nicht ereignet, und die Diebe waren — zwei Römer und ein Genueser. Der bestohlene Fremde war nicht zu Hause, als der Diebstahl bemerkt wurde; man suchte ihn auf, um ihn davon zu benachrichtigen. Er kam nach Hause, und fand schon bei sich die Wache, den Viertelskommissarius und — seine gestohlenen Sachen. Man bat ihn bloß zu untersuchen, ob ihm auch nichts fehle, und begab sich hierauf zurück, ohne ihm einen Heller für Gerichtskosten abzufordern.

In Livorno ist alles theuer; man sucht den Fremden in Ausgaben zu verwickeln; allein man betrügt ihn nie an Maaß und Gewicht, und er kann sich, so lange es ihm beliebt, an öffentlichen Oertern aufhalten, ohne für seine Taschen besorgt zu seyn.

Die Marine sollte eigentlich für die Sicherheit der Küsten sorgen, und in dieser Rücksicht einen Theil der Polizei ausmachen. Allein während meines ganzen Aufenthalts in Livorno dienten nur zwei unausgerüstete Fregatten zu diesem Behufe. Die eine wurde als Küstenbewahrer gebraucht, und seit zehn Jahren waren sie nicht beide zugleich ausgerüstet gewesen.

Hierin besteht die Seemacht, und zwar die ganze Seemacht eines Landes, welches unter der Regierung des Hauses Medicis eine furchtbare Marine und dreißig tausend Mann unter den Waffen hatte; damals aber erhielt sich Toscana bloß vom Handel. Ueberdieß sind Kriegsschiffe diesem Staate ganz überflüssig geworden, seitdem das Kabinet zu Florenz mit den afrikanischen Seemächten in Frieden lebt. Leopold hatte Verstand genug dieß einzusehen; und die lächerliche Eitelkeit sich eine Flotte zu halten, verleitete ihn nicht zu einer eben so verkehrten als kostspieligen Ausgabe.

Dagegen sollte sich aber die Regierung eine sehr nothwendige gefallen lassen, und nicht immer bei einer unverzeihlichen Weigerung beharren. Florenz, mit dem bekannten Zunahmen die Schöne, ist des Nachts nicht erleuchtet; diesem Mangel sollte doch endlich der Magistrat abhelfen, und könnte es mit so leichter Mühe, da ihm der Souverain, in Absicht auf die innere Polizei der Stadt, völlig freie Hände läßt.

Der Handel.

Durch den Hafen von Livorno gehen alle Waaren, die den toscanischen Handel ausmachen. Es begeben sich, um ihre Geschäfte zu betreiben, alle Handelsleute aus dem Kirchenstaate dahin, weil sie mehr Hülfsmittel und mehr Konkurrenz, als in Civita-Vecchia antreffen. Das Land Toscana liefert seine Weine nach Livorno, von wo sie nach England, Holland und dem Norden gehen. Es liefert den Ueberrest seiner Seide dahin, wenn die Landesfabriken gehörig versorgt sind. Wäre dieser Handlungszweig nicht unter einem gewissen Zwange, so würde er den Toscanern noch weit mehr einbringen. Die heilsamen Edikte, die Leopold zu Anfang seiner Regierung, in Absicht auf den Ackerbau und den Kornhandel gemacht, haben die herrlichsten Folgen gehabt, und hätten sich auch auf die Seidenkultur erstrecken sollen. Alte Edikte, die sich noch aus den Zeiten der Mediceer herschreiben, und den Flor gewisser Privatfabriken auf Kosten der übrigen begünstigen, sind noch in völliger Kraft, ungeachtet diese Spuren des mediceischen Systems dem jetzigen Handel schnurstracks zuwider sind. Livorno erhält das überflüssige Korn des Landes, vorzüglich aus der Maremma *) von Siena, und die schönen Ochsen, die einen

*) Ein Strich Landes um Siena, in einer niedrigen Gegend, die den Ueberschwemmungen des Ombrone ausgesetzt ist, aber auch in trocknen Jahren herrliches Getreide liefert. Es gehören verschiedene Dörfer dazu. A. d. U.

Theil des Reichthums dieser Stadt ausmachen. Es ist Schade, daß sich Livorno nicht aufs Salzen und Einpöckeln versteht, welchen Vortheil Hamburg so gut zu benutzen weiß.

Der Haupthandel in Livorno ist mit Kommissionen. Kaufleute von verschiedenen Völkern haben ihre Niederlagen von holländischen, französischen, englischen, west- und ostindischen Waaren, und Landesprodukten. Das handelnde Publicum in Italien theilt gewöhnlich seine Kommissionen zwischen Genua und Livorno, und oft hat dieses den Vorzug.

Livorno hat einige Fabriken; die einträglichste ist die Korallenfabrik. Man fischt die Korallen an der barbarischen Küste, und verarbeitet sie bis zu einem bewundernswürdigen Grade von Vollkommenheit. Auch Alabaster und alle Arten vou Marmor werden in dieser Stadt verarbeitet, und machen einen nicht unbeträchtlichen Handlungszweig aus.

Livorno steht auch mit den Handelsstädten an der barbarischen Küste und in der Levante in Verbindung, und hat für ihre Rechnung unermeßliche Vorräthe von Kaffee, Zucker, Weyhrauch, medizinische Kräuter, Wolle und Baumwolle liegen.

Man kennt aus der Geschichte den weitläuftigen Handel dieses schönen Theils von Italien zur Zeit der Mediceer. Franz I., der jeztregierenden Familie Ahnherr, suchte in ihre Fußtapfen zu treten, so weit es die veränderten Zeiten und Umstände zuließen. Er war das berühmteste Handlungshaus in Europa. Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Toscana ha-

ben noch jetzt Spuren von dieser merkantilischen Neigung aufzuweisen. Seine Kinder erbten, zum größten Nachtheil der von ihnen beherrschten Staaten, seinen Handlungsgeist. Ferdinand lähmte den Handel der Lombardey, deren Statthalter er war. Joseph II. kannte von seiner zarten Kindheit an, nur einen Trieb, den Trieb nach Reichthum; und da er die Schätze der ganzen Welt nicht an sich ziehen konnte, so wollte er sie wenigstens — theilen; allein es fehlte ihm, bei seinem Durste nach Gold, an der gehörigen Klugheit, und er schlug falsche Mittel ein ihn zu löschen. Seine schönsten Provinzen wurden darüber verheert, und suchten sich seiner Herrschaft zu entziehen: und hätte er noch einige Jahre länger gelebt, so wäre sein Sturz unvermeidlich, und sein Fall schrecklich gewesen.

Joseph brachte seine ganze Zeit damit zu, die habsüchtigen Plane, die ihm von seinen geldgierigen Vertrauten an die Hand gegeben wurden, ins Werk zu richten, und sich selbst zu betriegen. Der Graf von Belgiojoso erhielt dadurch, daß er dem Spekulationsgeiste des Kaisers zu schmeicheln wußte, die Statthalterschaft über die Niederlande. Man weiß, wie sich dieser Mann dabei benahm, und was sein Stolz für Folgen hatte. Die Belgier empörten sich, wurden unglücklich, und sind es noch; und der Kaiser, ein Opfer seiner eingebildeten Menschenkenntniß, mußte seine Thorheiten und seine schiefen Maaßregeln mit dem Leben büßen. Als eben dieser Graf Belgiojoso von seinem Gesandtschaftsposten in England, wo er mit

Brillanten — geschachert und sich unermeßliche Reichthümer gesammelt hatte, zurückgekommen war, erhielt er sich in der Gunst des Kaisers durch die Projekte eines andern niederträchtigen, kriechenden Ränkemachers, des Grafen Proli; denn alle diese Leute sehen einander ähnlich. Er stutzte sie ein wenig auf, und Joseph fand sie unvergleichlich. Es sollte nämlich die ostendische Handlungskompagnie unter einem neuen Nahmen wieder hergestellt werden. Deswegen mußte aber die Schelde frei seyn. Dieses wollten die Holländer nicht zugeben, griffen zu den Waffen, und boten, als es zum Vergleich kam, dem Kaiser zehn Millionen an. Die Kriegsrüstungen hatten ihn dreißig gekostet, so daß zwanzig verloren waren; und die Schelde, um derentwillen die ganze lächerliche Fehde geführt worden war, blieb gesperrt.

Dieser übelerdachte, übelangestellte, übelabgelaufene Versuch öffnete dem Kaiser die Augen noch nicht. Sein hartnäckiger Sinn war nicht dahin zu bringen, die übrigen Theile seines einmal angenommenen Plans fahren zu lassen. Proli ward zum ersten Direktor einer Handlungskompagnie ernannt. Der Kaiser gab die Hälfte der Fonds dazu her, seine Brüder, und vorzüglich Leopold, nahmen an diesem Unternehmen Antheil, wobei sich überdieß noch einige Staatsminister, Hofleute, Handelshäuser und Privatisten interessirten. Man erbaute zwei Schiffe, deren jedes ungefähr zwölftausend Tonnen lud, und gab ihnen die Nahmen Kaunitz und Kolowrath. Es

wurden noch einige kleinere ausgerüstet, und die Flotille besuchte die Küsten von Ostindien und China, und kam mit einer reichen Ladung zurück, wovon ein kleiner Theil zu Livorno, das übrige zu Ostende niederlegt wurde. Die Holländer, die, wenn es auf Handlungsgeschäfte ankommt, heller sehen als die übrigen Nationen, fanden bald ein untrügliches Mittel, das neue Etablissement über den Haufen zu stoßen. Sie verkauften nämlich Waaren von derselbigen Güte, dreißig Prozent wohlfeiler als die ostendische Kompagnie.

Hätten die Rathgeber und Ohrenbläser Josephs nur reelle Kenntnisse vom Handel gehabt, so würden sie sich durch diese Maaßregel von Seiten der Holländer nicht haben irre machen lassen. Sie würden dem Kaiser, seinen Brüdern und den übrigen Interessenten Muth eingesprochen haben; sie würden mit einem doppelten, dreifachen Kapitale gehandelt, und durch die äußerste Anstrengung ihrer Kräfte, durch vielfältige Aufopferungen im Anfange, die reichen, aber nicht unerschöpflichen Holländer bald gezwungen haben, von einem Vorhaben abzustehen, das ihren eigenen Ruin nach sich gezogen haben würde. Aber der kleinmüthige Joseph foderte schnell seine Kapitalien ein; seine Brüder folgten nach; und Proli, der ohne sie nicht weiter bestehen konnte, mußte sich aus dem Staube machen. Ich habe diese Begebenheit theils deswegen etwas weitläuftig erzählt, weil sie den livornischen Handel betrift, dem der ostendische einen empfindlichen Stoß hätte versetzen können; theils auch,

um bei dieser Gelegenheit den Karakter der österreichschen Fürsten zu schildern, deren Neigung zum Handel eine angeerbte Eigenschaft ist. Möchte doch die Erfahrung sie lehren, daß in der Liebe ihres Volks ihr wahrer Reichthum besteht, und daß aller Handlungsverkehr, der nicht das gemeine Beste des Staats zur Absicht hat, dem der sich damit abgiebt, zur größten Schande gereicht.

Der Hafen.

Vorzeiten zählte die Republik Genua den Hafen von Livorno zu ihren Besitzungen; damals aber war Livorno weiter nichts als ein Fort auf einer Anhöhe, und einige Fischerhütten am Fuße derselben. Der Hafen war so eng, daß selbst kleinere Fahrzeuge Mühe hatten einzulaufen. Im Jahre 1421 kauften die Florentiner den Hafen für hundert tausend Thaler ab; erweiterten ihn sammt den Festungswerken, und bauten einen Leuchtthurm. Karl V. bemächtigte sich des Orts, und behielt ihn als ein Unterpfand der Treue der beiden Mediceer, Alexanders und Kosmus. Noch war Livorno, wegen der naheliegenden ungesunden Sümpfe, wenig bewohnt und angebaut. Kosmus der Große hatte verschiedene vergebliche Versuche angestellt, diese Moräste, wie die um Pisa, auszutrocknen, und endlich letztere Stadt zum Sammelplatz des toscanischen Handels und der Fremden bestimmt. Nur gegen das Ende seines Lebens suchte er seinen ersten Plan, Livorno zur Nebenbuhlerinn von Pisa zu machen, wieder her=

hervor. Was ihn vorzüglich in diesem Gedanken bestätigte, an dessen Ausführung ihn der Tod hinderte, war die Menge fremder Fahrzeuge, die troz den ungesunden Dünsten, in den Hafen einliefen. Sein Nachfolger Franz, der nicht so viel Ruhm, aber mehr Liebe einärndtete, legte den Grund zur Stadt Livorno, wendete unermeßliche Summen auf die Austrocknung der Sümpfe, an deren Stelle Häuser zu stehen kamen, und die er mit der größten Gewissenhaftigkeit ihren Besitzern abkaufte, die sich das Terrain sehr theuer bezahlen ließen. Der erste Grundstein wurde 1577 den acht und zwanzigsten März gelegt. Dessen ungeachtet gingen diese Kosten und Bemühungen fast ganz verloren; so viel vermochten damals die Juden, die barbarischen Mächte und die Venetianer, die mit vereinigten Kräften bei der Pforte einkamen, und den Handlungstraktat zwischen dieser und Toscana zerschlugen.

Der Ruhm, Livorno zu einer der reichsten Städte der Welt erhoben zu haben, blieb Ferdinand dem ersten aufbewahrt; und noch jezt legen die völlig ausgetrockneten Sümpfe, der erweiterte, oder vielmehr ganz neu eingerichtete Hafen, mit seinen Docken für die größten Linienschiffe, und den nöthigen Befestigungen, das glänzendste Zeichniß ab, wie sehr diesem Fürsten der Flor des toscanischen Handels am Herzen lag. Um die Fremden desto leichter, desto allgemeiner einzuladen, gestattete er allen unbedingt freien Gottesdienst. Seine Nachfolger sind mehr oder weniger in seine Fußtapfen getreten; allein die Politik hat es auch den

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

intoleranteſten darunter zur Pflicht gemacht, wenigſtens einige fremde Religionsübungen zu dulden.

Man hat dem Großherzog Ferdinand eine Bildſäule errichtet, die ihn mit Sklaven umgeben vorſtellt. Dieſes ſchön gearbeitete Monument iſt keine Folge höfiſcher Schmeichelei, wie ſo viel andre; es hat Wittwen und Waiſen keine Thränen gekoſtet; es iſt der Ausdruck, der Zuruf eines dankbaren Volks an ſeinen Wohlthäter. Die einzige wünſchenswerthe Veränderung daran, die aber nur unter dem Zepter der Freiheit zu erwarten ſteht, iſt die Wegräumung der Sklavenfiguren, deren gebeugte knechtiſche Stellung die Augen des Philoſophen ſchmerzhaft beleidigt, und an deren Stelle man die Bildſäule mit den Symbolen der Tugenden, die dieſem Fürſten eigen waren, hätte umgeben ſollen. Gerechtigkeit, Menſchenliebe, Wohlthätigkeit und Herzensgüte ſollten die treuen Begleiter des Stifters von Livorno ſeyn.

Die Vergrößerung dieſer Stadt iſt auf Koſten von Piſa geſchehen. Beide Städte liegen einander zu nahe, um die Kolliſion vermeiden zu können.

Unter der Regierung Kosmus des dritten, wurde der Hafen zu Livorno weniger beſucht. Er war bigott, und folglich intolerant. Er haßte jeden, der ſich nicht zu ſeinem Glauben bekannte. Einige Streitigkeiten zwiſchen den Proteſtanten und Katholiken verſchafften ihm Gelegenheit, ſeine große Partheilichkeit gegen dieſe an den Tag zu legen. Dieſes unpolitiſche

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Benehmen verscheuchte die Fremden, und lähmte den Handel während seiner ganzen Regierung. Nach seinem Tode befolgte sein Nachfolger andre Maaßregeln; er hatte einsehn gelernt, daß ohne Religionsduldung Livorno neben Genua nicht bestehn könnte. Dem zu Folge wurden die Ausländer von allen Nationen und Religionen eingeladen; und denen, die sich häuslich niederließen, große Privilegien eingeräumt. Johann Gaston, der bei seinem unmoralischen Karakter viel gesunde Politik besaß, erlaubte den Nichtkatholischen, nicht nur in Livorno, sondern in allen Städten von Toscana, selbst in Florenz, sich anzubauen.

Es ist übrigens bekannt, daß Livorno ein Freyhafen ist, wo alle Nationen zugelassen werden, und gleiche Rechte und Privilegien genießen.

Die Auflagen.

Man hat im Abschnitt von den Zöllen gesehen, was sie ungefähr dem Großherzog einbringen. Ich glaube es nicht oft genug wiederholen zu können, daß dieser Zweig der Staatseinkünfte wenigstens ein Drittel mehr einbringen müßte, und zwar dem Handel unbeschadet, wenn er besser verwaltet würde.

Nach den Zolleinkünften kommt die Salzrevenüe, die ungefähr dreyßigtausend Thaler einbringt, wozu man aber zugleich die Abgaben auf Tobak, Stempelpapier, Karten, Kontrakte und Mehl rechnen muß, die hier zusammen den bekannten Nahmen der Gabelle führen,

und nicht bloß in allen monarchischen Staaten, sondern auch in vielen Republiken eingeführt sind. So viel aber ist richtig: zu Livorno und in ganz Toscana werden die Abgaben mit der äußersten Mäßigung und Schonung beigetrieben; wie denn überhaupt diese beiden Eigenschaften die Seele der toscanischen Staatsverwaltung sind.

Die Steuereinrichtung in Toscana ist auf einem sehr guten Fuße. Ein jeder trägt nach Verhältniß seiner liegenden Gründe dazu bei. Landgüter und Häuser werden nach Maaßgabe ihres jährlichen Ertrags geschätzt, und diese Schätzung ist so genau, und geschieht so öffentlich, daß es dem Minister, der die Steuern hebt, unmöglich fallen würde, die geringste Ungerechtigkeit zu begehen. Der Landesherr wird, so gut wie der Unterthan, nach dem Umfange seiner Domainen geschätzt, und genießt keiner Ausnahme. Die Anlegung und Ausbesserung der Heerstraßen, Brücken, Kanäle u. s. w. geschieht auf Kosten der umliegenden Gegend; und der Landesherr muß, wie der geringste Gutsbesitzer, seinen verhältnißmäßigen Beitrag dazu geben.

Die Haussteuer von Livorno bringt funfzehntausend Thaler ein, wovon der Großherzog allein achthundert und sechzehn für seinen Pallast, die Kasernen und andre ihm zugehörige Gebäude giebt. So oft man eine Straße pflastert, oder ein öffentliches Gebäude ausbessert, wird eine besondre Haussteuer ausgeschrieben; der Großherzog bekommt seinen Antheil zu bezahlen, und — bezahlt ihn auf der Stelle.

Die Unterhaltung des Hofes, der Vestungswerke und andre dergleichen Gegenstände werden nicht auf Rechnung der Stadt, sondern des Landesherrn besorgt. In Toscana giebt es keine außerordentliche Auflagen für den Unterthan, um die Schulden und außerordentlichen Ausgaben des Landesfürsten zu bestreiten; ein Lob, welches wenige Potentaten zu verdienen suchen. Die mehresten machen sich kein Gewissen daraus, auf Kosten ihrer ausgesogenen Länder, ihre eignen Bedürfnisse und Grillen zu befriedigen, und mit dem Blute ihrer Unterthanen Palläste zu bauen. Florenz selbst ist nur seit der Regierung Leopolds von dieser Ueberlast befreiet worden.

Volksmenge in Livorno.

Man zählte 1767 dreißigtausend Einwohner. Nach genauern Berechnungen und Auszügen aus den öffentlichen Stadtregistern habe ich mich überzeugt, daß die Volksmenge damals auf vier und zwanzig tausend stieg. Seit der Zeit hat die Anzahl der Einwohner beträchtlich zugenommen; im Jahre 1781 betrug sie an acht und funfzig tausend und einige hundert; unter dieser Angabe sind die Fremden, das Seevolk, die Fuhrleute und alle Reisende, theils in Handelsgeschäften theils aus Neugierde, nicht mit begriffen; bloß die Bürger und beständigen Einwohner sind darunter zu verstehen.

Man kann die Fortschritte der Bevölkerung von Livorno aus der bloßen Vermehrung der jüdischen Gemeine beurtheilrn. Im J. 1764 zählte die Stadt sieben tausend Juden. 1773

belief sich ihre Anzahl auf dreizehntausend; 1781, auf funfzehntausend; und bei meiner letzten Reise stieg sie über achtzehntausend. Die Vermehrung der Protestanten hält ungefähr gleichen Schritt mit diesen Angaben.

In andern Ländern dienen die Privilegien aller Art, die der Haupstadt gewöhnlich ertheilt werden, dazu, sie auf Kosten der Landstände und des platten Landes zu vergrößern. Dieß ist nicht der Fall bei Livorno. Der wachsende Flor dieser Stadt hat keinen nachtheiligen Einfluß auf das Wohl des übrigen toscanischen Landes. Sie ist eigentlich von Ausländern gestiftet, wird durch Ausländer ergänzt, und von Genuesern, Luccanern, Pisanern und päpstlichen Unterthanen bewohnt, und ist also für Toscana ein eigentlicher wahrer Gewinn, so lange das jetzige System dauern wird.

In Livorno ist kein Elend anzutreffen. Warum? weil es der Indüstrie und der Betriebsamkeit nicht an Ermunterung fehlt, und jedermann mit leichter Mühe seinen Unterhalt findet; weil sich dem thätigen Geiste hundert Wege zum Reichwerden anbieten, und jeder dieser Wege jedem freisteht. Alle sind unter dem Schutze der Gesetze; alle genießen den Vortheil weiser Einrichtungen; alle können das Gewerbe was ihren Neigungen und Kräften entspricht, ergreifen, und sind sicher, wenn sie es mit Ordnungsliebe und Nachdruck betreiben, sich zu bereichern.

Ungeachtet man behauptet haben will, daß es keinen Adel in Livorno giebt, so kann ich doch verschiedne alte Häuser anführen; unter

andern die Villichini, Sproni, Pagani, Berlichieri und Alessandri. Freilich kommt ihr Vermögen mit den immer wachsenden Reichthümern der handelnden Häuser nicht in Vergleichung. Unter diesen stehen die Juden obenan. Der reichste war, zu meiner Zeit, ein gewisser Ricanati. Einige andre Millionairs kamen ihm ziemlich nahe; ich habe ihre Bekanntschaft gemacht, und bin von allen mit vieler Artigkeit empfangen worden. Sie haben mich zu Bällen und Gastmählern eingeladen, die sich durch die größte Urbanität und Feinheit der Sitten auszeichneten. Einem von ihnen, Herrn Cohen, habe ich die wichtigsten Nachrichten und Aufschlüsse zu verdanken.

Unter den römischkatholischen gilt der Marquis Cambiaggio aus Genua, für den reichsten. Branchi von Meiland steht auch in großem Ansehn. Abner Funer, ingleichen der englische, russische und sardinische Konsul, gehören zu den ersten Häusern. Letzterer ist Herrn Berettis Bruder, besitzt viel Welt, Gelehrsamkeit, ein edles Herz, und ist außerordentlich dienstwillig; dabei ist er mit dem livornischen und genuesischen Handel, und mit dem Landesinteresse von Toscana und den übrigen italienischen Mächten vollkommen bekannt.

Die Judenschaft.

Viele von den jüdischen Familien die zu Livorno wohnen, sind aus Spanien und Portugal. Ihre Vorfahren hatten sich nach Holland begeben, und sind allmählig nach Livorno

gekommen, entweder um sich Vermögen zu erwerben, oder das bereits erworbene in Sicherheit zu bringen. Andre sind in neuern Zeiten von den Küsten der Barbarei oder aus der Levante dahin gezogen, und treiben noch jetzt nach jenen Gegenden hin einen ausgebreiteten Handel.

Die jüdische Hauptsynagoge hat gar nichts ausgezeichnetes. Sie ist nicht so groß, reich, geschmackvoll und geschmückt, wie die zu Rom, Prag, Frankfurt am Main und Mantua, und kann noch weniger mit den beyden prächtigen portugiesischen und deutschen Synagogen zu Amsterdam in Vergleichung kommen. Eine Kolonnade, hinter welcher die Bänke für die Weiber angebracht sind, ist ihr einziger Zierrath. Ein Rabbiner hat mich versichert, daß man darauf denkt, noch eine zweyte Kolonnade anzulegen, da der bisherige Raum für das Frauenzimmer nach gerade zu enge wird. Die Säulen sind von toscanischer Ordnung, und der Katheder von Marmor; acht und neunzig Lampen und vierzehn Kronleuchter erleuchten dieses fast ganz schmucklose Gebäude.

Rabbi Castelli ist ein verdienstvoller Mann, den ich sehr oft besucht habe. Er hat eine vollkommne Kenntniß von allem, was die Gebräuche, Gesetze und Religionslehren seiner Nation betrift. Er hat mir verschiedenes über die jüdischen Gemeinen die in den ausgebildeten Staaten der Welt zerstreut sind, und vorzüglich über die Judenschaft in Rom viel lehrreiches gesagt, wovon ich während meines Aufenthalts in dieser Stadt den besten Gebrauch habe machen können. Castelli hat sich nicht

auf die Kenntniß seines Volks eingeschränkt; er hat die verschiedenen Systeme studiert, aus welchen die verschiedenen Religionen der Welt entstanden sind; und drückt sich über diesen Punkt mit einer Mäßigung und Unpartheiligkeit aus, die ihm, und vorzüglich dem Rabiner in ihm, Ehre macht.

Die Juden werden weder in Livorno noch in den übrigen Städten von Toscana, durch jene gehässige Unterscheidungszeichen aller Art womit man sie in vielen andern Ländern, zur unauslöschlichen Schande dieser Länder, belegt, gebrandmarkt. Ihre Kleidung hat nichts besonders und eigenthümliches. Sie haben das Recht zu kaufen, zu verkaufen, zu verschenken; mit einem Worte, sie haben alle Rechte und Privilegien der übrigen Bürger, besitzen liegendes Eigenthum in der Stadt und auf dem Lande, und man kann sicher darauf rechnen, daß ihre Ländereien nicht die schlechtesten sind. Sie sehen Livorno als ein Land der Freiheit, als ihr gelobtes Land an, wo sie gern Hütten bauen: dabei sind sie sehr reich, können viel auf Verbesserungen und neue Anlagen wenden, und ziehen dafür von ihren Besitzungen doppelten Ertrag.

Ich habe das Innere ihrer Häuser gesehen, und es bedarf wahrlich nicht mehr, um dem irrigen Wahn, den man sich einmal von dieser Nation gemacht hat, und den lügenhafte Priester zu unterhalten suchen, zu widersprechen. Ich habe nirgends so gut eingerichtete Wirthschaften und so viel Gastfreiheit gefunden, als bei ihnen. Auch sind sie in Livorno

sehr angesehen, und leben unter Menschen, die ihre Nebenmenschen nicht herabzuwürdigen gewohnt sind. Sie machen einen Theil der Stadtgemeine aus, und bekleiden sogar obrigkeitliche Aemter. Dieses Recht verdanken sie dem Großherzog Leopold, der von seinem Bruder und Vorgänger Joseph geleitet, sich besser als alle übrigen Potentaten darauf verstanden hat, die Rechte seines Personalinteresse mit den Pflichten der Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu verbinden.

Um die Juden von den häufigen Beschuldigungen loszusprechen, womit man sie belegt hat, bedarf es nur der einzigen Untersuchung, wie sie sich, seitdem sie in Livorno obrigkeitliche Aemter verwalten, dabei genommen haben. Die Katholiken beneiden sie wegen ihrer blühenden Glücksumstände, worin sie ihnen aus Mangel an natürlicher Industrie nachstehen müssen, und haben sich gegen sie verschworen, und sie beym Großherzog verläumdet. Bei einem minder gerechten oder minder standhaften Fürsten, der der Strafe die Untersuchung nicht vorangeschickt hätte, würden sie den Kürzern gezogen haben. Sie haben aber die schwere Prüfung überstanden; und, was weit seltener ist, sie haben ihren Verläumdern herzlich verziehen, und einigen unter ihnen, durch dieses unerwartete edle Betragen, eine Schaamröthe der Reue abgejagt.

Sie zeigen sich auch bei allen andern Gelegenheiten edel und wohlthätig, theilen häufige Almosen unter die Unglücklichen, die öffentliches oder Privatelend drückt, und kom-

men ihren Bedürfnissen und Bitten zuvor. Sie haben oft christliche Banquiers und Handlungshäuser, die ohne sie gefallen und viele ihrer Korrespondenten mit sich gezogen haben würden, aufrechtgehalten, und wieder emporgehoben. Die jüdischen Kaufleute helfen sich untereinander, und man hat nie gehört, daß durch sie irgend ein handelndes Haus gestürzt worden wäre.

»Die jüdische Horde, (so sprechen angesehe-»ne Schriftsteller) ist zum Geize, zur Raubsucht »gebohren; der Wucher macht einen Theil ih-»res Wesens aus. Sie treiben Handel, trei-»ben ihn aber, um den ungerechten Mammon, »den sie durch schändliche Mittel erworben, »schändlich zu vergraben; mit einem Worte, »ein Hauptgesetz ihres Talmuds, — und kei-»nes beobachten sie besser, — macht ihnen den »Christenbetrug zur heiligsten Pflicht.»

Gesetzt auch, der größte Theil dieser Beschuldigungen wäre wahr, so frage ich doch den vernünftigen Leser, ob Menschen, die allenthalben verfolgt, allenthalben der heiligsten Menschenrechte beraubt werden, ein Interesse dabei haben können, die Pflichten der Ehre zu erfüllen, da sie keine Belohnung zu erwarten haben, ihre Handlungen mögen ausfallen wie sie wollen? Wie klein ist nicht die Anzahl der fein genug organisirten Seelen, die der Bahn der Tugend, aus Liebe für die Tugend, folgen? Lob und Ruhmsucht spornen gewöhnlich den Menschen zum Guten an; Tadel und Strafe halten ihn vom Abgrunde des Bösen zurück; und die Juden sind ja doch auch Menschen.

Anstatt sie der Verachtung und Schande Preis zu geben, öffne man ihnen die Laufbahn der Ehre; sie werden sie mit Freude betreten, mit Lob durchlaufen, und das Ziel, welches die Christen sich allein mit so vieler Ungerechtigkeit ausgesteckt haben, glücklich erreichen. Holland und England dienen hierin zum Beweise; zwar nicht so in die Augen fallend, wie zu Livorno, aber doch hinlänglich, um meine Behauptung zu bekräftigen. Die Polizei behandelt die Juden in jenen beiden Länden mit weit mehr Schonung als in dem übrigen Europa; und diese Nation, die einzige in ihrer Art, die mitten unter den gesitteten Völkern ein besondres Völkchen ausmacht, dieses politische Phänomen, verdient die Aufmerksamkeit und Achtung der Philosophen, der sich die Mühe giebt, sie mit den Augen der Vernunft zu untersuchen. In Livorno genießen die Juden einer unbeschränkten Freiheit, und üben mit ihr auch alle Tugenden aus, die zur allgemeinen Moral gehören.

Die Protestanten und übrigen Nichtkonformisten.

Die Irrthümer des menschlichen Verstandes sind mannichfaltig; allein in der Menge derer, worüber das Herz des Philosophen zu seufzen hat, befindet sich einer, dessen Unsinn den Nationen, die das Joch der römischen Kirche noch nicht abgeschüttelt haben, nur spät hat einleuchten wollen: ich meine die Verfolgung der Protestanten, oder um mich eines weit umfassen-

dern Ausdrucks zu bedienen, der Nichtkatholischen. Es ist nicht so lange her, als diese Unmoralität für die Grundpflicht einer guten Regierungsverfassung angesehen wurde; und (zur Schande der Vernunft und der Philosophie sey es gesagt) es bedurfte in Frankreich einer gänzlichen Veränderung der Dinge, um den friedfertigen Protestanten ihre angebohrnen Rechte wiederzugeben.

Unter allen Ländern Europens, in welchen der påpstliche Stuhl seinen Einfluß und sein Ansehen zu behaupten gewußt hat, ist Toscana das einzige, worin die Protestanten gut aufgenommen werden. In diesem Lande theilen sie mit Katholiken und Juden die Vorrechte der bürgerlichen Gesellschaft, die öffentlichen Aemter und die obrigkeitlichen Stellen. Es giebt viel protestantische Familien in Livorno; und das einzige, was sie vermögen kann, diesen Wohnsitz zu verlassen, ist eine günstige Aufnahme in Frankreich.

Die Protestanten theilen sich in drei Konfessionen: jede hat ihren Konsul, in dessen Hause der Gottesdienst nach dem eingeführten Ritus gefeyert wird. Die deutschen Protestanten sind unter dem Nahmen der Hamburger begriffen, bekennen sich zur Lehre Luthers, und, da zu meiner Zeit kein hamburger Konsul in Livorno war, bei dem sie sich versammeln konnten, so mußten sie sich ohne öffentlichen Gottesdienst behelfen, ungeachtet ihn die Landesgesetze verstatten. Die Engländer, Franzosen, Genfer, Schweizer, kurz alles, was zur Fahne Calvins geschworen, versammlet sich bei dem

englischen Konsul, und hält in seinem Hotel seinen Gottesdienst.

Außerdem giebt es noch zu Livorno Griechen, die sich mit dem römischen Stuhle vereinigt haben, schismatische Griechen und Armenier. Diese und die ersteren stehen unter dem besondern Schutze des Großherzogs, und jede dieser Konfessionen hat ihre Obrigkeit, ihre Vorsteher, ihren Gottesdienst, ihre Kirche und ihren Gottesacker. Die schismatischen Griechen hingegen sind unter dem Schutze des russischen Konsuls, von dem sie in allem was den Handel oder die Justiz betrifft, abhangen. Sie genießen aller Vorrechte des Bürgers, sobald sie sich in Livorno angekauft haben. Allein die Griechen und Armenier sind nicht so reich als die Kaufleute der übrigen fremden Nationen, weil sie sich gewöhnlich nur mit dem Kleinhandel abgeben, z. B. mit fremden Weinen, Datteln, Korinthen und dergleichen Waaren, die sie aus Afrika und der Levante kommen lassen. Es giebt auch Armenier, die Matrosenkleider verfertigen und verkaufen. Ich habe mich mit ihren Priestern unterhalten, aber nichts interessantes aus ihnen herausbringen können.

Die Türken.

Die Gewissensfreiheit, diese Grundlage des livornischen Handels, erstreckt sich über alle Religionen des Erdbodens. Ein Kaufmann von der Sekte der mährischen Brüder wünschte einst mehrere seines Glaubens nach Livorno zu ziehen, und erkundigte sich vorläufig bei

dem Gouverneur, ob sie auch freye Religionsübung haben würden. Zugleich wollte er ihm einige Begriffe von ihrem Gottesdienste geben. Der Gouverneur unterbrach ihn beym ersten Worte, und sagte ihm, er könnte sich diese unnöthige Mühe ersparen; ihm und allen seinen Brüdern stünde es frey sich in Livorno niederzulassen; er gäbe ihm die Versicherung, daß sie niemand in der Ausübung ihrer Religion stöhren würde. Der Großherzog, setzte er hinzu, verlangt von denen die in seinen Landen ansässig werden wollen, nichts, als Gehorsam gegen die Gesetze.

Aus dieser, dem Souverain und dem Volke gleich vortheilhaften Toleranz folgt, daß niemand Bedenken trägt, in Livorno zu wohnen. Mit jedem Tage sieht man Handelsleute aus allen Gegenden und von allen Religionen ankommen — und bleiben. Die Türken halten sich ganze Monate auf, ohne vom Gouvernement gehindert und belästigt zu werden. Nur haben sie, weil die Anzahl der ansässigen Türken in Livorno nicht groß ist, keine Moscheen, sondern versammeln sich bei einem ihres Glaubens.

Die Toleranz des Großherzogs erstreckt sich so weit, als die Vernunft sie gut heißt. Sie verstattet allen Religionsfreiheit, besoldet aber nur die Diener der katholischen Kirche. Wollten die Mohamedaner eine Moschee und ihre Mollahs haben, so müßten sie jene auf ihre Kosten bauen, und diese besolden. Es ist zu verwundern, daß noch kein eifriger Musulmann

diesen Gedanken, und zugleich Ansehen genug gehabt hat, ihn durchzusetzen.

Es hat verschiedene Reisende gegeben, die bei der ausgebreiteten Toleranz in Livorno, sich eingebildet haben, daß der mohamedanische Gottesdienst daselbst öffentlich gehalten würde. Sie irren sich in der Thatsache; und es ist nicht das erstemal, daß Reisende sich irren, wenn sie Wahrheiten von Hörensagen für wahre Wahrheiten ausgeben.

So viel ist freilich wahr, daß die Türken ein Grundstück vor der Stadt an sich gekauft haben; allein sie gebrauchen es nur zum Begräbnißplatze für ihre Todten; und nach allem, was man mir davon gesagt hat, zu schließen, (denn gesehen habe ich den Ort nicht) hat man daselbst keine Einrichtung zur Haltung des Gottesdienstes getroffen. Ueberdieß halten sich die Türken gewöhnlich nur eine Zeitlang in Livorno auf, und denken an keine eigentliche Niederlassungen.

Herrschende Religion, Erziehung, Wissenschaften.

Es scheint unglaublich und widersprechend, daß es in einem Lande, wo der Fürst aus Grundsätzen tolerant ist, fanatische Priester giebt. Während meiner letzten Reise in Italien fand ich in einem Buchladen einen Hirtenbrief des Bischofs von Fiesoli, im Jahre 1788 bei Gelegenheit der Kriegserklärung an die ottomannische Pforte, geschrieben. Dieser

Brief

Brief enthielt teuflische Aeußerungen. Der christliche Bischof ermahnte seine christliche Gemeine, zu dem Herrn der himmlischen Heerschaaren heilige Hände und Herzen zu erheben, damit seine Gnade den österreichischen Kriegern Kraft und Stärke gäbe, um alle türkische Bluthunde, die ganze Otternbruth des verfluchten Mohameds vernichten zu können. Mit einem Worte, es war die nähmliche Schreibart, womit man zur Zeit der Kreuzzüge die Völker einlud, im Nahmen des Friedensgottes ihre Brüder zu erwürgen, weil sie — einen halben Mond anstatt eines Labarum, zur Streitfahne hatten.

Man fürchtete unter den Handelsleuten, daß diese wüthende Schrift die schwere Rache der ottomannischen Pforte auf sich ziehen möchte. Der Großherzog ließ sie daher in seinen gesammten Staaten verbieten, und alle Exemplare, die man vorfand, aufheben. Allein zum Glück für den Handel und für die Schifffahrt, erfuhren die Minister der Pforte und der Barbarei, wo man sich überhaupt wenig um die Christen bekümmert, nicht das geringste von diesem friedlichen Sendschreiben des sanftmüthigen Hirten zu Fiesoli, der übrigens nach Verdienst hätte belohnt werden sollen.

Des Beispiels und der wiederhohlten Verordnungen des gemäßigten Leopolds ungeachtet, bemerkt man doch gleich beim ersten Anblick, daß der Nationalkarakter der Toscaner sie zur Bigotterie führt. Wie oft hat das Volk, von seinen Priestern verleitet, die Juden beleidigt, und Unruhen verursacht, deren Folgen

hätten gefährlich seyn können! Würden nicht zum Glück die Priester im Zaum gehalten, sie hätten mit dem Volke leichtes Spiel, und brächten es bald zu Gewalthätigkeiten, die der Staatswohlfahrt und der gesunden Politik gleich sehr zuwider liefen.

Die Katholiken sind alle — Andächtler; ihre Kirchen, und zumal die Franziskanerkirche, sind gedrängt voll. Der ganze Schlendrian der geistlichen Alfanzereyen, Segensformeln, Litaneien, Homilien, Prozessionen u. s. w. ist noch in vollem Gange; Mönche und Klerisey vereinigen sich, um die ihnen anvertraute Heerde vor der ansteckenden Seuche der Neuerungen zu bewahren; und die Mittel, deren sie sich bedienen, sind nicht immer die unschuldigsten.

Livorno gehört, was die geistliche Gerichtsbarkeit betrifft, unter den Erzbischof von Pisa. Es ist in der Stadt nur eine einzige Pfarrkirche, und zwey Nebenkirchen, worin die Priester der Hauptkirche Gottesdienst halten. Erstere steht unter einem Propst, der die Hauptverrichtungen zu besorgen hat, und dem drei Vikarien zugelegt sind, die mit andern Unterpriestern im Weinberge des Herrn arbeiten. Der Großherzog ernennt den Propst, und pflegt ihn unter der Anzahl der Kandidaten zur Bischofswürde zu wählen. Er zieht zwar nicht über sechs tausend französische Livres Gehalt, wird aber gleich einem Bischofe geehrt, und vertauscht nach einigen Jahren diese Stelle mit einem der ersten Bisthümer oder Erzbisthümer von Toscana.

Die Erziehung der Jugend von Livorno ist ungefähr dieselbe, die ihr in den übrigen toscanischen Städten zu Theil wird. Man fängt bei der Religion an. Gewöhnlich sind die Toscaner besser unterrichtet als die übrigen Einwohner Italiens; es giebt wenige unter ihnen, die nicht lesen, schreiben und etwas rechnen können. Dieser bessern Erziehung haben sie feinere Sitten, ihre Sanftmuth, Höflichkeit, ihren Abscheu vor groben Lastern, ihren Gehorsam gegen die Gesetze, ihre Liebe zur Ordnung zu verdanken. In Livorno treibt man zwar die Studien nicht weit; allein die elementarischen Studien sind auf einem sehr guten Fuße. Die Lehrer behandeln die Jugend mit vieler Schonung; sie sind selbst gesittet, und bilden die Jugend zu gesitteten Menschen.

Der Geist in Livorno ist ein Handelsgeist. Alles, was man daselbst lernen soll, muß Bezug auf die Handlung haben. Ich hatte sagen gehört, daß es Gelehrte zu Livorno gäbe; aber ich muß zu meinem großen Befremden gestehen, daß ich keinen einzigen, der diesen Nahmen verdiente, gefunden habe. Ich war mit zweien Empfehlungsschreiben an zwei Abbe's versehen, die man mir als sehr geschickte Männer beschrieben hatte. Sie nahmen mich sehr artig auf; diese Gerechtigkeit lasse ich ihnen gern widerfahren, allein unter die Gelehrten kann ich sie nicht rechnen. Sie nannten mir mit einer Art von litterarischer Begeisterung ein Paar Franziscaner. Ich machte mit diesen ehrwürdigen Vätern Bekanntschaft, fand sie aber so tief unter der vortheilhaften Schilde-

rung, die man mir von ihnen gemacht hatte, daß ich den Leser durch die Nomenklatur der Wissenschaften die ihnen mangeln, nicht ermüden will. Sollten sie selbst diesen Abschnitt lesen, so bin ich gewiß, daß sie mir für diese Reticenz — danken werden.

Von der Stadt und der umliegenden Gegend.

Der ganze Boden von Pisa nach Livorno, den Grund, worauf diese Stadt gebaut ist, mit einbegriffen, ist weiter nichts als ein morastiges Seeufer, wovon ein ansehnlicher Theil, vermittelst unsäglicher Mühe und ungeheurer Kosten urbar gemacht worden ist. Die Hügel und Anhöhen die ostwärts längs diesem von der See angespülten Ufer sich erstrecken, sind ein Gemisch von Muscheln und Sumpferde, woraus ihr Ursprung leicht abzunehmen ist. Das Meer ist zurückgetreten, und hat allenthalben Spuren seines Daseyns und seiner Vegetation hinterlassen.

Livorno, wie ich schon oben erinnert habe, ist nicht das Kind des Ungefährs oder besondrer Umstände; es ist das Werk der Mediceer, die es gründeten, um einen Sammelplatz aller handelnden Nationen daraus zu machen. Man kennt den Geschmack und die Pracht dieses berühmten Handelshauses, dem Toscana seinen Glanz zu verdanken hat; man weiß, daß die Fürsten aus diesem Hause ihrem Vaterlande, an der Hand der Indüstrie, Glück und Wohl-

stand zuführten, daß sie es bereicherten, und dann erst — beherrschten. Sie übertrugen den Plan von Livorno geschickten Baumeistern, die den öffentlichen Gebäuden und Pallästen zu gleicher Zeit äußere Schönheit und innere Bequemlichkeit zu geben verstanden. Der Marmor ward in den toscanischen Gebirgen, und die Steine in der Nachbarschaft von Livorno gebrochen.

Livorno, mit dem Hafen, hat fünfviertel (französische) Meilen im Umfange. Die Stadtmauer nach der Landseite zu, ist zwei (italienische) Meilen lang; die Straßen sind breit, winkelrecht und mit Quadersteinen gepflastert, welches für die Fußgänger außerordentlich bequem ist. Dieses schöne, gleiche und reinliche Pflaster macht eine der Hauptschönheiten der Stadt aus. Einige Kanäle, die einen Theil der Stadt in ungleichen Winkeln durchschneiden, empfangen die Fahrzeuge die von Pisa und Florenz auf dem Arno kommen. Längs den Straßen, die von diesen Kanälen durchschnitten sind, liegen große Speicher, so daß es wenig Kosten und Mühe bedarf, um die Ladungen dieser Fahrzeuge und Kähne auf die größern Schiffe zu bringen.

Ein schöner, großer, öffentlicher Platz, dreihundert und sechzig Fuß lang, und hundert und zehn breit, wird auf der einen Seite von der Hauptkirche, deren unregelmäßige simple Bauart nicht gut in die Augen fällt, und gegenüber von drei schönen Pallästen begränzt. Neben diesen Pallästen von gleicher Höhe, die des Platzes schönste Zierde sind, und von wei=

tem nur einen einzigen auszumachen scheinen, steht der Pallast den die Großherzoge, wenn sie nach Livorno kommen, bewohnen. Er hat nichts ausgezeichnetes, ist aber weitläuftig genug, um den ganzen Hofstaat, nach Leopolds Einschränkungen, in sich zu fassen.

Nach der Landseite zu ist Livorno in vaubanscher Manier befestigt, und stark genug, um einen unvermutheten Angriff abzuschlagen. Man müßte den Ort in aller Form belagern um ihn einzunehmen; und dadurch gewönne man Zeit, ihm zu Hülfe zu kommen. Die Seeseite ist in sehr gutem Vertheidigungsstande; und überdieß hat die Stadt nichts zu fürchten, da der toscanischen Regierung vorzüglich an deren Erhaltung gelegen ist. Der Hafen ist sicherer als der zu Genua, und mit allem, was zur Ausbesserung und Verproviantirung der Schiffe erfordert wird, zu jeder Zeit reichlich versehen.

Die Vorstädte sind groß und eben so gut gebaut wie die Stadt selbst. Die immer zunehmende Volksmenge findet hier eine Zuflucht. Man vergrößert sie mit jedem Tage, und es ist zu vermuthen, daß sie mit der Zeit die Stadt an Größe und an Einwohnern übertreffen werden. Eben dieses ist der Fall mit Wien.

Livorno ist mit herrlichen Spaziergängen, die den schönsten Prospekt machen, umgeben. Von allen Seiten, sobald man aus der Stadt kommt, findet man Alleen, Gärten, worinn die Kunst mit der Natur wetteifert, und Ruheplätze, wo man rings umher des schönsten Anblicks genießt. Jenseits dieser mannichfalti-

gen Anlagen, dieser lachenden Scenen, wo sich das Auge in Entzücken verliert, stehn nach der Seeseite hin, drei prächtige Lazarethe, die den Schauplatz begränzen, und sich perspektivisch im Hintergrunde zeigen.

Ein prächtiges Schauspielhaus ist eine der Zierden von Livorno. Es ist ganz von Backsteinen gebaut. Die Verzierungen sind vom berühmten Terreni gemahlt. Es hat fünf Reihen Logen; in jeder Reihe vier und zwanzig: die herzogliche ist die fünf und zwanzigste. Das Theater ist fünf und zwanzig Schritt breit und achtzig tief.

Die Vorrathshäuser.

Ich hatte die Kornmagazine von Livorno rühmen, und sie weit über die genuesischen sezzen gehört, wollte mich durch den Augenschein davon überzeugen, und Herr Beretti hatte die Gefälligkeit mich dahin zu führen. Da er mit dem ersten Magazindirektor genau bekannt ist, so hatte ich die beste Gelegenheit, alles zu sehen.

Das Gebäude, welches zur Kornniederlage dient, ist sehr einfach, und im toscanischen Styl. Das Getreide liegt unter der Erde verschlossen, und keine Luft kann dazu kommen. In dieser Lage bleibt es einen großen Theil des Jahres, und zumal in den Jahrszeiten, wo die äußere Luft ihm schädlich seyn konnte. Zu gewissen Zeiten wird es auf dem Magazinhofe, der sehr geräumig ist, ausgeschüttet, und gehörig bearbeitet, um es frisch zu erhalten.

Man läßt es mehrere Nächte hindurch an der freien Luft liegen, und scharrt es hernach wieder an die alte Stelle ein. Auf diese Weise sorgt man für das erste aller Bedürfnisse, und bewahrt es vor Kornwürmern, Fäulniß, Auswuchs und andern Zufällen. Das Magazin hat seine verschiedenen Abtheilungen, nach den verschiedenen Getreidearten, so daß man sie nicht mit einander verwechseln kann.

Das Oelmagazin ist noch sehenswürdiger, und verdient eine ausführlichere Beschreibung. Ich habe in Spanien, Holland und andern Ländern dergleichen Gebäude gesehen; allein nirgends ein so großes, reinliches und so gut eingerichtetes als in Livorno.

Ich hatte irgendwo gelesen, daß die Behältnisse dieses prächtigen Magazins in den Felsen gehauen, und so zu sagen von einem Stücke wären. Nach genauerer Untersuchung habe ich gefunden, und kann versichern, daß Keller und Kanäle aus Quadersteinen zusammengesetzt, aber zugleich so fest verküttet sind, daß kein Tropfen Oel sich verlaufen kann. Ich war mit meinen Vorurtheilen vor den Felshöhlen hinabgestiegen, und sprach mit dem Direktor davon; der Mann lachte, und zeigte mir statt aller Antwort, die Steinfugen, die man aber freylich nur, nach langem Suchen, entdecken kann. Der bindende Kütt wird so hart, daß er die Natur des Steins annimmt. Die Oele sind nach ihren verschiedenen Arten sortirt, und werden gehörig verwahrt. Das Magazin hat die Gestalt eines liegenden griechischen Kreuzes mit seiner Basis. Jede Seite ist 70 Fuß lang und 50 breit.

Auf jeder Seite der Basis sind in einer Brustlehne, die rings um das Gebäude geht, in gewissen Entfernungen, Löcher angebracht, die wenigstens zehn Fuß in der Dicke haben. Die Oeffnungen in der Mitte messen sechs Fuß im Durchschnitt. Man bedient sich dieser Löcher um die verschiedenen Behältnisse vermittelst der dahinleitenden Röhren mit Oel anzufüllen. Das ganze Magazin kann ungefähr vier tausend Pipen (von 200 Quart, barils) enthalten; es ist gewölbt, und wird von einer doppelten Reihe Pfeilern getragen. Jede der acht Abtheilungen hat acht verschiedene Oeffnungen in gleicher Entfernung von einander. Das Gebäude soll zweimal hundert tausend Thaler gekostet haben.

In allen Ländern ist der Korn- und Oelhandel für den Spekulationsgeist ein weites Feld, wobei viel zu wagen ist. Fürs erste, kostet die bloße Erhaltung dieser Waare außerordentlich viel. Sodann, wie viel geht nicht beim Transport verloren, wie viel durch die Nachlässigkeit der Aufseher, wie viel durch unvorhergesehene Unglücksfälle! Dieß alles zusammengerechnet, kann oft den gehofften Gewinn bei weitem übersteigen. Hiervon bin ich mehr als einmal Zeuge gewesen. Bei allen Magazinen von einigem Umfange, bei Anschaffung von Vorräthen auf Kosten und Befehl der Regierung, bei angelegten Magazinen, entweder in Krieges- oder Friedenszeiten, habe ich beständig die nämlichen Schwierigkeiten gefunden.

Mit Livorno ist dieß der Fall nicht. Die Handelsleute dieser Stadt können keine Gefahr,

keinen Verlust bei diesen Waarenartikeln leiden. Es ist ausgemacht, daß sich die Vorgesetzten dabei mit der größten Rechtschaffenheit benehmen; aber wenn dieses auch nicht wäre, so könnte ihre Veruntreuung den Eigenthümern aus folgendem Grunde nicht schaden.

Sobald ein Schiff im Hafen geankert hat, begiebt sich der erste beste Käufer darauf, frägt nach Oel und Getreide, besieht es, kauft es zum Theil, oder im Ganzen. Sobald der Handel geschlossen ist, läßt er die Waare in das herzogliche Magazin bringen. Die Direktoren untersuchen sie, und bestimmen ihre Qualität. Sodann wird sie gewogen, oder gemessen. Sobald sie niedergelegt worden ist, erhält der Eigenthümer einen weitläuftigen Empfangschein; er bezahlt bloß für die Niederlage ein gewisses, eine Kleinigkeit, ungefähr ein Procent, und man steht ihm für die Waare. Dieß eine Procent wird nur entrichtet, wenn er sie wieder verkauft. Verkauft wird sie bloß durch Ueberlassung des Empfangscheins der Magazininspektoren; ein solcher Empfangschein geht von einer Hand in die andre, wie die Wechselbriefe. Die Waare gehört dem, der ihn aufweisen kann. Gewöhnlicherweise ist sie nur von zweien Personen gesehen worden; von dem der sie niedergelegt hat, und von dem der sie sich abfordert. Hundert und mehrere Mittelbesitzer haben sich nie die unnöthige Mühe gegeben, den Bestand eines solchen Empfangscheins zu berichtigen.

Ich habe zu Livorno bloß die Oel- und Kornmagazine besucht. Man hat mich indes-

sen versichert, daß der Großherzog, zu Begünstigung des Handels, in verschiedenen andern Waarenartikeln dergleichen errichtet hat. In diesen Magazinen wird von den Direktoren auf eben diese Weise verfahren; man legt die Waare nieder, erhält dafür einen Empfangschein u. s. w. Da aber diese Waaren bloß gegen Feuerschaden u. s. w. gesichert werden dürfen, und also nur eine ganz allgemeine und leichte Aufsicht erfordern, so betragen die Niederlagskosten nur eine Kleinigkeit; z. B. ein Ballen von funfzehn hundert Thalern bezahlt nur zehn Paoli, ungefähr sechs französische Livres.

Man kann aus dem reinen Ertrag dieser Magazine urtheilen, wie ansehnlich der livornische Handel seyn muß. Sie bringen dem Großherzog jährlich hundert tausend Thaler ein; und nie war eine Einnahme rechtmäßiger und heilsamer.

Die Lazarethe.

In einiger Entfernung von der Stadt, am Ufer des östlichen Meeres, erheben sich drei Gebäude: man nennt sie Lazarethe oder Quarantainehäuser. Zwei davon sind auf Kosten Leopolds gebaut, und das dritte hat er ausbessern lassen. Sie sind alle drei sehr schön; das größte liegt am weitesten von der Stadt, und hat eine Halle oder bedeckten Gang, 416 Fuß lang und 100 Fuß breit, worunter der sogenannte Sciorino, oder die Untersuchung der verdächtigen Waaren vorgenommen wird.

Es geht folgendermaßen dabei zu. Einer von den Leuten, die dafür besoldet werden, öffnet einen der verdächtigen Ballen, schiebt seinen nackten Arm hinein, und wühlt alle Morgen eine bestimmte Zeit darin herum, so daß er mit jedem Tage tiefer eindringt. Diese erste Prüfung dauert acht Tage. Hierauf wird der Ballen umgekehrt, und die nämliche Person wiederholt den nämlichen Versuch, bis seine Hand von beiden Seiten den Mittelpunkt des Ballens erreicht hat. Nach zwanzig Tagen wird der Ballen noch einmal umgeworfen, und dieselbe Operation von neuem vorgenommen. In diesem Lazarethe ist übrigens eine große Cisterne, die sechs und zwanzig tausend Faß *) Wasser enthält.

Die drei Lazarethe sind auf die dauerhafteste Weise erbaut. Allenthalben herrscht die äußerste Ordnung, und eine Reinlichkeit, die das Auge entzückt, und die man vergebens an ähnlichen Oertern suchen würde. Es hält schwer, die Erlaubniß zu erhalten, sich in denselben umzusehn; alsdann aber auch kann man sie von einem Ende zum andern durchgehen, ohne von allen Seiten um kleine Geldbußen gemahnt zu werden. Das nämliche gilt von allen Gärten, Häusern, Pallästen, Gebäuden und Kabinetten des Großherzogs. Er allein vielleicht, unter allen großen Herrn, hat eine Gewohnheit abgeschafft, die dem Reisenden eben so lästig und kostspielig ist, als sie den Ländern, wo sie noch herrscht, Schande macht. Doch dieß ist nicht der einzige Mißbrauch, den

*) Barils.

Leopold weggeräumt hat: möchte er nur viel Nachahmer finden!

In dem dritten Lazarethe wird die genaueste Quarantaine gehalten. Passagiere, Matrosen, Offiziere, Waaren, kurz alles was aus den Gegenden kommt, wo sich die Pest zu äußern pflegt, muß sich diesem Gesetze unterwerfen, welches keine Ausnahme kennt. Der einzige Unterschied zwischen Menschen und Waaren besteht darin, daß diese 50 Tage liegen bleiben. Sie sind mit so vieler Sorgfalt verwahrt und eingeschlossen, daß kein Thier, kein fliegendes noch kriechendes Insekt dazu kommen, und die Seuche weiter verbreiten kann.

In dem zweiten Lazarethe bleiben bloß die die Personen und Sachen, worauf man einigermaßen den Verdacht der Pest hat. Im ersten halten sich diejenigen mit ihren Waaren auf, die von den Küsten der Barbarei kommen, weil diese mit den angesteckten Gegenden in beständiger Verbindung stehen, oder sonst aus Ländern, von deren Gesundheitszustand man nicht hinlänglich überzeugt ist. Der Aufenthalt in diesem Lazarethe ist kürzer oder länger, je nachdem der Verdacht stärker oder schwächer ist. Auch dieses heißt die Quarantaine halten; denn ungeachtet dieß Wort einen bestimmten Zeitraum anzuzeigen scheint, so kann man ihn doch nach Befinden der Umstände verkürzen oder verlängern.

Vor einigen Jahren kam ein Abgeordneter des maroccanischen Hofes, bei seiner Rückkehr von Tripoli, wohin er mit Geschenken an den Dey geschickt worden war, durch Livorno, und

hielt sich einige Zeit auf. Er brachte verschiedene ansehnliche Gegengeschenke mit; denn es ist Sitte bei den afrikanischen Mächten ihren Traktaten Geschenke voranzuschicken, die der erhaltende Theil mit großem Prunke seinem Hofe anzuschauen giebt und mit noch ansehnlichern erwiedert. Seine maroccanische Excellenz ward nach dem Lazarethe gebracht, und von allen Einwohnern von Livorno besucht. Das Gedränge war unbeschreiblich, und man hatte die Freiheit ihm so nahe zu kommen, daß man ihn reden hören und von ihm gehört werden konnte. Ein Gitter mit ziemlich weitläuftigen Stäben und ein kleiner Graben machten das einzige Hinderniß aus. Man hat mich versichert, es sey ein schöner Mann gewesen, der die an ihn ergangenen Fragen gern zu beantworten geschienen. Seine Höflichkeit und das reine Italienische, welches er so leicht, und gewissermaßen so elegant sprach, ließen anfangs vermuthen, daß Italien sein Vaterland, und er einer von den Glücksrittern wäre, die das Haupt unter den Turban schmiegen, um ihr Glück zu machen. Doch die Neugierde der Einwohner zu Livorno und ihre weitläuftigen Bekanntschaften brachten sie bald auf die Spur; und es bestätigte sich, daß er ein gebohrner Unterthan des Kaisers von Marocco war: sein Vater war Aga gewesen, und hatte ihn italienisch lernen lassen, in der Hoffnung, daß es ihm einst zu seiner Beförderung helfen könnte. Ueberdieß macht die Handlung, die das Element dieses Volks ist, ihm die spanische, französische und italienische Sprache ganz eigentlich

zum Bedürfnisse; und die sogenannte Franken-sprache, die längs den barbarischen Küsten gebräuchlich ist, besteht aus einem Gemisch von sicilianischen, genuesischen, provenzalischen, portugiesischen, spanischen und französischen Dialekten. Die Mauren bedienen sich dieser Sprache, als des einzigen Mittels, sich ihren Sklaven verständlich zu machen, welche sie um desto leichter erlernen, da ihre Muttersprache einen Theil davon ausmacht.

Während seine maroccanische Excellenz im ersten und bequemsten der drei Lazarethe Quarantaine hielt, theilten sechs und zwanzig Sklaven, die der König von Neapel auf seine Kosten theils aus Algier, theils aus Tunis losgekauft hatte, seinen Aufenthalt. Man sah auf ihren Gesichtern das lebhafte Bild der Freude, und sie überhäuften mit lauten Seegenswünschen den wohlthätigen Fürsten, der ihre Fesseln gelöset hatte. Ferdinand war damit nicht zufrieden, sechs und zwanzig menschlichen Geschöpfen die Freiheit wiedergeschenkt zu haben; er wollte sie nicht in dem hülflosen Zustande, der die erste natürliche Folge dieses Geschenks war, lassen, und gab Befehl, daß man sie gehörig kleiden, und bis sie ihr Vaterland erreicht hätten, frei halten sollte. Ein Zug der dem Herzen dieses Fürsten Ehre macht.

Ich fand im dritten Lazareth drei Juden, die von Algier kamen, wo damals die Pest sich zu äußern anfing. Sie wurden, wie alle die in dieses Lazareth eingeschlossen werden, genau bewacht. Man sieht sie und spricht mit ihnen durch Gitterstäbe, die sie von den übrigen Men-

schen weit genug entfernt halten, um der Luft freien Spielraum zu lassen, und die Ausdünstungen ihrer Körper und Kleider unschädlich zu machen. Ueberdieß warnen die Wachen jeden Fremden, der gern näher heranträte, und verhindern ihn ein Opfer seiner Neugierde oder seiner Dreistigkeit zu werden; denn die Livorner vermeiden schon von selbst, einem Angesteckten zu nahe zu kommen, um den Verdacht nicht mit ihm zu theilen; sie wissen, daß die Polizei so streng über diesen Punkt wacht, daß der bloße Verdacht der Berührung eines Quarantainehaltenden oder seiner Sachen zureicht, um sich selbst dem Gesetz der Quarantaine unterwerfen zu müssen.

Die drei Lazarethe dienen der Stadt Livorno zur Zierde. Der Spaziergang der dahin führt, ist äußerst angenehm. Von der einen Seite sieht man die unermeßliche Meeresfläche; von der andern begränzen Gärten und Lusthäuser den Horizont. Auch wird dieser Spaziergang immer besucht, besonders an Sonn- und Festtagen.

Man braucht nicht in die Lazarethe hineinzugehen, um sich einen Begriff davon zu machen. Schon das äußere verspricht, daß die Zimmer gut eingerichtet und bequem sind. Die Bauart ist einfach, aber regelmäßig. Ich habe sie einzeln besehen. Alles was zur innern Einrichtung dieser Häuser gehört, denen Vorsicht und Menschenliebe, verbunden mit der Sorge für die allgemeine Wohlfahrt, das Dasein gegeben, verdient die Bewunderung des Beobachters. Die Aufseher und Hausbediente

sind

sind so zuvorkommend und höflich, daß die Fremden, wenn sie diese Gesundheitsörter besuchen wollen, nach vollständiger Kenntniß des Locals, mit einer innern Zufriedenheit, die man nicht oft aus dergleichen Anstalten mit sich nimmt, sich zurück begeben.

Ich habe verschiedene Lazarethe auf meinen Reisen gesehen; keines darunter ist mit den livornischen an Ordnung, Reinlichkeit und Behandlungsart der Einquartierten zu vergleichen. Sind diese arm, so erhalten sie auf Kosten des Landesfürsten eine gesunde und reichliche Nahrung. Mit einem Worte, Leopold hat in diesen Häusern die wohlthätigsten Einrichtungen mit einer Vorsicht, die den Mißbrauch derselben beinahe unmöglich macht, zu treffen gewußt.

Die Gräber.

Ich muß hier von meinem Plane abgehn, der sich nicht auf eine ausführliche Beschreibung der Kunstwerke erstreckt, um der Grabmähler zu erwähnen, die in der Nachbarschaft von Livorno liegen. Und wie sehr hängt, in meinen Augen, was beim ersten Anblick eine bloße Zierde der Stadt zu seyn scheint, beim zweiten mit der inneren Polizei und den toleranten Gesinnungen des toscanischen Staates zusammen! Was kann den Betrachtungen eines philosophischen Reisenden mehr Nahrung geben, und sein Herz mehr interessiren, als der Anblick der letzten Wohnstätte des Menschen!

Der Gottesacker, — oder wie man diese für so manchen furchtbare Stätte lieber nennen mag — der die Gebeine derer, die zur römischen Kirche gehörten, enthält, heißt campo santo. Er ist schön und weitläuftig, wie alle übrigen: man sieht ihn von weitem liegen. Eine schattigte Allee von drei hundert Schritten führt dahin: er bildet ein vollkommnes Viereck, das in der Länge und Breite hundert und vier Fuß hat. In jeder Ecke steht eine kleine Kapelle mit einer Kuppel. Ringsumher ist ein massiver Bogengang, der auf toscanischen Säulen von edlem Style ruht. Dieser Bogengang, die einzige passende Zierde für einen Ruheplatz für die Todten, ist fünf und zwanzig Fuß breit, und erhebt sich ungefähr drei Fuß über die horizontale Fläche; er ist mit schönen genau verbundenen Quadersteinen gepflastert. Der Eingang ist einfach, und besteht nur aus einem Bogen, den zwei Säulen tragen.

Der Gottesacker der Russen und schismatischen Griechen ist bei weitem nicht so groß, und macht ein vollkommenes Quadrat aus, dessen Seite 54 Fuß lang ist. Der Eingang ist jenem ähnlich. Gegenüber stehn drei ziemlich einfache Kapellen, die durch Bogensäulen mit einander verbunden sind. Das Ganze ist mit einer Mauer umgeben.

Der holländische und hamburger (oder deutsche) Gottesacker hat ein besonderes Ansehen. Viele Reisende haben ihn für einen botanischen Garten gehalten; sie haben sich aber geirrt: man hat diesen Platz nie zu dergleichen Gebrauch

eingerichtet. Ich habe ihn in Zeit von zehn Jahren zweimal besucht, und höchstens einige Aloe- und Geraniumstauden, und andre exotische Pflanzen dieser Art gefunden. Dagegen habe ich bemerkt, daß er wie alle unsre Krautgärten angelegt ist, und allerlei Gemüse in Menge hervorbringt. Er ist viereckigt, und in sechszehn Viertel abgetheilt, deren jedes vierzehn Fuß lang und breit ist. Die Zwischenräume zum Spazierengehen sind nur fünf Fuß breit. Längs der Mauer sind Spaliere von Zitronen- und Apfelsinenbäumen gezogen. Längs den Beeten stehen im Lande Feigenbäume, Granatbäume, Aepfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume mit einigen Aloe- und Geraniumstauden untermischt, welches zur falschen Vorstellung eines botanischen Gartens Anlaß gegeben hat. Der mittelste Gang, der diesen sonderbaren Garten in zwei Theile theilt, ist sechs Fuß breit, und von beiden Seiten mit marmornen Leichensteinen voller Inschriften, worüber man weggeht, belegt. Nur wenige von diesen Gräbern sind mit Zierrathen bedeckt; es scheint, als habe man das Zwecklose dieser Verzierungen eingesehen, die weniger ein Zeichen der Achtung und Dankbarkeit für die Todten, als des eiteln Stolzes der Lebenden sind. Kaum bemerkt man an drei oder vier Gräbern einige Bas-reliefs, die noch dazu im simpeln Styl sind. Alle Grabsteine sind von weißem Marmor, den die Nachbarschaft liefert. Dieser Gottesacker liegt hundert und funfzig Schritt vom pisanischen, oder besser zu sagen, vom florentinischen Thore ab.

Der schönste Gottesacker gehört unstreitig den Engländern; er liegt zwischen dem pisanischen und colonellschrn Thore, hat die Gestalt eines länglichten Vierecks, 106 Fuß lang und achtzig breit. Er ist mit steinernen Pfeilern umgeben, die acht Fuß weit von einander stehen, oben mit Kugeln versehen sind, und vermöge eines eisernen Gitters zusammenhangen, dessen Stäbe eine pyramidalische Gestalt haben, welches dem Ganzen ein herrliches Ansehen giebt, und von außen den freien Anblick nach den Gräbern gewährt. Der Eingang ist an der Nordseite. Die Gräber sind von eben dem weißen Marmor, von dem ich oben gesprochen. Die Steinbrüche, die ihn liefern, liegen längs dem Meere, und hangen wieder mit andern zusammen, die sich endlich an die berühmten carrarischen Marmorbrüche anschließen. In diesem Gottesacker liegen die Leichen von Osten nach Westen zu: die Südseite ist schon ganz angefüllt, und man rückt immer näher nach Norden. Ueber die Hälfte des Platzes ist mit Gräbern und Todtenmählern besäet. Einige darunter sind bloße Leichensteine von der oben beschriebenen Art, große platte Steine ungefähr einen oder anderthalb Fuß über der horizontalen Fläche; manche sind mit einem Medaillon geziert. Dagegen giebt es aber auch sehr schöne Grabmähler, und Mausoläen von dem edelsten Geschmack und der ausgesuchtesten Kunst. Ich habe vierzehn, in Gestalt antiker Sarkophagen, gezählt, die auf mehr oder weniger erhöhten Fußgestellen stehen, und mit Blumengewinden, hetruscischen Vasen, Flammen

u. s. w. geziert sind. Manche tragen nur eine, manche mehrere Urnen; manche sind sechs, manche zwölf Fuß hoch. Nur zwei sind in der Gestalt vollkommener Pyramiden: ihre Seiten sind mit Inschriften und allegorischen Medaillons, die Spitze mit einem Aschenkruge versehen. Ich sah auch ein Monument in Gestalt einer Säule von vierzehn bis funfzehn Fuß, auf einem Postement von acht Fuß; das Kapitäl trug eine Urne von aschgrauem Marmor. Am besten hat mir aber ein Mausoläum auf einer sechs Fuß hohen Basis gefallen. Zwei traurende Frauenzimmer, vortrefflich gruppiert und gearbeitet, halten eine anderthalb Fuß hohe Urne umfaßt. An einem andern Grabmahle ist vorzüglich das Postement von vermischter Säulenordnung und mit vielen schönausgeführten Bas-reliefs versehn, zu bemerken.

Ich kann mich nicht enthalten, die Aufmerksamkeit meiner Leser noch auf zwei Monumente zu richten, die besonders verdienen, näher beschrieben zu werden. Das erste hat eine viel höhere als breitere Basis, und steht auf zweien Säulen isoliert. Der obere Theil stellt eine Pyramide vor, die auf dem Rücken zweier Sphynxe ruht, und auf deren Spitze eine Nachteule sitzt.

Das zweite ist dem englischen Konsul Dick und seiner Gemahlinn zum Denkmahl errichtet. Bauart und Styl sind unvergleichlich. Das Piedestal ist von korinthischer Ordnung, mit einer gerieften und oben abgestumpften Säule. Diese Säule trägt oben in einer runden Scha-

le eine hetruscische Vase, aus welcher ein feingearbeitetes Flämmchen sich erhebt.

Leider wußte ich, wessen Asche dieses herrliche Monument enthält; daher mußte dessen Anblick in mir eine Menge widriger Gefühle erregen, die der folgende Abschnitt (von der russischen Prinzessinn) erklären und rechtfertigen wird. Tausend schwarze Gedanken stiegen in meiner Seele auf, bemächtigten sich meines Wesens, und mahlten meiner lebhaften Einbildungskraft die Zeiten und Sitten eines der ältesten und berühmtesten Völker der Erde vor. Ich dachte an Aegypten; ich dachte an seine Todtengesetze; ich dachte an jenes unerbitliche Gericht das über die Verstorbenen sprach, und denen, die im Leben nicht recht gehandelt hatten, die Ehre der Beerdigung versagte. Damals, so sprach ich zu mir, blieb niemand von diesem allgemeinen Gesetze frei; damals waren Fürst und Unterthan, nach ihrem Tode, derselben Strafe unterworfen. O was kann für den Unglücklichen, dem Fortuna nie zugelächelt hat, tröstlicher seyn, als das verfolgte Andenken des mächtigen Tyrannen, als diese späte Strafe, für ihn noch weit empfindlicher als der Tod! O warum haben nicht alle Nationen der Erde ein so heilsames Gesetz beibehalten? Warum ist es jetzt erlaubt, durch lügenhafte Inschriften, der verfolgten Tugend zu spotten? Warum erhält die Asche des Bösewichts eben die Ehre, die nur den Gebeinen des Helden, des Tugendhaften gebührt, die Ehre der Vergötterung? Warum belügt man die Nachwelt, warum schreit man in die Jahrhunderte hinein, daß

jener Schandfleck des menschlichen Geschlechts — ein Muster aller Tugenden und die Zierde der Welt war? Warum zieht man nicht aus der alten ägyptischen Sitte den größten Vortheil für die heutigen Sitten, indem man jeden der es verdient, der öffentlichen Verachtung und Verwünschung preis giebt, indem man jede seiner verruchten Handlungen, jede seiner Bemühungen sich zu Ehrenstellen, zum Glück — auf den Thron zu erheben, getreu auf Marmor, Stein oder Erz eingräbt? Würde dieß nicht eine schreckliche Lehre, eine heilsame Warnung für die Lebenden seyn? Würde ein solches Gesetz nicht Thränen und Blut in Menge ersparen? An gewissen Tagen müßte man die Kinder zu diesen Gräbern führen, müßte sie die Inschriften lesen lassen, damit sie frühzeitig die Pflichten des Bürgers kennen, und das Laster verabscheuen lernten. Diese Abschilderung der Tugenden und der Verbrechen müßte auf Kosten des Staats geschehen, und ein Tag im Jahre, ein gewisser Tag ganz dazu bestimmt seyn, an jene mit Rührung, an diese mit Abscheu zu denken. Ein solches Todtenfest würde in aller Absicht zweckmäßiger seyn, als das abgeschmackte Fest aller Seelen.

Dieses waren ungefähr die Betrachtungen, die ich beim Anblick des Dickischen Monuments anstellte. Möchte doch bald öffentliche Rache diese beleidigende Masse umstürzen, Eisen und Menschenkraft dagegen wüthen! Wie gerecht würde diese Rache, wie verehrungswürdig diese Wuth seyn! Hier, dachte ich, steht das Werk der Lüge! Hier lieset man die Schriftzü-

ge der Schmeichelei! Hier ruhen die Gebeine zweier niederträchtigen Wesen, die sich mit dem schwärzesten aller Verbrechen belastet haben! Hier liegen die schändlichen Werkzeuge einer Kaiserinn, die Voltaire, dieser feine Kenner des Verdienstes, aber auch zugleich dieser oft so kriechende Schmeichler mit der berühmten Semiramis verglichen hat, der sie in vielen Stücken als Muster vorgehen könnte: hier liegen die beiden Dicks, und haben den Lohn der edlen Seelen erhalten, indeß ihr unglückliches Schlachtopfer ..... Ich halte ein, um neue Kräfte zu sammeln, und den letzten Abschnitt über Livorno der Erzählung einer Greuelthat zu widmen, die mir, wider meinen Willen, dieses Urtheil abgezwungen hat.

Die russische Prinzessinn.

Elisabeth, Kaiserinn von Rußland, die 1762 verstarb, hatte eine natürliche Tochter, die sie heimlich erziehen ließ. Der Fürst Radziwill entdeckte, ich weiß nicht wie, das Daseyn und den Aufenthalt dieses Kindes, und gründete auf diese Entdeckung einen politischen Plan, der ihn vielleicht auf den russischen Thron erhoben haben würde, wenn er mit seinem Ehrgeize die gehörige Klugheit zu verbinden gewußt hätte.

Der Tod der Kaiserinn, die bald darauf folgenden innern Unruhen, der Zwist ihres unglücklichen Nachfolgers mit seiner Gemahlinn, deren Ehrgeiz und glänzende Eigenschaften über ihn siegten, dieß alles ließ den Fürsten

Radziwill glauben, daß er aus seinem entdeckten Geheimnisse den größten Vortheil ziehen könnte. Das tragische Ende Peters des Dritten vermehrte bald die Anzahl der Mißvergnügten; die einen beweinten den Verlust eines Fürsten, unter dem sie selbst zu regieren gehofft hatten, und sahen sich der Rache Katharinens, und dem beleidigenden Stolze ihrer Günstlinge ausgesetzt; die andern hätten die Regierung der Elisabeth zurückgewünscht, deren schleuniges Ende zu mancherlei Verdacht Anlaß gegeben hatte; alles vereinigte sich, um die weitaussehenden Plane des polnischen Magnaten zu begünstigen, und seine Hoffnungen zu beleben. Er betrachtete die russische Krone als ein Gut, wonach er die Hand ausstrecken dürfte, sobald er sie mit der jungen Prinzessinn, die er für die rechtmäßige Besitzerinn derselben erklären wollte, theilen würde. Die Rolle, die nach ihm Pugatschew spielte, beweiset, daß sein Plan nicht unausführbar war. Wenn ein Rebell, dem seine Frevelthaten allein einen Nahmen gemacht, es dahin hat bringen können, daß die stolze Katharina auf einem Throne, den sie ihrem kühnen unerschrocknen Geiste zu verdanken hatte, zittern mußte, was wäre einem Radziwill nicht möglich gewesen, wenn er sich als der Gemahl einer Prinzessin gezeigt hätte, deren Mutter bei ihren Lebzeiten angebetet worden war, und in ganz Rußland das Andenken an ihre wohlthätige und ruhmvolle Regierung hinterließ?

Die Tochter der Elisabeth war kaum zwölf Jahr alt, als Fürst Radziwill die Ausführung

seines Vorhabens damit anfing, daß er sie heimlich ihren Erziehern entzog, sie entführte, und nach Rom brachte, wo sie einige Jahre blieb. Katharina erfuhr bald diese Entführung, und um den Fürsten Radziwill zu zwingen, von seinem Vorhaben abzustehn, legte sie Beschlag auf seine Güter in Polen, so daß ihm nichts übrig blieb, als die Brillanten und Kleinodien, die er mit sich genommen hatte, um seinem Mündel, (so nannte er die junge Prinzessinn) einigen Anhang zu verschaffen, zu Gelde zu machen. Mit dieser Summe half er sich eine Zeitlang durch, und kämpfte lange mit Katharinens Uebermacht. Die Hoffnung ist des Menschen treueste Begleiterinn; sie erhält ihn mitten im Unglück, und verläßt ihn auch in der verzweifeltsten Lage nicht. Allein die Unmöglichkeit in einem fremden Lande ohne die geringsten Hülfsquellen zu leben, siegte endlich; Radziwill spielte die Rolle der Verstellung, und ging einen Vergleich ein. Um wieder zu dem Besitz seiner Güter zu gelangen, verließ er Rom und sein Mündel, die sich in einer Lage befand, die zunächst an Dürftigkeit gränzte. Sie hatte sonst niemand um sich, als ein Frauenzimmer, die zwar den Nahmen einer Aufseherinn führte, aber in der That den Dienst einer gemeinen Magd versah, und beständig auf Mittel bedacht war, ihre junge Gebieterinn aus einer Lage zu reißen, die um so drükkender war, da man ihr bereits die glänzendsten Vorspiegelungen zu einer baldigen Thronsteigung gemacht hatte.

Inzwischen fürchtete der russische Hof noch

immer, entweder Radziwill möchte den abgerissenen Faden wieder anknüpfen, oder andre Mächte sich der Existenz dieser Prinzessinn bedienen, um neue Plane zu entwerfen, die nicht so leicht umzustoßen wären; genug, um das junge Frauenzimmer in einen Fallstrick zu lokken, den ihre Unerfahrenheit nicht vorhersehen konnte, bediente sich dieser Hof eines feinen Betrügers, eines Mannes, der alle Rollen ohne Unterschied übernahm, sobald er dafür bezahlt wurde. Dieser Mann verkleidete sich als russischer Offizier, wußte sich Eingang bei der jungen Prinzessinn zu verschaffen, stellte sich, als daure sie ihn, als habe ihn zu einem Paar Landsmänninnen, deren eine (setzte er listig hinzu) durch ihre Geburt und persönliche Eigenschaften die Ehrerbietung der Welt verdienet, das bloße Mitleiden geführt. Er bot seine Hülfe, seine Dienste, seinen Kredit an: sie wurden angenommen, und in vollem Maaße benutzt. Ueberfluß trat an die Stelle der Dürftigkeit, und ein unbeschränktes Vertrauen ward der Lohn des Verräthers. Die beiden unschuldigen Wesen sahen ihn als einen Schutzengel an, den ihnen der Himmel in der äußersten Noth zugeschickt hatte.

Sobald er eines völligen Zutrauens gewiß war, kündigte er sich als einen geheimen Abgeordneten des Grafen Alexis Orlow an; dieser habe ihn (sagte er) nach Italien geschickt, um der Elisabeth Tochter aus einer Lage zu reißen, für die sie so wenig geschaffen wäre, und sie auf einen Thron zu erheben, wo sie, wie ihre unvergeßliche Mutter, das Glück einer großen

Nation machen würde. Er setzte hinzu; sein Herr wäre mit der Kaiserinn zerfallen, könnte ihren Undank gegen seine bekannten Verdienste nicht länger ertragen, und warte nur auf Gelegenheit, eine glänzende Rache an ihr zu nehmen; nun fände sich unter allen Mitteln, die sich ihm anböten, kein so edles, und mit seiner Neigung und seinen übrigen Pflichten so übereinstimmendes, als die Wiedereinsetzung einer rechtmäßigen Kaiserinn. Um zu diesem Zwecke zu gelangen, müßte sich die Prinzessinn dem Grafen völlig anvertrauen, sich mit ihm durch das Band der Ehe vereinigen, und ihm nach Rußland folgen, wo alles bereits zu einer Revolution eingerichtet und reif wäre.

Was vermag gegen eine so fein gesponnene List die Unerfahrenheit eines Alters, das noch an die Kindheit gränzte? Alle Vorschläge von Seiten dieses abgefeimten Agenten des verworfensten Bösewichts wurden mit Dank angenommen, mit Freude, mit Begierde verschlungen; die Hoffnung des Throns, die so oft geübtere Augen getäuscht hat, schmeichelte der jungen Unerfahrnen so süß; sie sahe bloß dessen blendenden Glanz, sah keinen der Abgründe, wohin sie dieses kühne Vorhaben führen mußte. Ihre Aufseherinn ließ sich eben so leicht hintergehen, und trug sogar dazu bei, das Unglück ihrer jungen Eleve durch eine Menge romantischer Grillen, womit sie ihren Kopf und ihr Herz anfüllte, und denen so manche Warnung und so mancher Rath einsichtsvoller und wohlmeinender Männer vergebens entgegengesetzt wurde, zu beschleunigen.

Einige Wochen darauf schien es dem Grafen Orlow Zeit, sich zu zeigen. Er ließ sich durch seinen Agenten bei der Prinzessinn einführen. Sie war auf seine Erscheinung vorbereitet; eben diejenigen Freunde, die sie gewarnt hatten, verdoppelten zwar ihre Bemühungen und ihren Eifer, als sie sich eine Intrigue anspinnen sahen, die mit der ausgezeichneten Gunst, worin der Graf damals bei der Kaiserinn stand, einen so auffallenden Kontrast machte. Sie suchten durch eine gehässige aber wahre Schilderung seines Karakters, seinen Plan mit der Prinzessinn zu zerschlagen; und Orlow, der seine Spione hatte, erfuhr bald, daß man ihm bei dieser jungen Dame zu schaden suchte. Zugleich sah er ein, daß bloßer Ehrgeiz nicht stark genug wirken könnte, um diese nachtheiligen Eindrücke wegzuwischen; und ohne sein Augenmerk zu verändern, richtete er seine Batterien auf das Herz der Prinzessinn. Ach! der höfische Bösewicht wußte nur zu gut, daß der Schleier der Liebe dicht genug ist, um alle tückischen Absichten zu verbergen. In der Verführungskunst geübt und ausgelernt, stellte er sich, als fühlte er die heftigste Leidenschaft für die junge Prinzessinn, und suchte durch Ehrerbietung und Beharrlichkeit, sich in ihr Herz einzuschleichen, und ihr allen Argwohn zu benehmen. Die List gelang. In einem Alter von sechzehn Jahren ist die Vernunft noch nicht reif, und frägt das Herz um Rath: das junge Frauenzimmer sah einen Liebhaber zu ihren Füßen liegen, hielt seine Betheurungen für aufrichtig, und verwarf alles, was ihr die

Augen hätte öffnen können. Graf Orlow bemerkte bald seinen Sieg, und wußte ihn zu benutzen; er that ihr den Vorschlag, ihm mit ihrem Herzen auch ihre Hand zu geben, und sich dann zusammen dem Strohme ihrer politischen Hoffnungen zu überlassen. Dieses Anerbiethen, welches mit der größten Kunst und der verführerischten Zärtlichkeit geschah, gewann vollends das Herz der leichtgläubigen Tochter der Elisabeth! Ihr Geist war von dem ehrgeizigen, aber dabei rechtschaffenen, aufrichtigen Radziwill nicht ohne Kultur gelassen worden; bei ihrer beinahe völligen Abgeschiedenheit hatte sie einer guten Erziehung genossen, und glaubte folglich, durch eine gesetzmäßige Verbindung mit dem Grafen gegen alle treulose Absichten eines Verführers gedeckt zu seyn. An sich selbst war dieser Schluß richtig; nur bei einem Bösewichte, dem nichts heilig ist, in dessen Brust kein menschliches Herz schlägt, nur bei einem solchen war er unrecht angebracht.

Die unselige Vermählung ward vollzogen, wenn anders ein Trugspiel, worin Priester, Notarien und Zeugen verlarvte Bösewichter waren, diesen heiligen Nahmen verdient.

Einige Zeit nachher gab Orlow seiner jungen Gemahlinn zu verstehen, daß Pisa sich besser als Rom zu ihrem Aufenthalt schickte; dort würde sie weniger, als in der Hauptstadt der christlichen Welt, den Augen der Gesandten aller europäischen Mächte und ihren Nachstellungen ausgesetzt seyn; dort würde sie den Zeitpunkt, wo sich ihr hohes Schicksal entwickeln müßte, an welchem hinfort auch das seinige hin=

ge, ruhiger abwarten können. Sie machte nicht den geringsten Einwurf, und folgte, wie ein geduldiges Schlachtopfer, ihrem Würger. Er führte sie nach Pisa, wo er ein geräumiges und herrlich möblirtes Hotel gemiethet hatte. Hier ward sie, dem äußern Scheine nach, mit aller erdenklichen Ehrerbietigkeit bedient; aber im Grunde war sie eine Gefangene, die ohne von ihrem vorgeblichen Gemahl begleitet zu seyn, oder ohne seine ausdrückliche Erlaubniß, die er nicht immer ertheilte, keinen Schritt thun durfte. Sie hatte ihre Loge im Schauspiele, durfte es aber nie ohne ihr Gefolge besuchen; und sieben bis acht ausgestellte Posten beobachteten sie von fern.

Einige Zeit nachher ankerte die russische Flotte, die der Admiral Gluck, ein Engländer von Geburt anführte, in dem Hafen von Livorno. Orlow erzählte es der Prinzessinn wie von ungefähr; beschrieb ihr die russischen Kriegsschiffe, ihre Größe und Pracht mit den lebhaftesten Farben, erregte in ihr die Lust sie zu sehen, und schlug ihr zuletzt eine Lustreise nach Livorno vor, wo sie zugleich die Flotte, die Stadt und den Hafen, den er ihr enthusiastisch geschildert hatte, in Augenschein nehmen könnte. Das junge Frauenzimmer, über diese Spazierfahrt entzückt, dankte dem Grafen mit so zärtlichen Ausdrücken, daß, wenn er kein Ungeheuer gewesen wäre, einer ihrer Blicke hingereicht haben würde, ihn von seinem schändlichen Vorhaben abzuhalten.

Am bestimmten Tage reiste sie mit ihrem gewöhnlichen Gefolge nach Livorno, und stieg in

dem Hause des englischen Konsuls Dick ab, wo sie mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde. Des Konsuls und des Admirals Gemahlinnen, zwei Frauenzimmer, der Abschaum und die Schande ihres Geschlechts, gingen ihr entgegen, begleiteten sie allenthalben, verließen sie keinen Augenblick, schienen sie wie ihr Kind zu lieben, und wie die künftige Beherrscherinn eines der mächtigsten Reiche der Welt zu verehren. Sie machten einigermaßen ihren Hof aus. Das Volk zu Livorno, durch den Schein betrogen, stürzte sich haufenweise auf ihren Weg, und verschwendete ihr um die Wette allen Weihrauch, der der Eitelkeit der Großen so ungemein schmeichelt.

Ich halte hier einen Augenblick ein, und gestehe, daß es mir sauer wird mich zu überreden, daß es dem Stellvertreter eines freyen und edeln Volks, daß es seiner Gemahlinn, dem Admiral und dessen Frau möglich gewesen ist, Ehre, Schaam, Menschlichkeit unter die Füße zu treten, und der abscheulichen Schandthat, welche in kurzem ausbrechen sollte, die Hände zu bieten. Schönheit, Jugend, Unschuld, Zutrauen und Arglosigkeit, nichts konnte diese Ungeheuer erweichen; das Schlachtopfer mußte geliefert werden; mit kaltem Blute lockten sie es in die Falle, und stürzten es mit eignen Händen in den Abgrund. Und zweien dieser Unmenschen ist nach ihrem Tode ein Monument mit lügenhaften Inschriften errichtet worden! Und der unwissende Reisende verweilt bei demselben, verehrt und segnet ihr Gebein, anstatt ihnen zu fluchen!!! Doch weiter:

Nachdem man der Prinzessinn alle Arten von Ergötzlichkeiten verschafft hatte, that man ihr den Vorschlag die Flotte zu besehen. Ein Tag wird festgesetzt. Die beiden Furien und der Konsul begleiten sie. Sie besteigen alle vier ein prächtig ausgeschmücktes Boot, welches sie nach dem Admiralschiffe bringen soll. Auf einem andern Boote folgt Graf Orlow. Ein drittes ist mit russischen und englischen Offizieren in russischen Diensten angefüllt. Kaum ist das erste Boot dem Kriegsschiffe nahe, als man einen prächtigen Lehnsessel herunterläßt. Man sagt der jungen Prinzessinn, daß dieses ein gewöhnlicher Einladungsgebrauch sey, und sie findet sich durch alle diese Ehrenbezeugungen und Zeichen der vorzüglichsten Achtung unendlich geschmeichelt; denn schon bei ihrer Annäherung war sie durch eine Generalsalve der Artillerie und eine vortreffliche Musik begrüßt und bewillkommt worden.

Sie setzt sich in den Armsessel, wird in das Schiff gewunden; aber anstatt des glänzenden Empfangs, den sie sich nach allen diesen Vorkehrungen versprach, werden ihre Hände in Fesseln geschlagen. Man wirft sie in den Schiffsraum, wie die größte Uebelthäterinn. Am folgenden Tage lichtet man die Anker, die Flotte verläßt den Hafen und segelt nach Rußland. Sobald man dort angelandet ist, macht ein allerhöchster Spezialbefehl dem unverdienten Leiden dieser unglücklichen Prinzessinn ein Ende, und zwar durch eine Todesart . . . . . . Ich kann nicht Worte finden, so oft ich es versuchen will den Unwillen meines empörten Her-

zens bei dem Gedanken zu schildern, daß der großen Elisabeth leibliche Tochter unter den Knutschlägen niederträchtiger Henker — ihren Geist aufgab.

Der erste Akt dieses grausenvollen Trauerspiels, die Gefangennehmung der Prinzessinn, trug sich in Gegenwart einer zahllosen Menge von Zuschauern zu. Man erfuhr noch an demselben Tage in Livorno, daß diese prächtige Fete sich für die Hauptperson — mit dem Verlust ihrer Freiheit geendigt hatte. Aus diesem ersten Schritte ließ sich leicht der letzte voraussehn. Ueberdieß gab sich Graf Orlow, der unverschämteste unter allen Unverschämten, der verruchteste aller Verruchten, nicht einmal die Mühe, die Sache zu verheimlichen. Der entrüstete Großherzog schickte vergebens Kuriere nach Wien und Petersburg: er beschwerte sich heftig über das verletzte Völkerrecht; allein, wozu leere Klagen und Vorstellungen? Hatte er nicht den Bösewicht Orlow und alle russischen Offiziere in seiner Gewalt? konnte er sie nicht als Geißel zurückbehalten? Hätte er sie gleich festsezzen lassen, so würde das unglückliche Schlachtopfer, welches allen Gesetzen des allgemeinen Völkerrechts zum Trotze aus einem gastfreyen unabhängigen Lande geraubt worden war, unverzüglich wieder in Freiheit gesetzt worden seyn.

Seit der Zeit haben die Einwohner von Livorno, und überhaupt von ganz Toscana, einen unauslöschlichen Abscheu gegen Orlow, und die größte Verachtung für alles, was russisch ist.

Modena.

Die Pescia, ein Fluß über den keine Brükke geht, ist in zwei Armen getheilt, davon der eine ganz zu Toscana gehört. Er fließt neun Meilen von Lucca.

Von dieser Stadt bis nach Pistoja, sind vier und zwanzig Meilen. Balciano liegt auf halbem Wege. Monte-Cutino, dessen Bäder berühmt sind, ist drei Meilen von dem Flüßchen Serravalle entfernt. Von da sind nur noch drei Meilen bis Pistoja, dessen Bischof sich durch seinen Synodus berühmt gemacht hat.

Nicht weit von dieser Stadt fließt der Ombrone, ein ziemlicher Strohm. Hierauf bin ich nach Piastra gekommen, welches die erste Poststation nach Pistoja ist, und schon in den Apenninen liegt. Der kleine Rhino entspringt eine halbe Meile von Piastra, wird immer ansehnlicher und fließt bei Bologna. Diese Station ist von neun Meilen. Auf dem halben Wege von San Marcello nach Pianasinatico, geht eine prächtige Brücke über den Serchio, welche 1779 nach den Zeichnungen des berühmten Exjesuiten Ximenes, großherzoglichen Mathematikers, verfertigt worden ist. Man läßt dem Verdienste des Künstlers, der mit vieler Dreistigkeit zwei Berge mit einem schwebenden Bogen zu verbinden gewußt hat, alle Gerechtigkeit widerfahren, und bedauert nur dabei, daß er das Locale bei seinem Bau nicht zur Richtschnur genommen, welches von Osten nach Süden hindeutet. Die Heerstraße führt westwärts ab, und es kostet unsägliche Summen,

sie in gutem Stande zu erhalten. In Wintertagen, wenn Schnee gefallen ist, muß man sich mit Schaufeln eine Bahn brechen, sonst ist es unmöglich durchzukommen; und überdieß muß man im Frühjahr allen Schnee wegschaffen, der sonst schmelzen und die Heerstraße vollends unwegsam machen würde.

Eine Drittelmeile nach Boscolongo, ist die Gränze von Toscana, und man ist im Herzogthum Modena.

Ich muß den toscanischen Heerstraßen Gerechtigkeit und Lob widerfahren lassen. Die Wege dieses Landes sind der Vergleichung mit den alten römischen Straßen, deren Spuren noch heutiges Tages die Bewunderung aller Reisenden sind, nicht unwerth. In ganz Toscana weiß man nichts von Frohndiensten; man nimmt, so oft Wege auszubessern sind, Arbeitsleute für Tagelohn an. Im Herzogthum Modena unterhält der Landesfürst zu diesem Behufe vier Kompagnien, jede von dreißig Mann, die, wenn die Wege in gutem Stande sind, zu andern nützlichen Handarbeiten gebraucht werden.

Von Boscolongo bis Serra Mozzoni ist der Weg ungleich, und die Aussicht beschränkt. Allein zwischen Serra-Mozzoni und San Venanzio genießt man eines herrlichen Anblicks. Das Auge senkt sich auf die Lombardei herab, und kann, vermittelst eines guten Fernglases, das adriatische Meer, welches in einer Entfernung von vierzig Meilen liegt, entdecken. Reggio, Mirandola, Carpi, Nonantola, kurz eine Menge von Städten, Flecken, Dörfern, und eine

der fruchtbarsten Landschaften zeigt sich dem unbegränzten Blicke. Angenehme Villas, einzelne Bauerhöfe, bunte Wiesen, Wälder, Gebüsche, wechseln in mahlerischer Mannichfaltigkeit ab, und ergötzen das Auge. Man fürchtet den Augenblick, wo sich dieses schöne Schauspiel verlieren wird; man zaudert, man verweilt. . . . . . . Bei solch' einer Aussicht könnte ein Eroberer an der Spitze eines raubsüchtigen Heers, den rechten Zeitpunkt benuzzen, und wie ein Hannibal, statt aller Anrede, seinen Kriegern diese paradiesischen Gegenden zeigen, und zu ihnen sprechen: Dieß alles ist euer, sobald ihr es erobert!

Von dem Fuße der Apenninen bis zur Stadt Modena, sind eilf Meilen. Glückliches Land, ich mag keine trockne geographische Beschreibung von dir machen, und spreche bloß: glückliches Land! ähnlich den herrlichen Gegenden des neuentdeckten Welttheils, wohin die europäische Raubsucht noch nicht hat dringen können! In deinem Schooße wähnt man sich in die blühenden Zeiten der römischen Republik zurückversetzt, oder wenigstens in die kurzen Augenblicke, wo gute Kaiser den Völkern, deren Gunst sie gewinnen wollten, einige Freiheit und Ruhe verschaften.

Eine traurige Begebenheit, die sich kurz vor meiner Ankunft zugetragen hatte, ein unglücklicher Zufall, nicht die Folge menschlicher Bosheit, sondern ein redender Beweis des menschenfreundlichen Karakters des Herzogs von Modena, verbitterte die Freude, die mich beim Anblick dieses beglückten Landes erfüllt

hatte. Es war ein zwischen Pietra-Pelago und Barigazza liegender Berg plötzlich gespalten. Bei diesem gewaltsamen Riß hatten sich große Felsstücke von der übrigen Masse getrennt, waren mit ihrer ganzen Last herabgestürzt, und hatten zwei Brücken und vier Häuser mit ihren Bewohnern zerschmettert. Sobald es der Herzog erfuhr, gab er Befehl den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen; allein es war zu spät. Voltaire hat Recht, wenn er spricht: Ach, wir bewohnen Ruinen!

Die Heerstraße, von der ich zu Anfang dieses Abschnitts sprach, ist vermöge eines Vertrags zwischen dem Kaiser Franz dem Ersten, als Großherzog von Toscana, und Franz dem Dritten, Herzoge von Modena, angelegt worden. Die Absicht des Kaisers war, die Kommunikation zwischen Toscana, Modena, und Meiland zu erleichtern, damit die Fürsten aus seinem Hause, denen diese Staaten einst zufallen würden, nicht nöthig hätten fremder Herren Land zu berühren, um zusammen zu stoßen. Ueberdieß hatte der Kaiser auch Handlungsabsichten, die der Erfolg nicht gekrönt hat.

Von Pistoja bis Modena sind zwölf und eine halbe Station, oder sechs und achtzig Meilen. Die Schönheit der Wege und der vielen Wirthshäuser, womit die Heerstraße so zu sagen besäet ist, macht die Reise überaus angenehm, und das einzige was man zu bedauren hat, ist, daß sie sobald zu Ende geht.

Wenn man sich mit Recht über die Anzahl von Bettlern beschwert, die den Reisenden in Toscana anfallen, so ist sie doch mit der Men-

ge derer, die im Herzogthum Modena wimmeln, und die Heerstraße belagert halten, gar nicht zu vergleichen. Man kann die Pferde nicht wechseln, ohne von diesem Ungeziefer, welches mit Recht als die Qual aller polizirten Staaten, als die Schande aller neuer Regierungsformen angesehn wird, und wovon nur das einzige Holland frei ist, ausgesogen zu werden.

Herkules Reinhold, jeztregierender Herzog von Modena, hatte schon als Erbprinz diese kostspielige Anlegung der Heerstraßen, wovon der ganze Vortheil auf Oesterreich zurückfällt, seinem Vater abgerathen. Allein Herzog Franz verwarf alle seine Gründe; geheime Absichten bewogen ihn, dem wiener Hofe gefällig zu seyn; er suchte die Unterstützung des Kaisers, um sich desto leichter wieder in den Besitz des Herzogthums Ferrara zu setzen, welches der päpstliche Stuhl seiner Familie entrissen hatte. Vergebens stellte ihm sein Sohn vor; er würde die Hülfe des kaiserlichen Hofes theuer erkaufen, und sich doch zulezt in seiner Hofnung betrogen sehn: er beharrte auf seinem Sinn, und ergab sich nicht eher, als bis es nicht mehr Zeit, und des Kaisers Absicht erfüllt war. Das Herzogthum Ferrara verblieb dem Papste, der Weg war angelegt, und Franz des Dritten Finanzen beinahe zu Grunde gerichtet.

Ehe ich meinen Einzug in Modena halte, sei es mir vergönnt, von diesem Herzoge, der bei meiner ersten Reise noch lebte, eine nähere Beschreibung zu machen.

Herzog Franz der Dritte.

Die Schaaren von Bettlern, die mich von der äußersten Gränze von Modena bis in die Hauptstadt begleiteten, hatten mir eben keinen vortheilhaften Begriff von der Macht und Größe des Landesherrn gegeben. Franz III. war dieser Landesherr, Franz III. über dessen lange Abwesenheit sein Volk seufzte und bittere Beschwerden führte, weil er den Aufenthalt von Meiland seiner eigenen Hauptstadt, die er doch verschönert hatte, offenbar vorzog.

Franz III. hatte nämlich den Fehler begangen, die Statthalterschaft von Meiland anzunehmen, und war schwach genug gewesen, seine Staaten zu verlassen, um das Interesse eines Hauses wahrzunehmen, das ihn seines Eigenthums beraubt haben würde, wenn es die Geschicklichkeit seines Staatsministers Sabatini nicht zum Glück abgewendet hätte. In dem Achner Frieden mußte Franz sich eine Menge Demüthigungen gefallen lassen. Einige Jahre nachher, schloß er einen Vertrag mit dem Hause Oesterreich, wodurch das Naturrecht und die gesunde Politik gleich sehr verletzt wurden. Er machte sich darin anheischig, und hielt sein Versprechen, seine Enkelinn Beatrix seinem eignen Sohne und nächsten Erben, ihrem eignen Vater Herkules Reinhold zu entreißen, sie in Meiland erziehen zu lassen, und sie nachher mit dem Erzherzoge Ferdinand zu vermählen, damit das Haus Oesterreich auf diese Weise die sicherste Anwartschaft auf das Herzogthum Modena bekäme.

Herkules Reinhold hat diese despotische Handlung nie vergessen können. Er hatte vernünftigere Absichten mit seiner Tochter. Er wollte sie mit dem Herzoge von Parma vermählen, wodurch sein Haus einen merklichen Zuwachs an Macht bekommen haben würde, zumal wenn es ihm auch gelungen wäre, das Herzogthum Ferrara und andre von den Päpsten abgerissene Stücke wieder zurückzubekommen. Dieser Plan war gut ausgedacht; allein, was geschah? Man verwarf ihn.

Seine eigene Vermählung war ebenfalls das Werk seines ehrgeitzigen despotischen Vaters. Wider seinen Willen mußte er seine Hand der Erbinn des Fürstenthums Massa-Carrara geben, um die sein Vater auf eine ungestüme und gebieterische Art für ihn angehalten hatte. Die Ehe wäre dessen ungeachtet glücklich gewesen, wenn Maria Theresia und ihre geheimen Abgeordneten es nicht darauf angelegt hätten, das Ehepaar zu entzweien. Es wurden falsche Gerüchte über die Tugend der Fürstinn ausgestreut; diese Verläumdungen erregten Widerwillen und Haß in dem Herzen ihres Gemahls, und er schwur, außer der Tochter, die ihm im ersten Jahre seiner Ehe gebohren war, mit seiner Gattinn keine Kinder zu zeugen.

Als er den Ungrund der Beschuldigungen erfuhr, wodurch man diese Prinzessinn angeschwärzt hatte, war es zu spät seinen Eid zu widerrufen, und seine einmal verstimmte Ehe glücklich zu machen.

Sein Vater, sein eigner Vater, der mehr

auf seine geheime Traktaten mit Oesterreich, als auf seinen Sohn hielt, hatte nichts gespart, um den Plan der Kaiserinn zu begünstigen, und die Uneinigkeit zwischen den jungen Eheleuten vermehren zu helfen; er selbst legte es von fern darauf an, daß seine männliche Nachkommenschaft schon im Keime erstickt würde.

Noch mehr; ganz die Kreatur Marien Theresiens, erbot er sich, bis zu Ferdinands Besitznehmung, Statthalter ad interim in Meiland zu werden; ein souverainer Fürst, Statthalter ad interim!

Der wiener Hof gewährte ihm, statt aller Schadloshaltung, das edle Vergnügen in den Fesseln einer betagten Buhlerinn schmachten zu dürfen, für die er in Meiland die ungeheuren Summen die er aus Deutschland zog, oder den leichtgläubigen Meiländern durch den Verkauf der Stellen, der Titel, der Anwartschaften und dergleichen Tand, nach welchem das bethörte Volk mit Begierde hascht, abzulocken wußte. Dabei wurden seine eigenen Staatseinkünfte in Meiland verzehrt, wo er einen glänzenden Hof hielt, und die prächtigsten Feten gab. Er kam nur selten nach Modena. In den ersten Jahren besuchte er den Jahrmarkt zu Reggio, und ließ sich von einem zahlreichen Adel begleiten. Diese jährlichen Besuche erschöpften die armen Meiländer vollends, weil sich die Nobili nie prachtvoll genug zeigen konnten.

Unter den Verschönerungen aller Art, die er in seinen Staaten, und besonders in seiner Hauptstadt vornahm, zeichnet sich besonders ein prächtiges Armenhospital aus. Witzige Köpfe

haben gemeint, der Herzog hätte in jeder Stadt, in jedem Flecken seines Gebiets ein solches Armenhaus anlegen lassen sollen, weil er alle seine Unterthanen zu Bettlern gemacht, und sie zuletzt zu versorgen haben würde.

Dieser Baugeist ging von dem Fürsten auf das Volk über; sogar die Mönche blieben nicht zurück, und Klöster und Privathäuser bekamen das äußere Ansehn von geschmackvollen Pallästen. Der Reisende, der sie bewundert, weiß nicht, wie viel Thränen diese prächtigen Kolonnaden zu bauen gekostet haben. So viel ist gewiß; die schon armen Modeneser haben sich durch die Bausucht vollends erschöpft, und dabei ihres Zwecks verfehlt; denn ihr Laudesfürst ließ sich, wie sie sich geschmeichelt hatten, durch die Verschönerungen seiner Hauptstadt nicht bewegen, sie wieder zu seiner Residenz zu machen.

Franz III., ein wahrer Egoist, liebte nur sich und das Vergnügen; und dennoch hat man ihm eine Bildsäule errichtet, deren Bas-reliefs der Nachwelt einst sagen werden, er sey ein großer Fürst gewesen; und die betrogene Nachwelt wird den besoldeten Schriftstellern, wird der Zeugenwolke der Reisenden, die von allen Sinnen, womit sie die Natur begabt, nur den Sinn des Gesichts zu Hülfe nehmen, Glauben beimessen, und diesen selbstischen Schwächling unter die Anzahl der Fürsten setzen, deren einzige Leidenschaft darin bestand, ihre Völker — glücklich zu machen.

Die Gelehrten.

Einer meiner ersten Gänge, als ich in Modena ankam, war zu den Männern dieser Stadt, die im litterarischen Rufe stehen, um über Handel, Ackerbau, Landesprodukte, und vorzüglich über den Zustand der Wissenschaften in Modena, von ihnen die nöthigen Aufschlüsse zu erhalten.

Dem Abt Spallanzani gebührt, als Gelehrten und als Litterator, die erste Stelle; oder, um richtiger zu reden, er ist der einzige der sich in beiden Fächern gleich sehr hervorgethan hat. Er ist zu Scandiano gebohren, und Modena, wohin so viele Fremde, bloß um seine Talente zu bewundern, gekommen sind, ist der Schauplatz seines Ruhmes geworden. Allein er hat sich dieser so verdienten Celebrität entzogen, und bis jetzt hat niemand seinen Verlust ersetzt, so daß man bei Gelegenheit dieses Gelehrten mit Recht sagen kann: die Natur geizt mit dergleichen Genies.

Ich habe auch den Doktor der Arzneikunst und berühmten Professor Rosa kennen gelernt. Er hat sich durch gelehrte Untersuchungen über die Art, in gewissen Krankheiten das Blut zu erneuern, sehr zu seinem Vortheile gezeigt. Sein Kollege Arnoldi ist auch ein geschickter Mann.

Savano ist zugleich Mediciner und Chimiker. Venture, Professor der Weltweisheit, giebt Unterricht in der Experimentalphysik; da aber kein Maschinenapparatus in Modena ist, und der Lehrer sich bloß mit der Theo-

rie begnügen muß, so können seine Zuhörer freilich in einer Wissenschaft, wo sinnliche Demonstrationen die Hauptsache sind, keine merklichen Fortschritte machen.

Cerati und Cassioni sind zwei Männer, die sehr geschätzt werden; der erste ist Lehrer der schönen Wissenschaften, und der zweite gab mit vielem Beifalle Unterricht in der Mathematik, als ihn der Herzog in das diplomatische Fach versetzte, welches, wie mich dünkt, ein Ministerialfehler ist: denn, meiner Einsicht nach, muß man denjenigen, der sich in einem Fache zu seinem Vortheile gezeigt hat, ermuntern, ehren, belohnen und — in diesem Fache lassen, nicht aber glauben, daß er ein Universalgenie ist, daß er zu allem taugt. Es ist freilich besser, gelehrte Leute, Leute die gründlich studiert haben, im Ministerio und den damit verbundenen Stellen zu haben, als — Dummköpfe; allein, wenn gleich die höhern Wissenschaften Ordnung und Deutlichkeit in den Ideen voraussetzen, so folgt nicht immer daraus, daß jeder Gelehrte im Stande ist, das Ruder des Staats zu führen.

Der Abt Tiraboschi ist Verfasser einer Geschichte der italienischen Literatur, und hat sich durch dieses Werk, dessen erster Theil ziemlich gut geschrieben ist, einen Nahmen gemacht. Die folgenden Theile sind voller Gelehrsamkeit, allein sie enthalten wenig mehr als eine trockene Nomenklatur der Schriftsteller und ihrer Werke, ohne alle Analyse. Tiraboschi hat sich die Mühe erspart, die Werke, von denen er einen Auszug liefert, unter gewisse Klassen,

Zeitalter und Rubriken zu bringen; man ist nicht im Stande das Verdienst eines Schriftstellers nach dem Jahrhundert, worin er gelebt hat, zu berechnen, oder die Fortschritte, die die italienische Literatur von einer Centurie zur andern gemacht hat, zu beurtheilen. Er hat sich den berühmten Muratori zum Muster genommen; allein wenn er ihm auch an Gelehrsamkeit gleich kommt, so ist ihm jener doch an Beurtheilungskraft und Methode weit überlegen. Wer sich in ein so weitläuftiges Feld wagt und Ruhm einerndten will, muß mit vielem Geschmacke, feinem richtigen Gefühle und einem hohen Grade von Delikatesse, die Theorie aller Wissenschaften verbinden, und in allen Theilen der Literatur vollkommen bewandert seyn.

Wenn man es dem korrekten und erhabenen Bossuet zum Fehler angerechnet hat, daß er in seiner Universalgeschichte bloß die Geschichte der kleinen jüdischen Horde sich zum Augenmerk genommen, daß er viel angeführte Stellen verdreht hat, um zu beweisen daß von diesem Völkchen alle Völker der Erde abstammen; was soll man von dem bigotten milzsüchtigen Tiraboschi denken, der, weil er selbst Exjesuit ist, keine Schriften lobt deren Verfasser nicht Jesuiten sind, und zu beweisen sucht, daß alles schöne, gelehrte, vollkommne aus diesem Orden fließt, daß dieser Orden von jeher, und auf alle Weise, der Wohlthäter der Nationen und ihr Leuchtthurm gewesen ist, der sie aus der Nacht der Unwissenheit in den Hafen der menschlichen Kenntnisse geführt hat.

Tiraboschi gehört zu den Frömmlingen; allein so ein guter Christ er auch seyn will, so wird man doch sein Todfeind, sobald man nur die Vermuthung äußert, daß ihn jemand an Gelehrsamkeit übertreffen kann. So lächerlich diese Anmaßung auch scheint und in der That ist, so kann man sie doch als eine natürliche Folge des Nationalkarakters ansehen, und mit der allgemeinen Vorliebe der Italiener für die sogenannte Erudition, oder unphilosophische Gelehrsamkeit, zwar nicht ganz rechtfertigen, doch zum Theil entschuldigen. Ich muß bei dieser Gelegenheit eine Anekdote erzählen, aus welcher man abnehmen wird, wie sehr man hier zu Lande die Eruditen des achtzehnten Jahrhunderts in Ehren hält.

Bei einem zweiten Besuche beim Abt Tiraboschi, sah ich zwei venetianische Karmelitermönche in sein Zimmer treten. Sie blieben ehrfurchtsvoll an der Thür stehen, als würden sie von einem übernatürlichen Glanze geblendet. Der eine von ihnen rief aus: Heil Dir, unvergleichlicher Mann, Genie über alle Genies! Heil Dir, edler Ritter, Don Jeronimo Tiraboschi! Dieser Eingang befremdete mich nicht, weil ich wußte, wie sehr die Italiener zur Hyperbel geneigt sind; allein das Kompliment des andern Mönchs brachte mich aus aller Fassung. »Licht des »Lichts, (so sprach dieser) Sonne der Weis»heit, herabgestiegen auf dieses Erdenrund um »das menschliche Geschlecht denken und schrei»ben zu lehren; wie glücklich sind wir Dich »von Angesicht zu Ansicht zu schauen, Dich be-

»wundern zu können! Deswegen allein haben »wir unser Kloster zu Bologna verlassen.« Bei dieser Anrede hatte ich alle mögliche Mühe mich des Lachens zu enthalten, und eilte hinaus, ohne die Antwort des Genies aller Genies abzuwarten, die, wie ich mir vorstellen kann, stolz-bescheiden ausgefallen seyn wird.

Der herzogliche Pallast von Sassolo.

Dieses Lustschloß ist ein schönes weitläuftiges Gebäude, aber sehr vernachläßiget und verfallen. Franz III. verkaufte das ganze reiche Ameublement, alle Gemählde und Bildsäulen, womit es geziert war. Was der Verschwendung des Vaters entgangen war, plünderte der Geiz des Sohnes. Denn sobald Herzog Herkules Reinhold Sassolo in Besitz genommen hatte, verkaufte er alles, was noch darin beweglich war, an die Meistbiethenden. Jetzt sieht man bloß die ledigen Zimmer, ungeheure Säle mit nackten geschwärzten Wänden, und in einzelnen Winkeln einige hölzerne Tische, Stühle, Betten ohne Vorhänge und mit wollenen Decken, die dem Herzoge, der wöchentlich zweimal nach diesem ausgeleerten Schlosse kommt, seiner Maitresse und einem gewissen Markis Scandiano, der sein natürlicher Sohn ist, zum Gebrauche dienen.

Sie kommen des Morgens an, bringen ihr Mittagsessen mit sich, welches aus drei schon fertigen Schüsseln besteht, die nur aufgewärmt werden dürfen, und reisen gewöhnlich vor

Nacht

Nacht wieder ab. Die in Sassolo befindlichen wenigen Bedienten, die ihre ganze Aufwartung ausmachen, nehmen von Jahre zu Jahre ab, und werden, da die Abgehenden nicht wieder ersetzt werden, zuletzt ganz eingehen.

Bei dem Schlosse liegt ein großer Flecken, aus dem in der Folge eine Stadt geworden wäre, wenn er die Vorzüge nicht eingebüßt hätte, die er zur Zeit der zu Sassolo residierenden Herzoge genoß. Damals mußte sich ein Theil ihres Gefolges in diesem Flecken einquartieren, und ihr Aufenthalt theilte den Einwohnern Leben, Munterkeit und Wohlstand mit.

Man hat oft große Männer gesehen, die ihre Domainen verkauft, versetzt, zerstückelt haben, um ihre Schulden zu bezahlen, oder um frisches Geld zu ihren Verschwendungen zu erhalten; allein Herzog Herkules Reinhold ist der erste, der seine Wälder, seine Parks umhauen ließ, um das Geld für das gefällte Holz in seine Koffer zu schließen und — es nicht anzurühren. Dieser Holzhandel hat ihm ansehnliche Summen eingebracht; er verscharrt sie sorgfältig, vermehrt sie mit jedem Tage und scheint sie als eine Zuflucht, als einen Zehrpfennig im Unglück anzusehn.

Er bringt ungefähr vier Wochen in Sassolo zu, nämlich einen Theil des Oktobers und Novembers. Alsdann läßt er etwas mehr drauf gehen, und hat Kour. Der Adel wird nach der Reihe eingeladen, findet sich pünktlich ein und bringt einige Tage vergnügt zu, weil die Tafel gut besetzt nnd alle Etikette verbannt ist. Dann werden jene ledigen Zimmer mit Stroh-

stühlen, mit Betten ohne Vorhänge bewohnt; man findet sie aber bequem, weil man darin keine Langeweile hat, leben kann wie man will, und Freiheit alles ersetzt. Will man sich aber wärmen, so muß man in den großen Gesellschaftssaal gehen; denn der Herzog erlaubt niemanden Kaminfeuer auf seinem Zimmer. Man muß sich gemeinschaftlich wärmen, oder frieren, oder von Sassolo wegbleiben; doch der Hofmann ist viel zu sehr Hofmann, um sich nicht ein so kleines Uebel gefallen zu lassen, wenn er sonst seine ehrgeizigen Absichten erreichen kann.

Dieser Aufenthalt zu Sassolo, und der Peterstag, wo der Herzog im Gallakleide, das heißt, in der österreichischen Feldmarschallsuniform erscheint und die Kour annimmt, sind für ihn die einzigen Gelegenheiten zu einigem Aufwande. Am Peterstage bemerkt man wirklich noch einige matte Spuren des vormaligen Glanzes, wodurch sich das Haus Este so vorzüglich auszeichnete, und die Lobeserhebungen der Dichter und Schriftsteller aus dem sechzehnten Jahrhundert verdiente.

Sparsamkeit des Herzogs von Modena.

Als der jetztregierende Herzog noch Erbprinz war, hingen in seinem Wohnzimmer einige Gemählde, keine Originale. Das übrige Ameublement war ein Bett mit sammtenen Vorhängen, ein Sopha und sechs Lehnstühle, auch mit Sammt ausgeschlagen. Dieß war ihm noch zu prächtig; sobald er Herr von

Modena ward, mußte schlechter Kattun, die Elle zu einem Gulden, die Stelle des Sammts vertreten; der Hofschneider mußte kommen, und aus den Bettvorhängen und Lehnstuhlkappen — vier vollständige Kleider machen, zwei für die Maitresse Seiner Durchlaucht, eines für den jungen Markis Scandiano, natürlichem Sohne Seiner Durchlaucht, und eines für Seine Durchlaucht selbst. Aus diesen Stücken besteht die ganze Wintergarderobe dieser Herrschaften; und da mit der Zeit die Farbe ziemlich verblichen ist, so läßt sichs nicht gut entscheiden, ob sie ursprünglich Karmosin oder Färberröthe gewesen.

Unter den herzoglichen Karrossen dient eine bloß zum Gebrauche seiner Maitresse; aber sie muß sich auch mit dieser einen begnügen, weil alle übrigen Equipagen und Kutschen des Herzogs Franz, gleich nach seinem Absterben, aus Meiland abgeholt, und an die Meistbiethenden verkauft wurden. Der Barigello von Bologna, der zugleich Miethkutschen hält, hat die meisten an sich gekauft. Um wieder auf den Staatswagen der herzoglichen Busenfreundinn zu kommen, so dient zur Nachricht, daß er weiland mit aschgrauen Sammte ausgeschlagen war, und, Alters halber, starker Reparaturen bedurfte, wofür denn der Herzog auf folgende Art, ganz seiner würdig, gesorgt hat. Im Audienzzimmer seiner Schwester stand ein Sopha und zwölf Armsessel mit altmodisch-gesticktem Seidenzeuge überzogen. Dieß wußte der Herzog. Was that er? Die zwölf Lehnstühle setzte er bis auf acht herunter; und von den Ueberzügen der

vier reduzierten ließ er den Wagen der Favorit-Sultaninn ausschlagen. Diese, in ihrer Art, ganz neue Sparsamkeit erfuhr in kurzer Zeit die ganze Stadt; man lachte, man spottete darüber. Der Herzog, anstatt sich zu ärgern, sprach selbst von der Sache als von einem zwar nicht geniereichen, doch ganz natürlichen Einfall.

Die Schwester des Herzogs hat alle Woche einmal Kour. Man muß das erstemal bei Hofe vorgestellt werden; alsdann hat man die Erlaubniß, so oft zu erscheinen, als man will, und wird allemal mit vieler Höflichkeit empfangen, und, so oft man auch fehlen mag, nicht nach der Ursache seines Außenbleibens befragt; denn der Fürst, der selbst sehr eingezogen lebt, bekümmert sich wenig um die Lebensart seiner Hofleute.

Mitten im Audienzsaal ist ein großer runder Tisch, um welchen man sich setzt, und Cavagnola spielt. Vier Wachslichter, davon zwei für den Spieltisch bestimmt sind, erleuchten das Zimmer. Die beiden Vorzimmer werden von einer einzigen Lampe mit einem Dochte erhellt. Es würde viel zu hoch kommen, wenn man die große Treppe erleuchten wollte; man muß sich einer kleinen Hinterstiege bedienen, wo es kaum hell genug ist, um nicht den Hals zu brechen. Der Herzog von Modena ist ein so gutmüthiger Fürst, daß es ihn weder befremdet noch ärgert, wenn sich seine Gäste von ihren Bedienten mit Fackeln bis mitten in sein Zimmer leuchten lassen. Ein so beißender Spott beleidigt ihn nicht, bessert ihn aber auch nicht; mö-

gen die Fackeln kosten so viel sie wollen, wenn er sie nur nicht bezahlen darf. Seine Gleichgültigkeit gegen das Urtheil des Publikums geht so weit, daß er an vielen Dingen Vergnügen findet, die sich ein andrer Souverain zur Schande rechnen würde.

Der herzogliche Pallast würde eine der größten Zierden Italiens seyn, wenn er vollendet wäre; dieß wird aber unter der Regierung des jetzigen Fürsten wohl nicht geschehen. Um sich die Kosten zu ersparen, hat er eine Mauer aufrichten, und sie mit Säulen, Fenstern u. s. w. so bemahlen lassen, daß es von weitem das Ansehen hat, als sey der Pallast vollendet. Das einzige Zeichen, woran man übrigens merkt, daß es die Residenz eines regierenden Fürsten ist, besteht in einer Hauptwache neben dem großen Portal mit ungefähr dreißig Soldaten, und in einer Wachstube, wo drei oder vier Leibgardisten herumgehen. Wenig Bediente, kein Leben, nichts großes und in die Augen fallendes; so ist, mit einem Worte, die Wohnung dieses herzoglichen Harpagons beschaffen.

Karakter des Herzogs von Modena. Natürliche Anlage. Entwickelung.

Die große Sparsamkeit dieses Fürsten ist in meinen Augen um so unbegreiflicher, da es der einzige auffallende Fehler ist, den man ihm vorzuwerfen hat. Er ist übrigens gut, leutseelig, menschlich und voller Kenntnisse: wie ist es möglich, mit dergleichen Eigenschaften

und Anlagen, sich einem niederträchtigen Geize zu ergeben, der seine übrigen Tugenden so sehr verdunkelt.

Ich habe mich oft mit ihm unterhalten, und ihn in vielen Stücken, nicht bloß in solchen die jeder Fürst wissen muß, sondern auch in andern, die er nicht zu wissen braucht, bewandert gefunden. Er hat Verstand, und weiß von seinem Umgange alle Etikette, alle Hofpedanterie zu entfernen. Er spricht gut, erzählt mit Leichtigkeit, und zeigt sich im gesellschaftlichen Leben als einen Mann, der die Vortheile des gesellschaftlichen Lebens kennt. Man kann ihm das Motto des Terenz: Homo sum, humani nihil a me alienum puto, in den Mund legen. Die Geschichte der Nationen, ihr respektives Interesse, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Literatur, kurz, alles was sie betrift, ist ihm bekannt; er spricht über alle diese Materien mit Richtigkeit und ohne Schwulst.

Ich erinnere mich noch, als ich zum erstenmale nach Modena kam, daß er sich genau bei mir nach Frankreich erkundigte. Es waren volle acht Jahre vor der Revolution, und dessen ungeachtet wiederholte der Herzog zu verschiedenen malen, Frankreich könne nicht mehr lange ein monarchischer Staat bleiben. »Es »muß, sagte er, in diesem Lande zur Krisis »kommen; zur fürchterlichsten Krisis; und »wahrscheinlich zur gänzlichen Auflösung des »Staatskörpers.« Hierauf ließ er sich in die Fehler der Landesverwaltung ein, und sagte weiter: »der Hof zu Versailles hat lange ge»nug ganz Europa bearbeitet. Um in fremden

»Kabinetten Einfluß zu erhalten, hat er Frank-
»reich zu Grunde gerichtet. Es wird aber die
»Zeit kommen, wo die Masse von Gewalt, die
»er sich angemaßt, ihn erdrücken wird. Als-
»dann werden alle Mächte sich gegen diese Kro-
»ne verschwören, und keine sie retten.« Diese
Prophezeihung ist zum Theil in Erfüllung ge-
gangen; sie würde es ganz seyn, wenn es nicht
Verräther gegeben hätte, die das Heil ihres
Vaterlandes der Hoffnung aufgeopfert hätten,
günstige Umstände zu benutzen, um sich selbst
einen Weg zum Glücke zu bahnen.

Ich stellte dem Herzoge vor, der französi-
sche Kredit wäre noch nicht erschöpft; Genf und
Genua beeiferten sich um die Wette, der Mo-
narchie Geld anzubieten. »Ach, sagte er, de-
»sto schlimmer für Frankreich; dieser anschei-
»nende Kredit ist ein Unglück mehr fürs Land;
»es ist der Gnadenstoß, der ihm den Rest ge-
»ben wird.«

Als wir von den ungeheuern Verschwen-
dungen des Hofes mit einander sprachen, mach-
te der Herzog diese mir unvergeßliche Bemer-
kung: »Seit einiger Zeit fällt es mir schwer
»alle rasende Schritte die der Hof macht, zu
»glauben. Es ist gar nicht anders möglich;
»eine solche Aufführung muß die schönste Mo-
»narchie der Welt in den Abgrund stürzen.
»Mit Ordnung und Sparsamkeit kann man
»viel Unheil wieder gut machen, und Wunder
»thun; dagegen richtet Unordnung die schön-
»sten Staaten zu Grunde, und ruft oft Bege-
»benheiten herbei, die man sich nicht als mög-
»lich dachte, und die es auch, unter andern

»Umständen, nie geworden wären. Frankreich »allein, setzte er hinzu, balancirt das übrige »Europa; geht es aber noch lange wie jetzt, »so ist dieser unschätzbare Vorzug auf immer »verloren; und dann sey Gott dem Lande »gnädig.«

Es wurde einmal vor diesem Fürsten von verschiedenen Mächten gesprochen: hier sind einige seiner Urtheile. »Rußland ist ein Baum »in einem Treibhause; er liefert zu frühzeitige »Früchte, und wird darüber zu Grunde ge»hen. — Spanien ist in sein altes Nichts zu»rückgesunken; Unthätigkeit ist diesem Staate »zur zweiten Natur geworden; wozu helfen »ihm Kräfte, die er nicht zu benutzen weiß? —

Die Stadt Modena.

Modena ist eine sehr schöne Stadt, mit breiten, geraden Straßen, und mehrentheils wohlgebauten Häusern. Fast alle Straßen sind mit Schwibbogen versehen, wie in Bologna, Ferrara und vielen Städten Italiens.

Der Aufenthalt in Modena ist angenehm, und ich wüßte wenige Städte, die ihr in diesem Punkte beikämen. Sie liegt in einer anmuthigen Ebene, durch die sich der Panaro und die Secchia schlängeln. Die Lebensmittel sind von vorzüglicher Güte, im Ueberfluß und wohlfeil. Noch vor einigen Jahren brauchte man nur vier bis fünf tausend Livres um bequem und angenehm zu leben, ja sogar um sich Equipage zu halten. Es herrscht keine Etikette, kein Luxus; ein jeder lebt wie er will, und der

Herzog giebt selbst den Ton. Mit einem Worte; ich kenne in ganz Italien keinen Ort, der mir besser gefiele, und wo ich lieber wohnen möchte.

Die Modeneser sind gute, ehrliche, offenherzige, zuvorkommende Leute. Sie lieben das Vergnügen, machen es zu ihrer Hauptbeschäftigung, und kümmern sich wenig um ihre Nachbarn. Die Fremden, sie mögen kommen, woher sie wollen, werden gut aufgenommen; alle Häuser stehen ihnen offen. Eben so ist es bei Hofe; da herrscht kein Zwang. Man hat leichten Zutritt zum Herzoge, der die Herablassung so weit treibt, daß er die Kranken auf ihrem Lager besucht.

In Modena giebt es Leute von Verstand; nur ist die Anzahl, wie allenthalben, klein. Es ist leicht, Bücher in allen Fächern zu finden, und wenn man dem Herzoge bekannt ist, so erhält man die Erlaubniß, seine Bibliothek zu benutzen, ja sogar Bücher aus derselben mit nach Hause zu nehmen, wenn man sie länger als zum flüchtigen Durchlesen braucht.

Modena ist mit allerliebsten Spaziergängen umgeben. Der herzogliche Garten steht jedermann offen. Den ungleichen Boden, auf welchem er angelegt ist, hat man mit vieler Kunst und großem Vortheil benutzt.

Alle diese Vorzüge locken eine Menge Fremde nach Modena, von denen sich viele in der Stadt niederlassen; so daß seit einiger Zeit die Bevölkerung ansehnlich zugenommen hat. Da das gemeine Volk arm, und der Adel nicht reich ist, so sind die Lebensmittel natürlich wohlfeil.

Man lebt den Tag köstlich für 2 Livres 8 Sous (weniger als einen Gulden), und recht gut für die Hälfte. In Modena findet man vereiniget, was so selten vereinbar ist; Freyheit, Sicherheit, eine wachsame Polizei ohne Zwang. Die Justiz wird mit bewundernswürdiger Unpartheiligkeit verwaltet.

Die Stadt hat ein Theater, welches 9 Monate spielt. Der wohlfeile Preis ist einladend, und das Haus immer gedrängt voll. Das jährliche Abonnement für eine Loge ist drei Louisdor. Stellen im Parterre werden mit acht Sous bezahlt, und ein Stuhl mit 2 Sous.

Da die Stadt eben nicht groß ist, so gehen die Männer gewöhnlich zu Fuß, und die wenigen Kutschen sind für die Damen. Ich finde diese Einrichtung vortrefflich, zumal da das Pflaster aus kleinen spitzigen Kieseln besteht, und folglich ungleich und unbequem ist.

Modena zählt zwei und zwanzigtausend Einwohner, funfzehnhundert Juden mit eingerechnet, die ein besonders Stadtviertel zu bewohnen angewiesen sind. Ueber dieß müssen sie noch gewisse Abzeichen tragen, welches ein Ueberrest der alten Zeiten ist, wo Unwissenheit und Intoleranz den Zepter führten. Bei meiner letzten Anwesenheit in Modena, beschäftigte sich der Herzog mit dem Gedanken, die Judenschaft von diesem lästigen und lächerlichen Joche zu befreien; ich weiß aber nicht, ob es wirklich dazu gekommen ist. Den Souverainen ist es nicht immer erlaubt, Mißbräuche die den Stempel des Alterthums mit sich führen, abzuschaffen. Stufenweise muß das sanfte Licht der

Vernunft in die schwachen Augen des Volks dringen; die Sonne der Philosophie würde sie nur verblenden und schrecken. Uebrigens ist die Lage der Juden in Modena weit erträglicher als in den meisten Ländern Italiens, und zumal im Kirchenstaate.

Der Adel von Modena ist zahlreich, und der damalige Bischof schrieb seine Abkunft von Cortez her, dem berühmten Eroberer von Mexico, oder vielmehr dem Erwürger so vieler tausend Indianer, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie — Gold besaßen, und die ihm so gern diese erste und unseelige Quelle alles Unglücks und aller Revolutionen abgetreten hätten. Im Grunde ist es gleichgültig, von wem ein Bischof abstammt; was aber den Beobachter, den Philosophen interessirt, ist, daß der Adel von Modena von dem ci-devant Adel in Frankreich ganz verschieden ist. Der modenesische ist sehr artig, gefällig, zuvorkommend, und giebt dem Volke Achtung für Hochachtung zurück; wenn er sich von dieser Regel entfernen wollte, so würde ihn der Herzog schon darauf zurückzuführen wissen. Nie verzeiht dieser Fürst dem Adel einen großen Verstoß gegen den Bürgerstand; doch sind solche Fälle äußerst selten, und der Nobile von der Lombardei führt sich, überhaupt genommen, sehr gut auf. Alle Stände werden geachtet, sogar der dienende Stand; anstatt, wie in andern Ländern das Gesinde als Sklaven zu behandeln, wird es wie ein Theil der Familie angesehen.

Die reichsten Häuser in Modena haben fünf und dreißig bis vierzigtausend Livres Ein-

kommen. Die übrigen sind arm; wenige besitzen jährlich acht bis zwölftausend Livres.

Die Bibliothek.

Die herzogliche Bibliothek ist eine der schönsten in ganz Europa. Tiraboschi ist Bibliothekar.

Im ersten Saale stehen nichts als Zeitungen, und Journale in Franzbänden. Zwei andre Säle und die große Gallerie enthalten die eigentlichen Bücher sehr gut klassifizirt. Die eingeführte Ordnung rührt von dem berühmten Muratori her, der einen von den gewöhnlichen Bücherfreunden verschiednen Weg eingeschlagen hat. Er hat die Bücher nicht nach der Größe, sondern nach ihrem Inhalte geordnet. Tiraboschi hat sie noch überdieß nach den Sprachen abgetheilt. Die Handschriften und ältesten Ausgaben stehen in einem besondern Saale. Unter diesen ist ein heil. Augustinus eine der wichtigsten. Die Bibliothek ist sehr ansehnlich; man zählt, mit Inbegriff der Handschriften, sechzigtausend Bände. Sie ist für den öffentlichen Gebrauch bestimmt, steht alle Tage von neun bis zwölf Uhr, und des Nachmittags im Winter, von zwei bis vier Uhr, des Sommers von drei bis fünf Uhr offen, außer des Mitwochens und an Festtagen. Die Bibliothek macht einen Theil des herzoglichen Pallastes aus, und der Fürst sucht sie, durch die Erlaubniß sie täglich zu besuchen, dem Publikum und besonders den Fremden gemeinnützig zu machen. Es wä-

re zu wünschen, daß man mit der Pariser die nämliche Einrichtung träfe.

Nachdem ich mich in der Bibliothek umgesehen hatte, ward ich in die Staatszimmer geführt. Die Säle enthalten eine Menge der vortrefflichsten Gemälde, unter andern Titians Ehebrecherinn, Guido Reni's Darbringung Jesu im Tempel, und einige Stücke von Guercini de Cento. Das eigentliche Gallazimmer ist prächtig, mit einer Frescomahlerei vom berühmten Franzeschini, und rings umher mit einer Gallerie für die Zuschauer, die acht bis zehn Fuß vom Boden erhöht ist.

Vom Musäum, Antiken= Münz= und Gemmenkabinet kann man sagen: es war! Herzog Franz hatte manches vereinzelt; Herzog Herkules hat für rathsam gefunden, das übrige zu verkaufen. Die paar Stücke, die man noch findet, sind des Ansehens nicht werth.

In der Bildergallerie und in einigen Zimmern hängen noch zum Theil schöne Gemälde; die schönsten sind aber auch von Franz dem Dritten an August den Dritten, Kurfürsten von Sachsen, verkauft worden, und stehn in der dresdner Gallerie; unter andern die Nacht von Correggio, die König August fein genug war, gegen eine wohlgerathene Kopie zu vertauschen. Die Wohnzimmer sind eben so ledig und schlecht, wie die zu Sassolo. Das ehemalige schöne Ameublement ist in noch schönere klingende Münze verwandelt worden.

Eine Landparthie.

Hier eine Landparthie, zu der mich einer der vornehmsten Nobili einlud.

Seine Villa war acht Meilen von Reggio gelegen. Wir stiegen zweimal unterwegens aus, und er hatte die Güte mich von den verschiedenen Arten des Landbau's im Herzogthum Modena zu unterrichten. Ich bemerkte prächtige Wiesen, deren hohes dichtes Gras beinahe reif war. Man mäht es gewöhnlich im Mai. Man sieht nicht, wie in Polen, Deutschland und Frankreich ungeheure Strecken von Kornfeldern. Hier sind sie abwechselnd, und häufig mit Bäumen besetzt. Die Saatfelder und Fluren, deren Gestalt ein länglichtes Viereck bildet, sind mit Weinbergen durchschnitten. Die Weinstöcke umgeben bis zu einer ansehnlichen Höhe die mit ihnen vermischten Fruchtbäume, welches dem Ganzen ein gefälliges malerisches Ansehen giebt. In den Gegenden um Mantua und Kremona und in einigen andern Staaten Italiens hatte ich schon dergleichen gefunden.

Die Bauern in Modena sind auf dem Fuße der Meiländischen; keine Leibeigenschaft, keine ewige Knechtschaft; sie können Herrn und Aufenthalt verändern; dagegen sind nur sehr wenige unter ihnen Eigenthümer.

Von dem Fuße der Apenninen an bis in den Ebenen von Modena, und zumal auf dieser Spazierreise habe ich ganze Heerden von Ochsen von ungewöhnlicher Größe und Fettigkeit gesehen. Der Nobile, der mich eingeladen

hatte, zeigte mir die seinigen, die alle übrigen an Schönheit übertrafen. Manche Ochsen werden für hundert und zwanzig Zechinen, oder dreizehnhundert und zwanzig französische Livres das Stück verkauft. Modena führt seinen vornehmsten Handel mit Hornvieh; es wird jährlich wenigstens für 1,500,000 Livres ausgeführt, und vorzüglich auf dem großen Jahrmarkte zu Reggio verkauft.

Die Landsteuer.

Noch vor einiger Zeit waren die Steuern schlecht vertheilt, nach falschen Berechnungen bestimmt, drückten den Armen und blieben dem Reichen unmerkbar. Bei der alten Einrichtung waren alle diejenigen, die sich bei den Landmessern und Direktoren durch Geschenke loszukaufen gewußt hatten, verschont geblieben, und bezahlten ein Weniges in Vergleichung mit ihren weitläuftigen Besitzungen, in Vergleichung mit dem armen Adel, in Vergleichung mit dem gemeinen Bürger, dessen Ländereyen aufs äußerste mit Taxen beschwert waren, die ihm desto schwerer fielen, da ihm sein schlechtes Erdreich allemal für gutes angerechnet wurde.

Der jeztregierende Herzog sah den Fehler ein; er kannte die Größe seines Gebiets, wußte daß sich nichts genauer aufnehmen läßt, als ein Feld, daß kein Daumenbreit Land fehlen muß, berechnete die Summe des Steuerkatasters, und fand, daß sie nicht mit dem Flächeninhalt seiner Staaten stimmte. Er sah alle

Theile dieser weitläuftigen Arbeit selbst noch einmal genau durch, und bemerkte bald, daß man die Ländereyen der Reichen nicht genau gemessen, ihre Größe zu gering, und ihren innern Gehalt zu schlecht angegeben hatte.

Zu seinen eigenen Bemerkungen gesellten sich die Klagen der kleinen Gutsbesitzer; so daß er endlich Befehl gab, einen neuen Anschlag zu verfertigen: denn sein Geiz verleitet ihn nicht zu Ungerechtigkeiten. Als er die neue Steuereinrichtung seinen Landmessern mittheilte, sprach er zu ihnen: »Hier ist die wahre Größe »meiner Staaten; seht sie nach! ihr werdet sie »richtig finden. Giebt euer Resultat nur einen »Daumenbreit weniger an, so seyd ihr Igno»ranten oder Schurken. Ueberdieß weiß ich »sicher, daß der größte Theil der Ländereyen »von der schlechten Klasse in die gute kommen »muß; hütet euch also vor aller Bestechung. »Eure Arbeit wird sorgfältig nachgesehen wer»den, und es soll euch schwer fallen, mich zu »hintergehen, weil ich in diesem Stücke helle »Augen und sichere Nachrichten habe.» Diese Erklärung fruchtete; der neue Kataster war genau, und alle Ländereyen standen unter ihren wahren Rubriken.

Sobald die Arbeit vollendet war, setzte der Herzog den Landzins von sieben und dreiviertel auf fünf herab, und verminderte ihn also um ein Drittel. Die Eintheilung der Steuern war so genau und so richtig, daß sich niemand beschweren konnte. Es gab keine Ausnahmen, keine Privilegien; jeder bezahlte nach der Größe und der Güte seiner Grundstücke.

Einer der herzoglichen Minister, der die schwache Seite seines Fürsten kannte, that den Vorschlag, daß diejenigen, die bei der alten Einrichtung zu wenig beigetragen hätten, das übrige nachzahlen sollten. Der Herzog verwarf diesen Plan mit Unwillen: »Seit der Ein»richtung des vorigen Steuerkatasters, sagte »er, ist mehr als ein Menschenalter verflossen; »und es nicht billig, daß die Kinder bestraft »werden, weil ihre Eltern Schelme waren.

Die Anzahl derer, die bei dieser neuen Vertheilung gewannen, war zehnmal größer, als derer die dabei verloren. Vorzüglich wurde der Landmann sehr erleichtert; und dessen ungeachtet gewannen die herzoglichen Einkünfte einen Zuwachs von ungefähr siebenhundert und funfzig tausend Livres. Ein großer und dabei rechtmäßiger Gewinn, der dem Kopfe und dem Herzen des Fürsten gleich sehr zur Ehre gereicht. Warum ist es doch das Loos des Menschen, unvollkommen zu seyn?

Das Lehnrecht.

Das Feudalsystem auf dem platten Lande von Modena gehört zu den Mängeln dieser sonst guten Staatsverfassung. Als der jetzt regierende Fürst noch Erbprinz war, hatte ich über diesen Punkt eine Unterredung mit ihm. Wir sprachen von der Feudalität in Frankreich und Deutschland: »Ach, sagte er endlich, in »meines Vaters Staaten herrscht diese Seu»che auch.» Nach langem Stillschweigen setzte er hinzu: »eine schreckliche Seuche! schreck-

»licher und verwüstender als Krieg und Pest, »die man als vorübergehende Uebel betrach=»ten kann. Es würde viel Ansehen und Muth »dazu gehören, wenn man dieses Ungeheuer »unterdrücken wollte.«

Im Modenesischen giebt es ansehnliche Lehngüter, und die Feudalrechte sind weit ausgedehnter als im Meiländischen und in der östreichischen Lombardei. Hier besitzen die Lehnsherrn die Zölle, einige Waarenabgaben, viele Zwangsgerechtigkeiten, und das Recht ihre Justiziare zu wählen. Sie haben obere und untere Gerichte, Jagd, Fischerei u. s. w., nur daß die Uebertreter bei dergleichen Fällen nicht so hart, wie in Frankreich vor der Revolution, bestraft werden.

Alle diese Mißbräuche sind vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht zu entschuldigen; sie sind dabei der gesunden Politik, der wahren Staatsökonomie zuwider, weil sie in die Rechte des Eigenthums und der persönlichen Freiheit greifen. Der Herzog scheint es eingesehen zu haben; und wenn er bisher die Lehnsrechte nicht abgeschafft hat, so ist es wahrscheinlich aus Furcht, zu großen Widerstand beym Adel zu finden. Er sollte kein solches Mistrauen in seinen Kräften haben; hätte er nur Muth, es würde, es müßte gehen; und diesen Muth sollte ihm die so glücklich abgelaufene Veränderung mit dem Kataster einflößen.

Doch ich muß auch etwas zur Steuer der Wahrheit hinzusetzen. Wo es Tugenden giebt, ist es die erste Pflicht des Schriftstellers, sie hervorzuziehn. Die Geschichte ist so oft der Schau=

platz der menschlichen Laster und Greuelthaten, daß es dem Philosophen wohl thun muß, wenn er bisweilen mit dem Leser bei Tugenden und Menschenliebe verweilen kann, wenn er diese Tugenden, diese Menschenliebe in einer Kaste findet, die man so glücklich gewesen ist, in Frankreich zu vertilgen.

Ich habe in meiner Beschreibung von Neapel gezeigt, wie tyrannisch sich die Barone in diesem Königreiche und in Sicilien betragen; und es freut mich, hier sagen zu können, daß ihnen die modenesischen Nobili in keinem Stücke gleichen. Der Adel in Modena gründet alle seine Maaßregeln und Schritte auf Gerechtigkeit und Güte. Die Lehnsherren bedienen sich nicht der willkührlichen Rechte ihres Standes mit der sonst gewöhnlichen Strenge; sie fodern die Zölle mit Mäßigung, mit Schonung ein; die Waarenabgaben sind gering, und das Recht der Fischerei wird mit einer Nachsicht ausgeübt, die den Sitten und der Menschenfreundlichkeit dieser Nobili zur größten Ehre gereicht.

Ungeachtet es der Fall nicht ist, daß der Adel seine Rechte misbraucht, so hat der Herzog dennoch an seine Gerichtshöfe den gemessenen Befehl ergehen lassen, bei allen Klagen zwischen Lehnsherrn und Vasallen, dem schwächern Theile beizustehen, und den Mächtigen stets daran zu erinnern, daß sich seine Rechte nicht auf Gleichheit und Billigkeit gründen, daß er also nicht mit aller Strenge darauf bestehen soll; daß ihm seine Geburt zwar zu einigen Gerechtsamen, aber nicht zu dem widernatürlichen Rechte verhilft, Menschen die das

Schicksal in eine niedrigere Klasse gesetzt hat, nach Gefallen und Willkühr zu unterdrücken. Diese Sorgfalt des Landesfürsten, diese den Gerichtshöfen empfohlene Pflichten, sind ein großer Schritt zum Guten.

Einzelne Verordnungen.

Nach dem Feudalsystem sind eine Menge einzelner Verordnungen, die hier, wie in allen despotischen Ländern, volle gesetzliche Kraft haben, eine große Landplage des Herzogthums Modena.

Die Eigenthümer dürfen ohne eine besondre Erlaubniß des Herzogs weder Wein noch Getreide ausführen, oder sonst aus diesen Landesprodukten Nutzen ziehen. Der jetztregierende Fürst gesteht das widersinnige dieser Verordnung ein, und hat weiter nichts zu seiner Rechtfertigung zu sagen, als daß es von jeher so gewesen ist. Was das für ein Grund ist! Man hat Jahrtausende an Zauberer, Gespenster und Teufelsbeschwörungen geglaubt; soll man deswegen noch ferner daran glauben?

Modena ist ein ungemein fruchtbares Land. es giebt Striche, wo man das zwanzigste Korn gewinnt, und an den schlechtesten Stellen wirft es fünf ab; so daß man im Durchschnitt auf das zwölfte bis vierzehnte Korn rechnen kann.

Gewöhnlich beträgt die Erndte ein Drittel über die Landeskonsumtion. Man hat Erndten gesehen, wo der Einschnitt zur Konsumtion und zur Aussaat zweyer Jahre hinreichte, und selten, äußerst selten ist völliger Miswachs. Wenn

nun Modena, wie Toskana, freye Kornausfuhr hätte, was für ein Vortheil würde nicht daraus entstehen? Zwang lähmt Indüstrie und Kräfte, und jede Verordnung, die nicht auf das allgemeine Beste abzweckt, ist unvernünftig und barbarisch. Endlich werden doch Wahrheiten, wie diese, das Bollwerk der besoldeten und bestochenen Sklaven, womit die Fürsten umgeben sind, durchbrechen und bis zum Throne dringen; ja, mit der Zeit wird es auch der Herzog von Modena einsehen lernen, daß wo der Handel nicht frei ist, ein Staat nicht blühen kann; daß des Fürsten Privatinteresse mit dem Interesse seines Landes genau verbunden ist; daß die ungehinderte Ausfuhr des Getreides den Landmann bereichert, die Indüstrie vermehrt, viel tausend müßige Hände beschäftigt, und auf diese Weise die Schatzkammer des Fürsten anfüllt, ohne daß dieser nöthig hat zu elenden Finanzspekulationen seine Zuflucht zu nehmen, oder seine Blutygel, sonst Minister genannt, in Bewegung zu setzen.

Es ist eine sehr richtige Bemerkung, daß der Souverain, der selbst den Kornhandel treibt, dabei mehr verlieren als gewinnen muß, weil es den Ackerbau niederschlägt. Wenn der Herzog von Modena seinem scheinbaren Vortheile entsagte, so würde er einen neuen Beweis seiner tiefen Einsichten geben. In wenigen Jahren wäre sein Landvolk reich, die verbesserten Ländereien würden seine Einkünfte ansehnlich vermehren, und ihn hinlänglich entschädigen. Hat nicht schon eine bloße Veränderung im Steuerkataster diese heilsame Folgen gehabt?

Hatten ihn die Klagen seiner ärmern Unterthanen über die ungleiche Vertheilung der Landsteuer gerührt, so mußten ihn nachher die Lobeserhebungen, die Segenssprüche noch mehr rühren, als er einen Theil der zu schweren Last von ihren Schultern gewälzt hatte. Und o! wie sehr würde ihn jetzt ihr Entzücken, ihre Dankbarkeit, ihr Glück rühren, wenn er ihnen den Kornhandel frei gäbe!

Doch dieses ist nicht der einzige Zwang, der den Modenesern auferlegt ist, der einzige Fehler in der Staatsverwaltung dieses Herzogthums. Es giebt noch unausstehlichere; zum Beispiel:

Modena hat einen Ueberfluß an Weine; um so wenig als möglich davon zu verlieren, macht man vielen Branntwein. Sobald nun aber ein gewisser Vorrath von diesem verfertigt ist, muß der Verkäufer ihn angeben, und zugleich den Preis bestimmen, um welchen er ihn losschlagen will. Finden sich Käufer, so kann der Handel nicht eher geschlossen werden, bis der herzogliche Generalpächter von allen Bedingungen unterrichtet ist; alsdann hängt es von diesen ab, unter eben diesen Bedingungen die Waare für sich zu behalten.

Als man mir von dieser Verordnung sagte, hatte ich Mühe, der Sache Glauben beizumessen. Ich konnte die gerechten, menschenfreundlichen, wohlthätigen Aeußerungen eines aufgeklärten Fürsten unmöglich mit einem Verfahren reimen, welches entweder eine völlige Unwissenheit in der Staatsverwaltung, oder einen gänzlichen Mangel an Grundsätzen voraussetzt. Um einen richtigen Begriff vom Fürsten und

der Regierung zu bekommen, suchte ich mit einigen Generalpächtern bekannt zu werden. Dieß hielt nicht schwer, und ich erfuhr, ohne große Verwunderung, daß diese Herren, in Modena, so wie aller Orten, sich auf Kosten des Volks bereichern. Sie führen einen großen Staat, einen köstlichen Tisch *), wohnen fürstlich und versagen sich keine Bequemlichkeit, keinen Genuß des Lebens. Nur so viel habe ich bemerkt, daß sie, um das abscheuliche ihrer Räubereien desto leichter zu verbergen, sich, wie man es nennt, eine Ehre daraus machen, die Früchte davon mit allen Reisenden vom Range, und selbst mit den Vornehmsten des Landes, die sie fleißig zur Tafel laden, zu theilen. Ich selbst bin verschiedenemale zu dieser Ehre gelangt; ich selbst habe in diesen Tem-

*) Bei einem gesellschaftlichen Streite über das Wunder der Wunder in der katholischen Dogmatik, über die Transsubstantiation, sagte ein Spottvogel, um den Knoten zu zerhauen: »Meine Herren, Sie können nicht begreifen wie dieses zugeht; daher glauben Sie es nicht; und weil Sie es nicht glauben, so schreien Sie: es ist unmöglich! — Freilich, antwortete ein andrer, ich glaube es nun und nimmer, daß ein Mönch mit vier Worten Wein in Blut verwandelt: lieber wollte ich alle Mährchen der Tausend und einen Nacht für wahr halten. — Nun, mein Herr, so wissen Sie denn, daß ich wöchentlich zweimal Zeuge eines ähnlichen Wunders bin. — Und halten es für ein Wunder? — Freilich. — Wie so? — Hören Sie mich an; ich speise wöchentlich zweimal beym Generalpächter Beaujou; er hält sich die herrlichsten Weine: und jeder Tropfen seines Weins ist ja ein Blutstropfen, dieser den Igel, und alle seines Gelichters, dem armen Landmanne ausgepreßt hat.

peln des Plutus öfters Gelegenheit gehabt, die mir gemachten Berichte zu vergleichen, und sie der Wahrheit gemäß gefunden. Es hat seine vollkommene Richtigkeit, daß der Distillateur, wenn er der Ferme nicht von jedem zu schließenden Handel vorher Nachricht giebt, Gefahr läuft seinen Branntwein zu verlieren, weil das Vorzugsrecht auf diese und ähnliche Waaren hat. Man denke, wie sehr die den Handel lähmen muß.

Will man als Handwerker in eine Zunft treten und Meister werden, so muß man vor allen Dingen Meisterbriefe lösen und bezahlen. Will man auf Universitäten die Magister- und Doktorwürde, oder das Recht haben, in einer der sogenannten Fakultäten Unterricht zu geben, so muß man eine Matrikel lösen. Der Arzt muß um die Erlaubniß nachsuchen, seine Kranken methodisch zu tödten oder gesund zu machen, und erhält sie für sein baares Geld.

Solche Einrichtungen sind zwar in vielen Ländern nichts neues, deswegen aber um kein Haar besser. Der Herzog von Modena sollte sie um so weniger in seinen Staaten dulden, da er nicht aus Unwissenheit fehlt. Dennoch hat er seinen Unterthanen nie den entferntesten Schein der Hoffnung gegeben, daß einst diese Misbräuche abgeschafft werden sollen, ungeachtet sie alle Betriebsamkeit niederschlagen, und die unausstehliche Sprache des härtesten Despotismus führen. Warum bedenkt der Herzog nicht, was andre Souveraine, die nicht so aufgeklärt sind, als er, bedacht haben: daß man diesem Unheile abhelfen muß, ehe es

sich von selbst hebt? Warum bedenkt er nicht, daß der Ursprung der Obergewalt in dem unbeschränkten Zutrauen der Menge zu einem ihresgleichen zu suchen ist, dem sie ihr Wohl und Weh übergaben, weil sie von ihm erwarteten, daß er ihr Glück befördern würde, weil sie in dem Wahne standen, das Glück aller könne von einem am besten befördert werden.

Wein und Getreide sind nicht die einzigen Ausfuhrartikel. Modena, wie ich schon bemerkt habe, hat vortreflichen Wiesewachs, und folglich herrliches Weidevieh. Ueberdieß erndtet es vielen Hanf, Seide und verschiedene Handelsprodukte von allgemeinem Gebrauch. Genösse das Land eines freien Handels, so würde es seine Erzeugnisse, seine Volksmenge, seinen Wohlstand verdoppeln. Ich wiederhole es nochmals; ich kann nicht begreifen, daß ein Fürst, wie der Herzog von Modena, seine Augen dem Lichte der Evidenz verschließt, daß er die faßlichsten Beweise nicht — faßt, zumal da er, wie ich so oft gesagt habe, einen so hellen Kopf, einen so richtigen Verstand und so viel praktische Kenntnisse besitzt.

Eine nützliche Bekanntschaft.

In einem Alter von 76 Jahren besitzt der Markis Johann Baptista Rangoni Machiavelli noch alles Feuer der Jugend. Man führte mich zu ihm; er empfing mich mit vieler Herzlichkeit, und befriedigte durch seine gütige Antworten auf meine vielfältigen Fragen

die so schwer zu befriedigende Neugierde eines philosophischen Reisenden.

Er steht unter dem modenesischen Adel oben an. Seine uralte und sehr berühmte Familie hat ihrem Vaterlande die ersprießlichsten Dienste geleistet, die wichtigsten Stellen bekleidet, die ausgezeichnetsten Belohnungen erhalten, und spielt in der Geschichte von Modena keine unbedeutende Rolle. Sie ist mit dem herzoglichen Hause verwandt; und hat sich nicht bloß in ihrem Vaterlande um den Staat rühmlich verdient gemacht, sondern auch in fremden Ländern glänzende Aemter bekleidet und sich einen Nahmen gemacht, der über das Ungefähr einer hohen Geburt unendlich erhaben ist, weil er sich — auf Verdienst gründet.

Der Oheim des würdigen Greises dem ich diesen Artikel widme, ist vom Herzog Reinhold, Großvater des jeztlebenden, zu den Gesandtenposten in England und Frankreich ernannt worden. Nach Frankreich wurde er gerade zur Zeit geschickt, als dieses Reich seinen Ludwig XIV., den es so lange vergöttert hatte und endlich überdrüssig ward, verloren hatte, und unter der Regentschaft Philipps von Orleans stand. Rangoni bewies, daß die Stelle nicht dem Manne, sondern der Mann der Stelle Ehre macht, wenn seine Wahl nicht die Folge einer niedrigen Kabale ist. Rangoni war nur der Stellvertreter eines kleinen Fürsten; seine Sendung war von geringer Bedeutung; sie verlor sich, so zu sagen, in den Strudel der größern politischen Angelegenheiten; und dennoch wußte er durch seine ausgebreitete Kennt-

nisse, seinen hellen Verstand und sein vortrefliches Herz, eine wichtige Rolle auf der diplomatischen Bühne zu spielen. Die stolze Nebenbuhlerinn von Paris, London welches eben damals auf das gedemüthigte Frankreich mit siegreichen Blicken herabsah, London ließ den Verdiensten eines Rangoni Gerechtigkeit widerfahren. Der Hof, die Minister, die Opposition, alles bemühte sich ihn für sich einzunehmen, und bediente sich oft seiner Einsichten. Die Gelehrten suchten seine Bekanntschaft, und verkündigten sein Lob. Keiner ging ihm aber so weit entgegen, keiner schätzte ihn mehr und kannte ihn besser, als der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, der unter allen Bourbonen die meisten Talente und das meiste wahre Genie besaß. Er zog ihn in den geheimen Zirkel seiner vertrautesten Freunde, und verstattete ihm einen Zutritt, zu welchem die bloße Geburt nicht berechtigte.

Rangoni war der witzigste und wohlredendste Mann seiner Zeit und seiner Nation. Er war für das Kabinet, er war für die große Welt, er war für die Gesellschaft gebohren, deren Seele er durch seine muntre Laune und seine witzige Einfälle war. Er glich hierin dem Regenten, der vom Boudoir in den Staatsrath gehen konnte, und allenthalben zu Hause war.

Das Andenken an diesen seltnen Mann hat sich in Paris erhalten, wo man mir viele von seinen Bonmots und witzigen Antworten angeführt hat, die ihn zu ihrer Zeit den Hof und die Stadt belustigten. Ich will nur eines zum

Beispiel hersetzen, welches dem Regenten überaus gefiel.

Dieser Fürst, den die Schriftsteller, die sich das Recht angemaßt haben, bloß nach den Wirkungen und nie nach den Ursachen zu urtheilen, und ihre Urtheile der Nachwelt aufzudringen, in einem ganz falschen Lichte, in einer ganz schiefen moralischen und politischen Richtung gesehen und vorgestellt haben; dieser Fürst, der sich nicht eher in seiner wahren Gestalt hat zeigen können, als seitdem die Revolution ihr Augenmerk auf einen einzigen großen Gegenstand, auf die Freiheit gerichtet hat; dieser Fürst der den ernsthaftesten Dingen das Siegel der muntern Laune, die der Hauptzug seines Karakters war, aufzudrücken pflegte, hatte einst Befehl gegeben, in dem Zimmer, das an den Audienzsaal stieß, ein großes Paradebett aufzuschlagen. In diesem Zimmer verweilten die Großen bis zur Audienz. Als nun einmal die Gesandten und fremden Minister, wie gewöhnlich, auf den Augenblick warteten, eingelassen zu werden, fiel ihnen das Bette in die Augen; sie befragten sich einander, was wohl für eine Bedeutung haben möchte. Sie hätten gar zu gern das darunter verborgenliegende Geheimniß errathen, um mit einer so wichtigen Staatssache ihre Depeschen anfüllen zu können. Wenn man sich erinnert, wie ich in diesem Werke die Herren vom diplomatischen Korps, und die plump-bequeme Art, womit sich die meisten dieser privilegirten Spione ihres Geschäfts entledigen, zu schildern Gelegenheit gehabt habe, so wird man sich vor-

stellen können, was für herrliche Vermuthungen sich ein jeder über dieses problematische Bett erlaubte..

Der Markis Rangoni belustigte sich ganz ungemein mit ihrer Unruhe. Nie ließ er eine Gelegenheit vorbei, über den stolzen und zugleich kleinen Ton seiner Kollegen zu lachen; hier fing er damit an, ein tiefes Stillschweigen zu beobachten, und die Herren nach der Reihe anzusehn, die sich endlich in ihren Vermuthungen und Hypothesen erschöpft hatten, des Flüsterns müde wurden, und seine bedeutende Miene bemerkten. »Was halten Sie denn davon?« fragte ihn einer. Rangoni gab zur Antwort: er zweifle nicht, daß so viel Excellenzen längst bei einem so wichtigen Gegenstande hinter die Wahrheit gekommen wären, und ihn durch diese Frage nur auf die Probe setzen wollten, ob sein bischen Mutterwitz so weit als ihr Scharfsinn und ihre Einsichten reiche. Sie schwuren ihm alle einmüthig, daß sie der Sache vergebens nachgedacht hätten, und gar nicht auf den Grund kommen könnten. »Es wird uns unendlich verbinden, setzten sie hinzu, wenn Ihre Antwort uns in den Stand setzt, heller in der Sache zu sehen.« — »Nun, »so hören Sie mich denn an, sprach Rangoni »mit angenommener ernsthaft-wichtiger Mie»ne; Sie wissen, daß der Regent das Korps »diplomatique oft mit einer den Franzosen »eigenen nicht sehr feinen Einladung zum — »Schlafengehen (allez vous faire....) ab»zufertigen pflegt; um uns die Mühe zu er»leichtern, hat er die Gefälligkeit gehabt, die-

»ses Bett aufstellen zu lassen. Auf die Wei»se brauchen wir nicht weit zu gehen, um sei»ne Wünsche zu erfüllen. Das ist sehr be»quem, so wohl für uns als für ihn; denn er »pflegt es selbst eben so zu machen.« Diese Antwort erregte ein so allgemeines Gelächter, daß es bis zu den Ohren des Regenten drang. Er mußte herzlich mitlachen, und sagte hernach zu Rangoni: »Herr Markis, Sie sind zu hell»sichtig, und für mich ein gefährlicher Mann; »ich werde Ihren Hof schon um Ihren Rappel »ersuchen müssen.« —

Der Neffe dieses Gesandten scheint mir manches von den Kenntnissen und dem Verstande seines Oheims, dessen Andenken er ungemein schätzt, geerbt zu haben. Als ich einmal in einer Gesellschaft behauptete, daß der Kornhandel nicht anders blühen könnte, als wenn er frei gegeben würde, war er der einzige, der sich auf meine Seite schlug, und meinen Satz durch Stellen und Beispiele aus unsern besten Schriftstellern bekräftigte.

Das Frauenzimmer.

Das Frauenzimmer zu Modena ist schön, artig, reizend; ihr Gesicht verspricht Aufrichtigkeit, und ihre Offenherzigkeit hält, was ihre Miene verspricht: sie gefallen allgemein; und manche unter ihnen erregen große Leidenschaften.

Ich habe in Modena Frauen aus allen Ständen kennen gelernt, und sie alle ungemein artig im Umgange mit Fremden gefunden. Man

hat mir von ihrer Beständigkeit Züge erzählt, die zu sehr artigen Anekdoten Stoff geben könnten. Der Leser lasse sich nicht durch das Wort Beständigkeit irre führen; er darf darunter nicht die eheliche Treue, diese in Italien, wo nicht ganz unbekannte, doch völlig aus der Mode gekommene Tugend, verstehen. Deswegen sind aber die Ehemänner nicht so sehr zu bedauern, als man wohl denken sollte, weil sie nicht so eifersüchtig sind, als man gewöhnlich glaubt. In den meisten Städten Italiens, Neapolis und Sicilien ausgenommen, sind die Männer ein recht gutherziger Schlag Leute; und in Modena vorzüglich, wo das Sigisbeat zwar herrscht, aber nicht die Gränze der Galanterie ausmacht. Für Fremde ist dieses bequem und anlockend; wenige sind stark genug, der Versuchung zu widerstehen.

Die Modeneserinnen haben eine Art zu grüßen und besonders den Gruß der Fremden zu erwiedern, die ich in keinem Lande gesehen habe, und die vermuthlich nie allgemein eingeführt werden wird. Auf der Straße, auf den Spaziergängen, neigen sie sich beim Grüßen, ungefähr wie es auf dem Theater Sitte ist, mit vorgebogener Brust, und so, daß ihr Busen, den sie bloß tragen, durch diese Bewegung, die Augen auf diesen wesentlichen Theil ihrer Reize einzuladen scheint. Die Mode gefällt mir ungemein; nur wünschte ich daß sie bloß von jungen Frauenzimmern beobachtet würde. Der Leser wird meinen Grund errathen, und meiner Meinung beipflichten. Was Wünsche erzeugt, gebietet nicht Ehrfurcht.

Verbinden diese verführerischen Geschöpfe mit ihren äußern Reizen den Zauber eines ausgebildeten Verstandes? Genießen die Modeneserinnen eine gute Erziehung? Nein; ich muß gestehen, daß sie in diesem Stücke vernachlässiget werden, welches der Fall mit dem italienischen Frauenzimmer überhaupt ist. Und dieß ist um so weniger zu verzeihen, da sie fast alle vielen natürlichen Verstand und die glücklichsten Anlagen besitzen, und es nicht viel Mühe kosten würde, ihren Geist und ihr Gedächtnis zu bilden. Es giebt nur wenige unter ihnen, die mit ihren Reizen Wucher treiben. Geschaffen, das Feuer der Jugend anzufachen und zu fühlen, sieht man sie der Freundschaft, der Achtung, der Liebe, der Wollust, dem Temperament ihren Zoll bringen; Plutus ist die einzige Gottheit, der sie nicht Weyhrauch streuen, und man würde Mühe haben, ihnen das System der pariser Phrynen und Lais beizubringen.

Physische Beschaffenheit von Modena.

Die Stadt sowohl als der ganze Strich um Modena scheint ganz vorzüglich von der Natur begünstigt zu seyn. Man darf nirgend tief nach Wasser graben; in unterirdischen Adern theilt es allenthalben Leben und Fruchtbarkeit mit, erfrischt und tränket das Land, und verschönert die Landsitze der Großen. Welch' eine Wohlthat für ein Klima, wo der Sommer so brennend heiß ist!

Diese

Diese unterirdischen Gewässer sind besonders rein und heilsam. Man findet sie, nach allen Richtungen zu, bis in einer Entfernung von drei Meilen, welches wirklich etwas ganz besonders ist.

Ramazini, den sein Werk de morbis artificum so berühmt gemacht hat, ist auch Verfasser einer Abhandlung von den Quellen im Herzogthum Modena, die unter dem Titel: de fontium Mutinensium admiranda scaturigine tractatus physico-mathematicus ... 1717. zu Genf herausgekommen ist.

Dieser gelehrte Naturforscher hat auf die Untersuchung der physischen Eigenschaften dieser Quellen einen großen Theil seines Lebens und seines Fleißes verwandt. Vielfältige Experimente und genaue Beobachtungen haben ihn in den Stand gesetzt, unfehlbare Resultate zu sammeln, und über diese wichtige Materie ein neues Licht zu verbreiten. Er hat die verschiedenen Erdschichten bis in einer Tiefe von hundert und eilf Fuß pariser Maaß untersucht und bestimmt.

Um alle Vermischung dieses so reinen Quellwassers mit der schwarzen Dammerde, mit andern Gewässern, mit verschiedentlich gefärbten Substanzen zu verhindern, mauert man die Quellen aus, und verfährt dabei wie bei der gewöhnlichen Bauart.

Sonst waren die Kanäle, die alle Springbrunnen und Behälter von Modena mit Wasser versorgten, offen. Es entstanden aber allerlei Unbequemlichkeiten daraus; bald trat das Wasser über, bald stopfte es sich, und sein

Stocken verursachte mephitische Ausdünstungen, die für die Gesundheit äußerst nachtheilig waren. Hierauf wurden die Kanäle oben zugewölbt; und es ist ein doppelter Vortheil daraus entstanden; erstlich ist die Luft gesünder, und zweitens sind die Straßen reinlicher geworden. Hätte Tassoni zu unsern Zeiten gelebt, er würde nicht in einigen Strophen seiner Secchia rapita eine so widrige Beschreibung von Modena gemacht haben.

Die bedeckten Kanäle, die die Brunnen und Wasserbehälter von Modena versorgen, vereinigen sich außerhab der Stadt, fast am Fuß der Mauer, und bilden einen breiten schiffbaren Kanal, den man bis zum Panaro geleitet hat, welcher sich in den Po ergießt. Auf diese Art ist es leicht und bequem, von Modena bis nach Venedig zu reisen; die Fahrt ist für Menschen und Waaren gleich wohlfeil. Ich habe verschiedene Personen beiderlei Geschlechts in die Gondel Bucentaurus, die dem Markis Bevilacqua von Florenz gehört, sich einschiffen gesehen, um dem Feste der Himmelfahrt in Venedig beyzuwohnen. Die Fahrt von Modena nach Venedig wird fast ununterbrochen benutzt; ein Umstand der viel dazu beiträgt, den Aufenthalt von Modena angenehmer zu machen, und der für den Handel die wichtigsten Folgen haben könnte, wenn man, wie ich schon oben bemerkt habe, Einsicht und Politik genug besäße, ihn frei zu geben.

Ich habe gesagt, daß Modena zwischen zwei Flüssen, dem Panaro und der Secchia liegt. Der regierende Herzog hat über bei-

de Flüsse zwei prächtige Brücken bauen lassen, und sich dadurch vielfältigen Tadel zugezogen, weil der Bau auf Kosten aller Städte und Flecken des Landes geschehen ist. Ich weiß aber nicht, ob dieser Tadel gegründet ist. Nur der Gedanke gehört ihm; die Ausführung ist von allgemeinem Nutzen: und es ist also natürlich, daß das Land durch eine gemeinschaftliche Beisteuer die Kosten des Unternehmens trage, die der Fürst, ohne sich zu Grunde zu richten, nicht hätte übernehmen können, und deren Vertheilung, wenn sie auf alle drückt, niemanden merklich zur Last fällt. Die Gemeinen hatten zum Theil ansehnliche Fonds liegen, die keine Zinsen trugen. Ein schlafendes Kapital ist eine politische Stockung der Säfte. Der Herzog, als der politische Arzt seines Landes, wollte sie wieder in Umlauf bringen. Er wählte das beste und nützlichste Mittel, öffentliche Bauten, die dem Publikum daurende Vortheile, und den müssigen Händen Beschäftigung geben. Man hatte ihm gerathen, dem Beispiele des Herzogs von Parma zu folgen, und die öffentlichen Gelder zu — seinem Privatgebrauch zu verwenden. Allein aus Gerechtigkeitsliebe oder aus Klugheit, folgte der Herzog dem Rathe nicht, und benutzte die öffentlichen Fonds zum öffentlichen Besten. Dabei hatte er ein wachsames Auge über diese Bauten, die sein Land verschönern sollten, und wenigstens auf eine Zeit die Anzahl der Bettler verminderten, die man vollends ausrotten müßte.

Die Finanzen.

Die Finanzen im Herzogthum Modena sind schon vor langen Zeiten verpachtet gewesen; und Herzog Herkules fand, als er das Ruder des Staats in die Hände nahm, daß die Generalpächter durch ihre Erpressungen und Bedrückungen das Volk und den Staat zu Bettlern gemacht hatten. Ich erinnere mich, bei meinem ersten Aufenthalte in Modena gehört zu haben, daß die Ferme kein Plus von tausend Thalern des Jahrs herausbringen könnte, so erschöpft sey der Unterthan. Das allgemeine Elend wurde durch folgenden Umstand noch vergrößert. Die privilegierten öffentlichen Blutygel hielten sich nicht in Modena auf. Sie wohnten, nach dem Beispiele Herzogs Franz III. zu Meiland, unterhielten die glänzendsten Haushaltungen, und trieben einen Luxus, der für das Land Modena desto drückender war, da es auf diese Weise von den jährlich herbeigeschaften Summen nicht das geringste zurückerhielt. Franz sah und litt es. Kein Wunder! Er selbst plünderte ja sein Land, um in der Fremde das Gold mit vollen Händen auszustreuen: er selbst vergaß den Vortheil seiner Familie so sehr, daß er sich ihrer nur erinnerte, um sie zu quälen, um sie — verlöschen zu sehen!

Er hatte mit den Generalpächtern einen Vergleich getroffen, vermöge dessen der Preis der Lebensmittel und Nahrungsartikel so hoch als möglich angesetzt war; allein wußte er denn nicht, daß diese Räuberbande vom Druck lebt, und sich auf tausend geheime Mittel versteht,

Geld zu erpressen, und in der Länge das Land vollends auszusaugen? Ich vergleiche sie mit einer Wolke von Heuschrecken, die eine ganze Gegend verwüsten: sie sterben zwar; allein ihre aufgethürmten Leichname verbreiten pestilenzialische Dünste, die sich in die Lüfte zerstieben, und allenthalben Zerstörung und Tod mit sich führen.

Damals war Herkules noch Erbprinz. Er residierte zu Modena, aber ohne Ansehen und Einfluß, war wider seinen Willen ein Zeuge dieser Bedrückungen, und wagte es einigemale seinem Vater den Schaden vorzustellen, der für sein Volk, für seine eigne Ehre, aus dieser harten Behandlungsart entstünde, die er mittelbar zu begünstigen schien. Was vermochten aber diese schwachen Vorstellungen eines ohnehin nicht geliebten Sohnes, gegen die hämischen Scheingründe seiner mächtigen Gegner? Franz hörte nur auf die Stimme derer, die bei dem Unfuge gewannen, und nicht auf Herkules Stimme. Ihm waren, in seiner gewöhnlichen bedrängten Lage, die Geschenke seiner Generalpächter willkommen; sein erster Minister zog ebenfalls ein stehendes Gehalt von ihnen; und seine ganze Dienerschaft, von der er abhing, stand in ihrem Solde. Alle diese Privatvortheile wären bei einer Revolution verloren gegangen; es entstand eine Verbindung des Hofes gegen den Prinzen; ein undurchdringliches Bollwerk fing die edelsten, gerechtesten Vorstellungen auf, und sie prellten ohnmächtig zurück.

Endlich starb Herzog Franz. Sein Nach-

folger verlor keinen Augenblick. Mit fester muthvoller Hand ergriff er das Ruder der Finanzen, woran so lange Zeit ein Haufe golddurstiger Miethlinge, denen es gleich viel war, was das Schiff für eine Richtung nähme, gezerrt hatte. Der Fiskal mußte, im Nahmen des Fürsten, eine Klage wider die Generalpächter bei den Gerichten einreichen. Durch dieses erste Beispiel ermuntert, folgten die Gemeinen nach, und verlangten, daß die Ferme zu einem Ersatz derjenigen eingeforderten Gelder, die den bestimmten Satz, über den sie mit dem vorigen Herzoge übereingekommen war, überstiegen, verurtheilt werden möchte.

Herkules machte es nicht, wie die ottomanische Pforte und die übrigen Mächte Asiens. In jenen von der Natur so gesegneten, von dem Despotismus so zu Grunde gerichteten Ländern, fallen die Güter der Großen, die unter dem Schwerte bluten, oder sich selbst mit der seidenen Schnur feigherzig erdrosseln, dem kaiserlichen Schatze anheim. Sie büßen zwar ihre Bedrückungen, ihre Räubereien mit dem Tode; allein ihr gesammelter Reichthum, der tropfenweise aus der Hütte des Armen gepreßt ward, strömt nie in die Hütte des Armen zurück; und das orientalische System weiß aus den Großen des Landes Schwämme zu machen, die man ausdrückt, so oft man ihrer nöthig hat. Wenn also ein Wessier, ein Bassa, ein Emir, ein Atemadoulet zum Tode verurtheilt wird, so geschieht dieses nicht, — wie es heißt — um dem Volke ein Opfer zu bringen; sondern, im Grunde, um an die Stelle eines gesättig-

ten Blutygels, dem Volke einen durstigen anzusetzen, der sich nicht durch das Beispiel seines Vorgängers abschrecken lassen wird, ihn an Raubgier und Grausamkeit wohl noch gar zu übertreffen *).

Herkules, den seine Feinde gern mit den asiatischen Despoten vergleichen, schlug einen ganz verschiedenen Weg ein, und zwang die Generalpächter durch ein gerichtliches Urtheil, alles unrechtmäßig erworbene Gut herauszugeben, behielt was ihm nach den Gesetzen zukam, und gab den Gemeinen, was ihnen genommen worden war, zurück. Er ließ sogar die Summen, die verstorbenen Privatbürgern widerrechtlich abgefordert worden waren, besonders berechnen, und ihren Erben gewissenhaft zustellen.

Nach einem solchen Beispiele von Gerechtigkeit, hoffte jedermann, der Fürst würde seine Finanzen selbst verwalten lassen. Der Kontrakt der Generalpächter war beinahe zu Ende;

*) Selim II., türkischer Kaiser, war wie alle seine Nachfolger gewohnt, jeden ersten Freitag des Monats in die große Moschee zu gehn. Unterwegens achtete er genau auf alle Bittschriften, die man ihm überreichte, nahm sie an, und las sie zu Hause mit der größten Aufmerksamkeit und einer brennenden Neugierde durch. Enthielten sie Klagen gegen vornehme Staatsbediente, so lächelte er, legte sie zur Seite und las sie oft wieder über. Er schätzte den Reichthum seiner Statthalter nach der Menge von Klagen und Bittschriften, die ihm ihretwegen eingereicht wurden; und wenn er den Schuldigen für reich genug hielt, so schickte er ihm die seidene Schnur, und pflegte dabei zu sagen: er ist fett.

man dachte, mit diesem Kontrakte würde auch ihr Reich ein Ende haben. Allein das Publikum irrte sich; der Herzog erneuerte die Pacht, und alles blieb auf dem alten Fuße, freilich mit einigen Verbesserungen und Erleichterungen für das Volk; aber im Ganzen war es der alte Schlendrian, die alte Form; — eine Form, die eine Menge Mißbräuche mit sich führt.

Die Ferme ist wie eine Handlungsgesellschaft eingerichtet; sie besteht aus einer bestimmten Anzahl von Aktien. Zehn derselben hat sich der Fürst vorbehalten. Freilich hat die neuere Einrichtung nicht alle Mängel und Fehler der alten; dennoch ist sie bei weitem nicht alles, was sie seyn könnte und sollte.

Die Summe aller Einkünfte des Herzogs von Modena, die Zinsen seiner ausgeliehenen Kapitalien mit inbegriffen, beläuft sich auf dreimal hundert tausend Zechinen, oder ungefähr drei Millionen Livres. Die etatsmäßigen Ausgaben, d. i. die Besoldung seiner Garde, eines Regiments Infanterie, die verschiedenen Gehalte der Minister, Obrigkeiten und Staatsbedienten, die Pensionen und Gnadengelder u. s. w. machen monathlich zwölf tausend Zechinen aus. Hierzu muß man noch den Etat für den herzoglichen Hof, für seine Prinzessinn Schwester, für seine Maitresse und ihren Sohn rechnen, welches man höchstens zu dreißigtausend Zechinen ansetzen kann. Die Herzoginn hatte eine besondere Revenüe die sie zu Reggio verzehrte, wo sie sich hinbegeben hatte, und durch ihre Wohlthätigkeit gegen die Ar-

men, die sie beinahe anbeteten, sich auszeichnete. Ihr Tod hat ihrem Gemahl das Vergnügen gewährt, ihr diese Revenüe nicht mehr auszahlen zu dürfen; denn sein Geiz ist so bekannt, daß er sich nicht einmal die Mühe giebt ihn geheim zu halten.

Das leztemal als ich in Modena war, belief sich die jährliche Ersparniß des Herzogs auf mehr als hundert tausend Zechinen, welches im Verhältniß mit den Totaleinkünften eines so mittelmäßigen Staats eine ungeheure Summe ist.

Im diplomatischen Fache erspart der Herzog ein großes. Seine Vorgänger hielten Residenten zu London, Paris und Madrid. Er hat sie von seinem Etat, und mit ihnen auch ihren Gehalt gestrichen. Selbst in Wien, welches doch für Italien der Mittelpunkt aller politischen Verhandlungen ist, hält er keinen Agenten. Seinem Lieblingsgrundsatze getreu, alle überflüssige Ausgaben zu vermeiden, hat er Gesandtenposten, die die Etikette eingeführt hat, weislich abgeschafft. Diese Reform ist um so mehr ein Vortheil für das Land, da die Summen, die dergleichen Excellenzen kosten, nie wieder hinein kommen, zumal in kleinen Staaten, wo die vornehmern Mächte Europens höchstens einen Konsul oder Geschäftsträger unterhalten, dessen Gehalt und Aufwand viel geringer ist, und dem kleinern Staate das nicht ersetzt, was ihm sein eigner Gesandte kostet.

Herkules läßt seine Kapitalien arbeiten; sie dürfen in seinen Koffern nicht schimmeln.

Er hat der Stadt Reggio zu fünftehalb Prozent eine so ansehnliche Summe geliehen, daß sie alle ihre Schulden auf einmal hat tilgen können, und doch dabei gewonnen hat, weil sie ihren vorigen Gläubigern fünf bis sechstehalb Prozent geben mußte. Sollte aber ein Souverain auf diese Weise von seien Unterthanen Vortheil ziehen? Sollte er nicht wissen, daß ein Kapital, welches er in seinem Lande zu zwei Prozent auslieh, den Wohlstand dieses Landes heben, Handel und Indüstrie befördern, und sich also weit besser verinteressiren würde, als wenn er von seinen dürftigen Unterthanen fünftehalb Prozent auspreßt?

Ueberdieß hat der Herzog ansehnliche Summen in fremden Banken, und zumal in der Bank zu Venedig stehen. Er hat freilich bei diesem ökonomischen System zur Absicht, den Unannehmlichkeiten, die verschiedne seiner Vorgänger sich haben gefallen lassen müssen, zu entgehn: dieß heißt aber, meiner Meinung nach, die Vorsichtigkeit zu weit treiben; und ich glaube nicht, daß die Furcht vor einer ungewissen Gefahr den Landesfürsten berechtigen kann, sich einen Privatschatz zu sammeln, und auf Kosten seiner Familie und seiner Unterthanen sich dasjenige, was ihnen Natur und gesellschaftliche Rechte zusichern, allein anzumaßen.

Um diesen Satz verständlicher zu machen, um dem Vorwurfe, den ich hier dem Herzoge von Modena mache, mehr Licht zu geben, darf ich nur erinnern, daß die Streitigkeiten zwischen dem österreichischen und bourbonischen Hause, den kleinen italienischen Souverainen

bisher immer nachtheilig gewesen sind. Das Zusammenstoßen jener mächtigen Staatskörper hat ihre kleinen Staaten mehr als einmal erschüttert. Oft haben sich die Herzoge von Modena gezwungen gesehen, ihr Land zu verlassen, und zu neutralen Mächten ihre Zuflucht zu nehmen. Hier haben sie sich nicht selten in einer sehr bedrängten Lage befunden; und vielleicht hat die Furcht vor dergleichen Krisis nicht wenig dazu beigetragen, die Neigung zum Geize, die mit ihm gebohren war, und die man in seiner Jugend nicht zu verbessern gesucht hatte, weil sein Vater, der ihn nie geliebt, sich um seinen moralischen Karakter wenig bekümmerte, in ihm zu bestärken. Seine tiefen Kenntnisse in der Politik, die er einer langen Erfahrung und seinem vielen Nachdenken zu verdanken hat, bewiesen ihm, daß jenes berühmte Familienbündniß zwischen zweien Monarchen, deren einer nur auf die Vergrößeruug seines Hauses bedacht ist, und der andre . . . . Doch lassen wir diesen andern, der nun aufgehört hat zu seyn! — nicht lange Bestand haben könnte. Genug, Herkules wollte, im Fall eines Bruchs, sich ein Kapital versichern, dessen Zinsen für seine Bedürfnisse hinreichend wären; und in der That bringen ihm die Summen, die er im Auslande ausstehen hat, mehr ein, als seine jetzigen Ausgaben betragen. Vielleicht lebt er schon jetzt fast wie ein Privatmann, um sich frühzeitig auf den möglichen Fall dieser Veränderung vorzubereiten.

Bisweilen scheint bei ihm die Absicht und der Vorsatz durch, seinem natürlichen Sohne,

dem Markis Scandiano eine Apanage auszusetzen. Er weiß, daß dieser junge Mann sich wenig Gutes von Seiten des meiländischen Hofes zu versprechen hat; und da er ihn nicht zu seinem Nachfolger machen kann, so will er ihn wenigstens von seiner Familie unabhängig machen.

Allein hunderttausend Zechinen des Jahrs ersparen, heißt nicht Sparsamkeit; man muß diese Prozedur mit einem härtern Nahmen belegen. Die Franzosen haben zwei Ausdrücke épargne und économie; wir könnten sie durch Knauserei und Sparsamkeit übersetzen. Ersteres gränzt schon an die Filzigkeit; es ist in aller Hinsicht unedel und verwerflich: das andre hingegen verdient alle Achtung, und sollte zumal die Tugend der Fürsten seyn, die sich als die Gutsverwalter ihrer Unterthanen anzusehen haben, und folglich bei dieser Verwaltung einen Theil der unter Händen habenden Güter zurücklegen müssen, um ihn bei unvorgesehenen Vorfällen, bei eintretendem Unglück zu gebrauchen. Knauserei ist ein politisches Uebel, es geht in Geiz über; es vereitelt viel gute Eigenschaften, viel Tugenden; — und in Modena ist es eine der Mitursachen der so überhandnehmenden Bettler.

Zugleich aber dient dieser Fehler in der Staatsverwaltung dazu, den gutmüthigen Karakter der Modeneser in ein vortheilhaftes Licht zu setzen. In jedem andern Lande, wo es viel Bettler gäbe, würde man sie bald ihre bittende Stellung sich in eine drohende verwandeln, ihre zum Almosen ausgestreckten Hände sich bewaff-

nen sehen, um ihren Unterhalt zu ertrotzen und zu rauben. Hingegen in der Stadt und im Lande Modena, sind Mordthaten und dergleichen grobe Verbrechen unbekannt, und Diebstähle selten. Der Bettler verfolgt, quält den Vorübergehenden; allein wenn dieser seine Börse, seine Dose fallen ließe, so würde jener sie nur deswegen aufheben, um sie ihrem Herrn wieder zuzustellen.

Ich muß beym Schluß dieses Artikels, dem Herzoge von Modena Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er würde von seinen Unterthanen angebetet werden, wenn er seinen niederträchtigen Geiz ablegen könnte. Er ist voller Talent und richtiger Unterscheidungskraft; er will das Gute, und weiß die Mittel es zu befördern. Er liebt Gerechtigkeit, hört auf die Klagen die bei ihm eingehen, und schaft dem Unschuldigen Recht. Selten verläßt man ihn unbefriedigt. Er gestattet seinen Ministern keine Unterdrückungen, keine Bereicherung auf Kosten der Wittwen und Waisen. Er ist unpartheiisch, Freund der Ordnung und der Arbeit; kurz, er wäre vollkommen, wenn es dem Menschen gegeben wäre, vollkommen zu seyn.

Man muß leider bemerken, daß unter einem so ausgezeichneten Fürsten, Modena nicht so glücklich ist, als es dem Anschein nach seyn sollte. Dieses kommt daher: als er das Staatsruder ergriff, war sein Land erschöpft, und er, er konnte der einzigen Leidenschaft, die sich allen seinen guten Absichten entgegen stellte, nicht kräftig genug widerstehn: so blieben denn die alten Mißbräuche, das Land blieb erschöpft,

er wußte es, allein die Stimme seines Gewissens wurde von seinem Personalvortheil überschrien.

Ursachen der Bettelei im Herzogthum Modena.

Franz III. hielt sich beständig zu Meiland auf; seine Abwesenheit aus seinen Staaten war für diese ungemein nachtheilig; mit jedem Jahre ging ein Theil der herzoglichen Domainen durch Nachlässigkeit und schlechte Wirthschaft verloren, das Uebel nahm mit jedem Jahre zu; dennoch war das Elend nicht so hoch gestiegen, als es nach dem Tode dieses Fürsten geschehen ist.

Warum? Franz hatte seine ganze Familie zurückgelassen; seine Schwestern, seine Töchter lebten in Modena, und verzehrten ihre ansehnliche Apanage. Seine beiden Schwestern hatten von ihrem Vater ein schönes Allodialvermögen geerbt; ihr Kapital warf ungefähr zwölftausend Zechinen Zinsen ab. Ueberdieß sorgte Herzog Franz für ihre Tafelgelder und für einen standesmäßigen Hausetat, der dem seinigen und dem seines Sohnes gleich kam. Seiner Abwesenheit ungeachtet, wurde dieser beständig ausgezahlt; so daß jede dieser Prinzessinnen ihre besondere Haushaltung hatte, Feten gab, Kour annahm und das Elend der Armen erleichterte. Die jungen Prinzessinnen, Töchter Herzog Franzens, erhielten von ihrem Vater eine eben so starke Summe, und sahen sich im

Stande, der Armuth zu Hülfe zu kommen. Ihre Tanten leben nicht mehr, und ihr Vermögen ist dem Herzoge anheim gefallen. Von seinen zwei Töchtern ist die eine todt, und die andre, die noch am Leben ist, wird von den Leuten ihres Bruders bedient, und hat nur ein kleines Einkommen; denn Herzog Herkules pflegt nicht viel zu geben.

Es gab also zur Zeit Herzog Franzens in Modena fünf besondere Hofstaaten, die Erbprinzessinn, Gemahlinn des jetzigen Herzogs, die sich nach Reggio begeben hatte, wo sie ihrem Stande gemäß lebte, ungerechnet. Jetzt ist der herzogliche Hof der einzige; und dieser lebt so schlecht, daß sein Etat nicht einmal so hoch steigt, als einer der fünf vorigen besonders genommrn. Franz hatte seinen Dienern einen lebenslänglichen Jahrgehalt versichert; Herkules erfüllt diese Bedingung — unter einer andern: sie müssen ihn bedienen; so daß im Grunde der Gnadengehalt den er ihnen reichen läßt, weiter nichts als ihr eigentlicher verdienter Lohn ist. Wenn einer der Pensionisten mit Tode abgeht, so geht auch allemal seine Stelle ein. Hieraus kann man abnehmen, wie es zuging, daß der von Modena abwesende Herzog Franz fünfmal mehr Geld in Umlauf brachte, als sein Sohn, der keinen Fuß aus seinen Staaten setzt; und hieraus läßt sich schon zum Theil das Elend im Modenischen erklären.

Was für einen Unterschied in der Lebensart muß eine solche Hofreform nicht hervorbringen? Wie viel Familien hätten von dem Gehalte, den ihnen Franz III. zusicherte, le-

ben können? Wie hätten sich, vermittelst dieses gewissen Einkommens, diese Familien nicht vermehrt und festgesetzt? Wie mancher hätte nicht ein einträgliches Gewerbe ergriffen, und wäre für Lohn in die Dienste des jezzigen Herzogs getreten? Wie viel Menschen wären auf diese Art anständig und nützlich versorgt worden? Jede Prinzessinn hatte vier Hofdamen, drei Kammerherrn, zwei Läufer. Ihr übriger Hofstaat war verhältnißmäßig; jetzt findet man in allem bei Hofe nur drei Hofdamen, zwei Kammerherrn und drei Läufer. Sonst waren fünf Tafeln, jede von zwölf Kouverts und köstlich besetzt; jetzt ist nur eine, woran der Herzog, seine Schwester und ihre drei Hofdamen gewöhnlich allein speisen. Sie ist dabei ganz schlecht, wie bei einem Privatmann vom Mittelstande.

Seitdem der Herzog die Regierung übernommen, hat er sich keinen neuen Gallarock machen lassen; sonst war die Garderobe der Prinzessinnen prächtig, und, da sie oft erneuert wurde, so gewannen ihre Kammerfrauen dabei; jetzt fällt dieser Artikel ganz weg: sonst wurden an Kourtagen allerlei Erfrischungen gereicht; jetzt macht man sich den Mund nicht naß.

Aus diesem auffallenden Unterschiede in der Hofökonomie läßt sich leicht abnehmen, wie sehr das Elend in einem Lande zunehmen muß, wo, so zu sagen, alles vom Hofe lebt, wo dem Handel die Hände gebunden sind, wo der Fürst nicht einmal säen will um zu erndten; wie groß die Anzahl derjenigen seyn muß, die ihren Un-

ter-

terhalt bloß in der Wohlthätigkeit ihrer fast eben so dürftigen Mitbürger suchen müssen.

Ich bin kein Verfechter des zu weit getriebenen Luxus; ich sehe ihn als eine Seuche, als einen moralischen Krebsschaden an, der die Staaten anfrißt und zuletzt auflöset. Ich sehe es gern, daß der Beherrscher eines kleinen Staats seine Ausgaben nach seiner Einnahme einrichtet, und seine Revenüen nicht im Voraus verzehrt, welches allemal den Ruin seines Volks nach sich zieht, weil derjenige, der dem Fürsten die Summe seiner künftigen Einkünfte vorstreckt, sich das unbeschränkte Recht ausbedingt, sich auf alle Weise wieder bezahlt zu machen. Ich sehe aber auch dagegen den Geiz eines Souverains als ein Verbrechen der beleidigten Nation an, weil der Umlauf des Geldes im moralischen und politischen Staatskörper eben so nothwendig ist, als der Umlauf des Bluts im physischen Körper.

Folglich ist der Herzog von Modena für das viele Elend seines Landes — für jeden Bettler seiner Staaten, so zu sagen, verantwortlich; ihm sollten die Unordnungen zur Last fallen, zu denen die Armuth bisweilen Anlaß giebt. Hätte ihn sein günstiges Schicksal nicht zum Oberherrn eines Landes gemacht, wo man leidet, klagt, bittet und — nicht stiehlt, so würde das Herzogthum Modena — eine Räuber- und Mördergrube seyn.

Die Favoritinn.

Die Liebe, die manche Fürsten, deren einzige Leidenschaft sie war, zu großen Fehlern verleitet hat, ist für den Herzog von Modena keine so gefährliche Gottheit gewesen. Sie hat bloß seine Sinne gefesselt, und das einzige Frauenzimmer, die einen etwas tiefern Eindruck auf ihn gemacht hat, ist die Mutter des Markis Scandiano, die Signora Marini.

Vor dieser eigentlichern Verbindung, liebte der Herzog was man in Frankreich vor der Revolution die öffentlichen Dirnen (les filles) zu nennen pflegte. Er verlangte nur seine Sinne, nicht seine Delikatesse zu befriedigen; und dieß ist die einzige Aehnlichkeit, die er mit seinem Vater und seinem Schwiegersohn hatte. Uebrigens mochte ein Frauenzimmer mehr oder weniger schön seyn, sie mochte Verstand haben oder nicht; das galt ihm gleich, wenn sie nur im Minnespiel geübt, und in den Künsten der Wollust erfahren war. Nie hat sich ein vornehmes Frauenzimmer seiner Zuneigung rühmen können; nie hat er einer Bürgersfrau von gutem Hause das Tuch zugeworfen; seine Eroberungen mußten ihm nichts kosten, nicht einmal Mühe und Beharrlichkeit. Alle seine jugendlichen Streiche gleichen sich untereinander, und sind es nicht werth, daß man sich daran erinnere: denn schon in seiner ersten Jugend gränzte seine Sparsamkeit an Geiz, und seine Liebschaften mußten nicht theuer seyn. Ich begreife nicht, wie er sich hat entschließen können, die Dame Marini zu unterhalten. Doch hat

er ihr ein Haus nach seiner Weise eingerichtet, das heißt, ziemlich mager; und wenn sie den Rest ihrer Tage in einigen Wohlstande zubringen will, so muß sie ihn überleben.

Dieß Frauenzimmer hat nichts, das sie merkwürdig macht, als die Zuneigung, oder, um mich besser auszudrücken, den Gewohnheitshang des Herzogs zu ihr. Sie ist eine gebohrne Meiländerinn; ihr Vater war Geschäftsmann der Familie Archinto. Der Ruf des Geizes, in welchem Graf Archinto stand, muß einigen Grund haben, weil Marini, sein Intendant so arm war, daß er seine Tochter fürs Theater bestimmen mußte. Vielleicht beweiset dieses auch nur, daß der Mann ehrlich war. Arm oder ehrlich, — genug er verhinderte seine Tochter nicht, sich in die Arme eines Fürsten zu werfen, der nicht in dem Rufe stand, das Gold mit beiden Händen auszustreuen, und am wenigsten für Gunstbezeugungen, die er dieses edeln Metalls nie werth hielt.

Schönheit, Verstand und Talente der Signora Marini konnten es nicht seyn, die den Herzog an sie fesselten. Sie besitzt keines von den dreien; nicht einmal als Schauspielerinn wäre sie weit in der Bahn des Ruhms und des Glücks fortgerückt. Wenn sie aber von der einen Seite, nicht die glänzenden Eigenschaften ihres Geschlechts besitzt, so hat sie, auf der andern, auch keinen der weiblichen Fehler. Ihr sanfter Karakter entfernt sie von allen Intriguen, von allen Kabalen. Sie ist gutherzig, gefällig, hat manchem Dienste geleistet, und niemanden geschadet. Nie hat man Klage ge-

gen sie erhoben, weil sie sich nie in einen Handel gemischt hat. Von ihrem Luxus mag folgendes einen Begriff geben.

Sie bewohnt keine Zimmer im Schlosse. Ihr Haus ist klein, einfach möblirt; ihre Bediente . . . . Doch ich weiß nicht, ob sie eigne Bediente hat. Wenigstens hat sie keinen Koch. Man bringt ihr das Essen ganz zubereitet, und sie wird vom Hofgesinde bedient. Sie fährt in einer Hofkutsche aus, und wie man gesehen hat, ist dieser Wagen auf Kosten von vier Lehnstühlen der Prinzessinn von Modena ausgebessert worden. Ihr Jahrgehalt beläuft sich auf 300 Zechinen. Alles dieses ist buchstäblich wahr, ob es gleich schwer zu glauben ist, und macht der Signora Marini mehr als dem Herzog Ehre; es beweiset die Genügsamkeit eines weiblichen Herzens in einem Posten, wo es schwer hält, so genügsam zu seyn. Zu diesem lobenswürdigen Zuge ihres Karakters gesellt sich eine zweite nicht minder seltne Tugend; seit dreißig Jahren, daß sie Favoritsultaninn ist, hat ihr die Verläumdung selbst keinen Liebeshandel mit einem andern andichten können.

Der natürliche Sohn.

Der Markis Scandiano ist sechs und zwanzig Jahr alt. Der Herzog erkennt ihn für seinen Sohn, hat ihn aber noch nicht legitimirt. Ungeachtet diese Formalität nicht beobachtet worden ist, wird er doch in Modena von allen nicht anders geehrt, als der rechtmäßige Sohn des Fürsten. Die Minister machen ihm die

gewöhnlichen Besuche der Etikette. Kein Fremder versagt ihm diese Pflicht; und der Herzog, der ihn innigst liebt, freut sich darüber, ihn geachtet zu sehn.

Der Markis von Scandiano gleicht seinem Vater ungemein. Er hat seine Stimme, seinen Gang, seine Gebehrden; mit einem Worte, es fehlen ihm nichts als seines Vaters moralische Eigenschaften.

Es ist ein Unglück für dieses so theure Kind der Liebe, für den der Herzog seine Schätze vermehrt, und seinen guten Ruf zum Theil aufopfert, daß er von seinen Eltern keine bessere Erziehung erhalten hat. Die Natur hat alles für ihn gethan; man ist ihr aber nicht zu Hülfe gekommen. Er hat nicht den geringsten Unterricht genossen, hat seine Jugend in beständigem Müßigange zugebracht; ein Alter, welches er den Studien hätte widmen sollen, in gränzenloser Freiheit durchlebt, und anstatt nützliche Kenntnisse zu erwerben, schädliche, wenigstens unnütze Bekanntschaften gemacht. Jetzt ist es so weit mit ihm gekommen, daß er für andre und für sich selbst — nichts ist, und in seinem ganzen Leben für nichts weiter gelten wird, als für den unächten Sohn eines Fürsten, ohne Eigenschaften und innere Vorzüge, die den Fehler seiner Geburt verbessern.

Der Herzog sammelt ungeheure Summen, die er zur Apanage für ihn bestimmt, giebt ihm aber wenig zu seinem jetzigen Unterhalt. Man findet ihn oft auf den Straßen von Modena, in Gesellschaft wilder und roher Leute, deren Umgang ihm untersagt werden sollte.

Die Municipalitäten.

Sie sind im ganzen Herzogthum Modena eingeführt, gleichen aber den römischen in keinem Stücke.

Man schreibt die Erhaltung der römischen Eroberungen der Einrichtung der Municipien zu. Die Ueberwundenen gewöhnten sich an die römische Regierung, und die Provinzen und Distrikte hielten sich für frei, weil sie sich ihre obrigkeitliche Personen selbst wählten. Wenn ein Joch leicht ist, und derjenige, der es auflegt, es unter Blumen zu verbergen weiß, so geräth der Sklave der es trägt und die Last kaum fühlt, nicht auf den Gedanken, es abzuschütteln. Die mit Rom verbundenen Völkerschaften merkten nicht, daß ihre Obrigkeit dem Willen eines Proconsuls, Prätors, Quästors, oder einer andern römischen eingeführten Autorität nicht widerstehen durfte. Genug es stand ihnen frei sich zu versammeln, um zu untersuchen, ob sie den Römern etwas abschlagen sollten — was sie ihnen nie abschlugen; und deswegen hielten sie sich für freie Leute. Unter der Regierung der römischen Kaiser blieben sie in demselben Wahne; und so lange ihre Regierungsform das äußere Ansehn einer republikanischen hatte, hielten sie sich für Republikaner.

Die Municipalitäten des heutigen Modena haben, wie gesagt, mit den römischen nichts gemein. Sie sind an den Despotismus gewohnt, gehorchen blindlings, und würden es für unmöglich halten, selbst dem härtesten Drucke zu widerstehn.

In Modena ist die municipal- oder obrigkeitliche Gewalt in den Händen der Nobili. Die Bürgerschaft ist von allen Magistratsstellen ausgeschlossen; und es fällt ihr nicht einmal ein, sich darüber zu beschweren; sie hat nicht einmal einen Stellvertreter im Magistrate. Der gemeine Rath, der sich im Rath oder Gemeinhause versammelt, vertheilt die obrigkeitlichen Aemter; und da er sich nur selten versammelt, so hängt diese Vertheilung lediglich von einer Kommission ab, die aus einigen Nobili besteht, und mit dem Herzoge und seinen Ministern einverständig ist.

Die Städte Reggio, Mirandola, Carpi und einige andere werden wie die Hauptstadt verwaltet. Die Nobili ernennen nach ihrer Willkühr zu den sehr unbedeutenden obrigkeitlichen Stellen; nur müssen sie, bei diesen Wahlen, den Gouverneur der Stadt zu Rathe ziehn.

Aus dieser Einrichtung folgt, daß das Herzogthum Modena ein aristokratischer Staat ist, und das Volk wie eine Heerde Schlachtvieh angesehen wird.

Auf dem Lande ist es anders. Zwar hat der Adel ein Uebergewicht, welches er in allen Staaten beibehalten wird, wo es nicht so weit kommt daß man ihn abschafft; allein wenn er auch Einfluß auf die Wahlen hat, so kann er sie doch nicht nach Gutdünken gebieten und einrichten. Jeder Landeigenthümer hat das Recht seine Stimme zu geben, und die verhandelte Sache zu untersuchen. Freilich giebt es zwischen diesen kleinen Gutsbesitzern und dem Landadel eine Menge Verhältnisse, die aus jenen

Sklaven, oder wenigstens Klienten dieser letztern machen, und bei ihnen für einen hinreichenden Bewegungsgrund gelten, allemal der Meinung des Monsignor zu seyn; so daß die Majorität immer von der Seite des Adels ist.

Doch will diese Gewalt überhaupt wenig sagen, weil alle Municipalitäten vom großen ökonomischen Rathe in Modena abhangen, und dieser Rath ganz unter der Ruthe des Ministeriums steht.

Alle Stadt- und Landgemeinen werden von ihren respektiven Obrigkeiten dirigirt, und müssen jährlich ihre Rechnungen beym ökonomischen Rath einschicken. Keine Obrigkeit darf die Ausbesserung einer Kirche, einer Brücke, einer Heerstraße befehlen, ohne vorher beim ökonomischen Rath eingekommen zu seyn. Sogar die nöthigsten, dringendsten Ausgaben müssen vorher in Anregung gebracht werden und genehmigt worden seyn. Dieser Rath untersucht die eingesandten Rechnungen auf das genauste, übergiebt sie sodann dem Minister des Innern; der sieht sie noch einmal nach, und legt sie dem Herzoge vor, der sie entweder unterschreibt oder verwirft. Diese verschiedene Prozeduren sind für die Obrigkeiten ein lästiges Joch; es sind ihnen allenthalben die Hände gebunden, und sie haben nicht einmal das Recht der Appellation, weil der ökonomische Rath im Grunde das bloße Werkzeug der Willensmeinung des Herzogs und seiner Minister ist.

Wäre es dem Menschen gegeben, entweder sein eigenes Daseyn, oder das Daseyn seiner Mitmenschen weit über die gewöhnlichen Grän-

zen des Lebens zu erstrecken, so würde dieser Zwang, worunter das Herzogthum Modena liegt, so lange Fürst Herkules regiert, erträglich seyn. Ungeachtet seine Hauptleidenschaft ein schändlicher Geiz ist, würden doch seine übrigen guten Eigenschaften, seine richtigen Einsichten über die Staatsverwaltung, sein natürlicher und ausgebildeter Verstand, der Keim der Gerechtigkeit und Billigkeit, der in ihm nicht erstickt ist, dieser Leidenschaft die Wage halten, seine Regierung zur väterlichen Leitung machen, und von seinem Volke das eiserne Joch der Willkühr entfernen, welches so viel Staaten unglücklich gemacht, und Frankreich selbst erst an den Rand des Verderbens gebracht, hiernächst zu einer Revolution gezwungen hat, die, wie ich mir schmeichle, nur mit der völligen Endschaft des Despotismus, ihr Ende haben wird. Allein was vermag die Regierung eines einzigen guten menschenfreundlichen Fürsten? Wie wenig dergleichen Ausnahmen, dergleichen Augenblicke einer sanften Regierung fruchten, und wie bald eine neue Regierung die schönsten Früchte der vorigen zerstören kann, beweisen zwei benachbarte Staaten, Neapel und Rom.

Die Aspasia von Modena.

Man pflegt zu sagen, Paris sei die einzige Stadt in Europa, deren Hetären *) den grie-

*) Ein Ausdruck, der bei den Griechen gewöhnlich war, dem französischen Courtisane entspricht, und da er wörtlich so viel bedeutet als Freundinn,

chischen gleich kommen. Die Lais, Phrynen, Aspasien pflegten die berühmtesten Philosophen bei sich zu sehen. Obrigkeitliche Personen, Redner, mächtiger als jene durch den Einfluß den ihnen ihre Beredsamkeit verschafte so oft sie die Sprachbühne betraten, mächtiger als der Feldherr, der mit Siegeskronen belastet, oft gezwungen war, sich vor einem liebenswürdigen, aber dabei eitlen, launigten, leichtsinnigen Volke zu rechtfertigen; alles drängte sich zu diesen Hetären, alles buhlte um ihren Beifall, der den Beifall der ganzen griechischen Jugend, womit jene beständig umgeben waren, zur Folge hatte.

Man wird Mühe haben zu glauben, daß Modena eines dieser seltenen Wesen besitze, welches mit gewissen Gewohnheits- und Temperamentsschwächen so viel Talente aller Art zu vereinigen weiß. Die Signora Katharina Bonafini sieht zwar keine Sokrates, keine Alcibiaden, keine Ueberwinder der persischen Monarchie bei sich ein- und ausgehen; so viel kann man aber versichern, daß ihr Haus der Sammelplatz der besten Gesellschaft in Modena ist.

Katharina Bonafini hat von der Natur die schönste Gestalt, den feinsten edelsten Wuchs, vielen Verstand, und vor allen Dingen einen Anstrich von jungfräulicher Bescheidenheit erhalten, den die Kunst nie erreichen kann. Sie war von ihrer Kindheit an bestimmt,

feiner und angenehmer als die eingeführten deutschen Benennungen klingt. Wieland gebraucht ihn in seiner Uebersetzung des Lucian. A. d. U.

Opernsängerinn zu seyn, hat ihr Talent auf den vornehmsten Bühnen von Europa gezeigt, und allgemein verdientes Lob eingeerndtet. Wer sie sieht, wer sie hört, vergißt was sie gewesen ist, bewundert sie, schätzt sie hoch, und fühlt etwas in sich das an Liebe gränzt.

Dieses wirklich verdienstvolle Frauenzimmer hat mit der berühmten Ninon viel Aehnlichkeit; besitzt, wie sie, die Tugenden des rechtschaffenen Herzens, und ist nicht so sehr, wie jene, der Veränderung in der Liebe, die der sinnlichen Wollust so nahe kommt, unterworfen. Ihre Reisen und ihr musikalisches Talent haben ihr viel eingebracht; sie hat allerorten reiche Liebhaber und Gönner gefunden, und sich ein Vermögen gesammelt, wovon sie in Modena auf einem anständigen Fuße leben, und auf den ausgesuchtesten Umgang Anspruch machen kann. Als ich in Modena war, sagte man sich ins Ohr, daß der polnische Graf Solticki ihr Anbeter sey, und von ihren Reizen immer mehr und mehr gefesselt, in ganzem Ernste darauf bedacht sey, allen eingeführten Vorurtheilen zum Trotze sie zu seiner Gemahlinn zu machen. Die Sache ist möglich; und der vortheilhafte Eindruck, den dieß Frauenzimmer auf mich gemacht hat, läßt mich wünschen, diese Möglichkeit in Wirklichkeit verwandelt zu sehen. In diesem Falle würde er es seyn, bei dem ich meinen aufrichtigen Glückwunsch abstatten würde. Wenn man von dem Vergangenen auf die Zukunft schließen kann, so würde er gewiß einer der glücklichsten Ehemänner von der Welt seyn, sobald er es nur

vergessen könnte, daß seine Gemahlinn, vor ihrer Bekanntschaft mit ihm, ihrer völligen Freiheit genoß. Noch etwas zu ihrem Lobe. Man hat ihr nie mehr als einen Liebeshandel zu gleicher Zeit nachgesagt: sie hat nie den Neid wider sich erregt, weil sie ihn nicht durch einen beleidigenden Luxus gereizt, weil sie durch zu weit getriebene Pracht sich nie über ihresgleichen zu erheben gesucht hat. Ihr Umgang besteht aus lauter liebenswürdigen ausgebildeten Leuten; Staatsbediente, obrigkeitliche Personen suchen ihn, benutzen ihn gern; alle Fremde machen ihr die Kour, bloß um die Reize ihres Verstandes kennen zu lernen. Katharina hat noch einen Zug mit der berühmten Ninon Lenclos gemein; man könnte ihr die Erziehung eines jungen Menschen auftragen, ohne befürchten zu dürfen, daß sie seine Unerfahrenheit sich zu Nutze machen und ihn zu Ausschweifungen verleiten würde, die so oft das Unglück ganzer Familien zur Folge gehabt haben.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Zu meiner Zeit war dieses Departement dem Grafen Monarini anvertraut. Es ist eines der wichtigsten, weil der Chef desselben zugleich beständiger Präsident des obersten Oekonomieraths ist. Man sehe, was die Verrichtungen dieses Konseils betrift, den Abschnitt Municipalitäten nach.

Graf Monarini war damals ungefähr fünf und funfzig Jahr alt; er ist klein, untergesetzt; hat eine sehr gemeine Physiognomie die wenig Verstand andeutet, und seine Physiognomie — betrügt nicht.

Um meinen Satz zu beweisen, darf ich nur einige Reden niederschreiben, die er sich in meiner Gegenwart erlaubt hat. Alsdann wird man das Maaß der Seelenkräfte eines Mannes haben, dem sein Souverain zwei der wichtigsten Stellen im Staate anvertraut hat.

Monarini hat fünf bis sechs Jahr in Deutschland, ja sogar in Wien gelebt. Ein so langer Aufenthalt in der Hauptstadt des deutschen Reichs, diesem Mittelpunkte aller politischen Angelegenheiten, hätte ihn mit der Reichsverfassung einigermaßen bekannt machen sollen. Es kam einst die Rede auf das Herzogthum Baiern, auf die innere Stärke, auf die Einkünfte dieses Staats. »Baiern, sagte der Minister mit »einer wichtigen Miene, enthält fünftehalb Mil»lionen Einwohner, und wirft fünf und zwan»zig Millionen Gulden ab.« — Zehn dergleichen Gulden machen einen französischen Louis-d'or aus. Man urtheile! — und erlaube mir mein Urtheil über diesen Minister des auswärtigen Departements.

Ein andermal kam man auf den Kornhandel zu sprechen. Monarini sagte mit seiner gewöhnlichen Wichtigkeit: »Freiheit des Korn»handels ist ein Verstoß wider die gesunde Ver»nunft. Ein gutverwalteter Staat muß vor »allen Dingen einen Mittelpreis bestimmen, »und dieser festgesetzte Preis muß sodann die

»Richtschnur seyn, ob man die Ausfuhr hem-»men oder losgeben soll. Alles was aus ei-»nem andern Grundsatze hierüber gesagt und »geschrieben worden ist, gehört zu den fieber-»haften Träumen sogenannter Staatsmänner, »die nicht einmal im Stande wären, ein Dorf »zu beherrschen.«

Ich nannte Seiner Excellenz den wackern Türgot, der nicht ganz seiner Meinung wäre. »Desto schlimmer, sagte er, desto schlimmer. »Es läßt sich weiter nichts daraus abnehmen, »als daß Ihr Türgot, wie Sie ihn nennen, »ein bloßer Ignorant war, dem man nicht ein-»mal eine Schreiberstelle in der Staatsverwal-»tung hätte anvertrauen sollen.«

Nach diesen Worten schien Se. Excellenz ungemein mit sich zufrieden, und sah sich nach Beifall um. — Und dieses ist der Mann, der in Modena zwei Hauptstellen vereiniget, das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und die Finanzen!

Wenn man in ihm den Geschäftsmann absondert, und den bloßen Gesellschafter betrachtet, so ist es ein ganz guter Mann; sobald er sich aber in seinem diplomatischen Glanze zeigen will, spielt er für sich allein eine vollständige Pantomime. Alsdann sieht man ihn in Reflexionen vertieft; er macht den Zerstreuten bis zu einem unleidlichen und unerlaubten Grade, fährt oft mit den Händen in seine Haare und schüttelt sein weises Haupt, wie ein zweiter Jupiter, der eine zweite bewaffnete Minerva hervorbringen will. Zu andern Zeiten hat er ordentlich Vapeurs, wie das Frauenzimmer,

klagt über Spleen und Kopfweh. Kurz, man sollte denken, die Last von ganz Europa ruhe auf seinen Schultern, und seine Hand gebe dem großen Schwungrade, welches die Welt in Bewegung setzt, diejenige Richtung, die für sein Vaterland die vortheilhafteste ist.

Ich habe alle Höfe Europens besucht, und im Ministerio viel possierliche Originale gefunden; aber kein so lächerliches, kein so unwissendes als ihn. Kennt Graf Monarini die übrigen Staaten Europens nicht besser als Baiern, so ist es sein Glück — Minister bei einen kleinen Fürsten zu seyn, der beinahe nichts mit den europäischen Mächten zu verhandeln hat.

Sein Triumph, seine Freude ist, wenn er eine Verordnung ausgeben kann. Hat er den Eingang zu irgend einem Edikte, einem ökonomischen Gesetze aufgesetzt; hat er einen Befehl ausgehen lassen; so ist er in seinen Augen der erste Gesetzgeber der Erde. Seiner Meinung nach besteht die Weisheit einer Regierungsverwaltung darin, so viel Verordnungen als möglich zu machen und — zu widerrufen; und wenn die Sache von ihm abhinge, so würde der Staat von Modena gewiß der gequälteste von allen Staaten seyn.

Ich habe die Neugierde gehabt, mich nach den Einkünften dieses neuen Sülly zu erkundigen; man hat mir gesagt, sie beliefen sich auf — vierhundert Zechinen; mit dem Zusatze, daß seine Stelle als Präsident des ökonomischen Raths mit verschiedenen nicht unbedeutenden Vortheilen verbunden wäre.

Der Minister des Innern.

Graf Bartholomäo Scapinelli ist Minister des Innern. Ich ward ihm vorgestellt, und die Art wie er mich empfing, befremdete mich. Sie war so freundschaftlich, so zutraulich, so offen, als wären wir einander nicht fremd, sondern seit vielen Jahren mit einander bekannt.

Das erste, wovon mich Se. Excellenz unterhielt, war die Wichtigkeit seines Postens, die Beschwerlichkeiten seines Postens, die Centnerlast der Audienzen, die vielen Bittschriften die er durchlesen, die vielen Antworten die er entwerfen müßte, und vor allen Dingen, die häufigen Konferenzen die er mit Sr. Durchlaucht hätte, dessen heller Scharfsinn ihn nicht selten in Verlegenheit setzte: »Denn (setzte er »bescheiden hinzu) man muß unendlich viel »Verstand besitzen, um mit diesem Fürsten ar»beiten zu können.« Zuletzt versicherte er mich mit vieler Bonhommie, daß er sich bei seinen vielfältigen schweren Arbeiten, alle Morgen und Abende dem Beistande des lieben Gottes und der Jungfrau Maria empföhle, weil er ohne besondere Hülfe des Himmels, dieses Brunquells aller Gnaden und Gaben, damit nicht zu Ende kommen würde. Ich glaubte keinen Staatsminister, sondern einen Kapuziner auf der Kanzel zu hören; und es fehlte weiter nichts, um die Täuschung vollkommen zu machen, als der lange Bart und die seraphischen kleinen Insekten darin.

Wie er 1788 zum Minister des Innern ernannt

nannt wurde, versicherte er den Herzog; wenn er die Ehre, die ihm Se. Durchlaucht zudächte, hätte voraussehen können, so würde er sich durch ein fortgesetztes Studium der zu dieser Stelle erforderlichen Kenntnisse dazu vorbereitet haben. »Jetzt fange ich in ganzem Ernste »an zu bedauern (setzte er hinzu), daß ich alle »meine Zeit auf Dichtkunst und Musik verwen»det habe.«

Der naive Scapinelli hat mir unter andern vertraut, daß er die Geschichte seiner Jugend entworfen hätte. »Ich habe sie in Rimè »sciolte und in Stanzen geschrieben, wie Tas»so und Ariost, und das Werk meiner Tochter »zugeeignet.«

Ein andermal sagte er mir seufzend: »Mei»ne Laufbahn ist mit Mühe und Verdruß be»säet. Alle Tage, wenn ich fünf bis sechs »Stunden lang Audienz gegeben habe, ermü»det mein Kopf und mein Gehirn wogt.« — Hier unterbrach ihn ein Bedienter, der ihm eine große Mappe voll Bittschriften und anderer Papiere brachte. Bei diesem Anblick machte er zwei bis dreimal das Zeichen des heil. Kreuzes. Uebrigens ist dieser Schwachkopf ein vollkommen rechtschaffener Mann, der in einer allgemeinen Achtung steht, weswegen ihm auch einzig der Herzog seinen Posten anvertraut hat. Beiden gereicht unter diesem Gesichtspunkte die Wahl zur Ehre; dem Herzoge dient dabei noch zur Entschuldigung, daß er selbst das Innere seines Landes regiert, und über alle seine Minister ein wachsames Auge hat.

Modena hat auch einen Kriegsminister. Es

ist ein bloßer Titel, ohne damit verbundene Verrichtungen zu haben. Er ist dem Vater des oben erwähnten Grafen Monarini beigelegt worden.

Mirandola und Reggio.

Diese beiden Herzogthümer sind jetzt mit Modena vereinigt. Reinhold, Franz III. Vater, hat das erste käuflich an sich gebracht, und es dem Kaiser Karl VI. baar bezahlt.

Ich bin ganz eigentlich nach Mirandola gereiset, um des berühmten Grafen Greco Bekanntschaft zu machen. Einer seiner Freunde hatte es über sich genommen, mich ihm vorzustellen.

Graf Greco ist sehr reich; er hat vier tausend Zechinen jährlicher Einkünfte, welches für einen Ort, wo die Lebensmittel noch wohlfeiler als zu Modena sind, ein unermeßliches Vermögen ist.

Der Pallast, den er bewohnt, ist prächtig. Er führt einen köstlichen Tisch, und hält für seine Freunde offene Tafel; gegen Fremde ist er überaus gastfrei, wenn ihr Verstand seiner Aufmerksamkeit würdig ist. Er hat eine sehr schöne Bibliothek, eine herrliche Gemählde- und Kupferstichsammlung und ein Münzkabinet von mehr als acht tausend Medaillen.

Ich schätze sein Alter auf vierzig. Er ist viele Jahre auf Reisen gewesen, und nicht ohne Nutzen. Paris, London und andre Hauptstädte haben seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, seine Kenntnisse erweitert und seinem natürlichen Verstande Nahrung gegeben. Spal-

lanzani, dessen ich in diesem Werke bereits erwähnt habe, schätzt ihn ungemein. Er steht mit verschiedenen Gelehrten in Korrespondenz, und seine süßesten Augenblicke sind die, welche er dem Geräusche der Gesellschaft abmüßigen und den Musen widmen kann.

Er war so gefällig, mich zu begleiten und mir die Stadt zu zeigen. Der regierende Herzog hat die Festungswerke abtragen lassen, weil er dafür hält, daß es in einem kleinen Staate keine Festungen geben muß, weil sie in Kriegszeiten ein Spiel der kriegführenden Mächte sind, die sie wechselseitig besetzen. Er meint, daß Modena im Kriege nicht so viel gelitten haben würde, wenn man diese Methode früher beobachtet hätte.

Mirandola ist klein, aber hübsch, und niedlich gebaut. Die Stadt hat, wie Modena, etwas ungemein einladendes. Sie mag ungefähr eilf tausend Einwohner enthalten. Es giebt einige reiche Familien darunter, aber in kleiner Anzahl. Alles übrige ist arm, ungeachtet der Adel zahlreich ist.

Ich bin nicht nach Reggio gekommen, habe aber hinreichende Erkundigungen von dem Orte eingezogen. Er hat funfzehn tausend Einwohner, vielen Adel und einen Bischof. Das Gouvernement bringt dem Herzog jährlich tausend Zechinen ein. Sonst hatte die Stadt einen besondern Gouverneur aus dem Hause Este; jetzt ist es anders. Die Einwohner sind nicht reicher als zu Mirandola; und der Adel hat Mühe, selbst bei dem wohlfeilen Preise der Lebensmittel, standesmäßig zu bestehen. Alle

Jahre ist in dieser Stadt ein berühmter Jahrmarkt, der von Fremden aus verschiednen Nationen stark besucht wird. Die Armen von Reggio haben durch den Tod der unglücklichen und verläumdeten Herzoginn von Modena, die häufige Almosen unter sie zu vertheilen gewohnt war, viel verloren.

Das Militair.

Franz III. hatte sich der Eitelkeit überlassen, einige Jahre hindurch ein Militair, welches die Kräfte seines Staats und seiner Finanzen weit überstieg, zu unterhalten. Er gebrauchte es, wie er vorgab, um die festen Plätze im Meiländischen zu besetzen; und wirklich deckte er eine Zeitlang diese Provinz. Im siebenjährigen Kriege hatte sich Maria Theresia genöthigt gesehen, die modenesischen Truppen in ihren Sold zu nehmen: sie bezahlte sie auf den österreichischen Fuß; allein der Herzog behielt ihnen über ein Drittel des Soldes zurück. Auf diese Weise sah er sich in dem Stande, sie noch einige Jahre nach dem Frieden beizubehalten; allein wie der Versuch mit Ferrara übel ablief, dankte er einen Theil seiner Regimenter ab, und behielt nur in allem drei bis vier tausend Mann, welches zur Deckung seines Landes und zur Besetzung seiner Festungen mehr als hinreichend war.

Sobald Franz III. die Augen geschlossen hatte, beschäftigte sich Herzog Herkules mit einer Totalreform in seinem Militair, und behielt nur ein Regiment Garde bei, welches aus

neun hundert Mann besteht, und mit den Offizieren und dem Unterstabe ungefähr tausend Mann ausmacht. Dieses Regiment hat zwölf bis vierzehn Kompagnien. Die Uniform ist blau mit rothen Aufschlägen und weißen Unterkleidern: gerade die Farben der französischen Revolution. Sollte dieß eine Vorbedeutung seyn? ......

Dieses Regiment ist an die Stelle des bekannten Regiments della Pallude gekommen, welches Franz III. bei Gelegenheit des Krieges von 1740 errichtete, als er mit Frankreich und Spanien ein Bündniß schloß. Diese Allianz und dieser Krieg hätten beinahe für ihn die schlimmsten persönlichen Folgen gehabt; denn ohne seinen Minister Sabatini, der ihn bei Velletri rettete, wäre er in die Hände der Kaiserinn Maria Theresia gefallen, die sich ohne Bedenken seiner Person und seiner Staaten bemächtigt, und ihm die Freiheit und vielleicht das Leben geraubt haben würde. Zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte sich das Haus Gonzaga, welches wider seinen Willen mit in den spanischen Successionskrieg gezogen worden, durch eben diese Macht, die damals so furchtbar und so gefürchtet war, seiner Staaten beraubt gesehen.

Die Gefahr, in welcher Herzog Franz sich befunden, schwebt dem Geiste seines Sohnes beständig vor. Herkules hat einsehen gelernt, daß für einen kleinen Fürsten nichts unpolitischer seyn kann, als sich in die Händel und Streitigkeiten seiner mächtigern Nachbarn zu mischen. Er hat dieß zu seiner Hauptmaxi-

me gemacht, und das Beispiel jener Fürsten nicht vergessen, die mit dem Verluste ihrer Staaten für einen Krieg gebüßt haben, worin sie sich, ohne daß es ihr Staatsinteresse erfoderte, eingelassen hatten. Um einer ähnlichen Gefahr zu entgehen, oder wenigstens um sie von sich zu entfernen, hat er alles, was einer bewaffneten Macht von weitem ähnlich sieht, abgeschaft, und lebt eben so eingezogen und prunklos, als sein Vater glänzend und prachtvoll gelebt hatte.

Daher hat er auch alle Festungswerke abtragen lassen. Modena und Mirandola sind keine Festungen mehr. Es liegt in seinen gesammten Staaten nur noch eine kleine Bergveste, die ungefähr dreißig Mann vom Regiment Garde zur Besatzung hat.

Da ihn das unpolitische Benehmen seines Vaters, so zu sagen, an das Haus Oesterreich gefesselt hat, so muß er sich freilich stellen, als finde er das Joch, das er trägt, leicht und angenehm. Allein man bemerkt bald, daß er bloß aus Furcht so handelt und spricht. Er weiß es, daß der geringste Widerspruch den er dem Systeme dieses mächtigen und herrschsüchtigen Hauses entgegen setzte, ihn der größten Gefahr aussetzen würde, seine Staaten zu verlieren, da sich Oesterreich so oft des geringsten Vorwandes bedient hat, seine Domainen auf Kosten der Schwächern zu erweitern. Er vermeidet daher alles, was diesem Hause im mindesten auffallen könnte, und spricht von dem römischen Käiser nie anders als mit der größten Ehrerbietung.

Das einzige Infanterieregiment, welches er beibehalten hat, wird sehr gut unterhalten. Die Soldaten sind gut mondiert, gut bewaffnet, tragen Kaskets und haben ein martialisches Ansehen. Ich habe sie manövriren gesehen; sie könnten es mit den österreichischen Truppen aufnehmen, ohne bei der Vergleichung zu verlieren. Ich habe mit vielen Offizieren Bekanntschaft gemacht; es sind mehrentheils Ausländer. Ich habe sie liebenswürdig, und in ihrem Dienste äußerst pünktlich gefunden. Ihr Sold ist gering und dem Grade worin sie stehen, angemessen; aber in Modena ist alles wohlfeil, so daß dieser Sold, in Verhältniß mit dem übrigen, hinreicht.

Herzog Franz hielt sich eine zahlreiche Leibwache. Sein Sohn hat in allem funfzig bis sechszig Mann, die Offiziere mit inbegriffen: genug für einen Fürsten, der anstatt sich mächtig zu zeigen, alles vermeiden muß, was für ein Kennzeichen der Macht angesehen werden könnte. Dabei paßt dieses politische System zu seinem ökonomischen Systeme vortreflich; und sey es Sparsamkeit oder Furcht, genug der Erfolg hat die Klugheit dieser Maaßregel bewiesen, denn seit der Regierung dieses Fürsten hat er keinen Streit mit irgend einer benachbarten Macht zu führen gehabt, wenn man eine Kleinigkeit mit dem römischen Hofe, wegen einer Brücke die er über den Panaro hatte bauen lassen, ausnimmt. Der Papst hätte sich diesem Unternehmen nicht einmal widersetzt, wenn seine Legaten zu Bologna und Ferrara ihn nicht aufgehetzt hätten. Diese beiden geist-

lichen Herren hatten einen Groll auf den Herzog geworfen, der sich einige Scherze auf ihre Rechnung erlaubt hatte, und suchten eine Gelegenheit sich zu rächen. Sie fanden sonst keine als diese, und waren sogleich bereit dazu; als wenn es noch der Beispiele bedürfte zu beweisen, daß der Priesterstand alles, sogar das allgemeine Beste aufopfert, wenn er nur das edle Vergnügen der Rache genießen kann.

Die Geistlichkeit.

Vorzeiten war das Land Modena mit Klöstern beiderlei Geschlechts überladen. Franz III. war weise genug, einen Theil davon einzuziehen; Herkules ist in seine Fußtapfen getreten, und hat wohl daran gethan; vielleicht hätte er noch besser gethan, wenn er in der Hauptstadt von zwei und dreißig Pfarrkirchen, wovon ein Drittel hinreicht, zwei Drittel abgeschaft hätte.

Vor seiner Regierung war die Anzahl dieser Kirchen noch größer; sie stieg auf ein und funfzig, und dieß beweist die heilige Einfalt der mönchischen Regierung. Ungeachtet in Modena viel Andächtelei herrscht, ist man daselbst ziemlich tolerant, und ich habe nicht gehört, daß irgend jemand um seiner religiösen Meinungen willen beunruhigt worden wäre.

Das Bisthum Modena bringt drei tausend fünf hundert römische Thaler ein, und das zu Reggio ungefähr vier tausend. Der Bischof ist ein natürlicher Sohn des Herzogs Franz, und des regierenden Herzogs halbbürtiger Bruder.

Er besitzt auch die Abtei Nonantola, die ihm nach Abzug starker darauf haftenden Annuitäten dreitausend einhundert Thaler abwirft, und mit jedem Jahre mehr einbringen wird, weil mit jedem Jahre einige der Interessenten sterben. Das kleine Bisthum Carpi trägt nur sechzehn hundert Thaler ein. Der Bischof von Modena steht unter dem Metropoliten und Erzbischof von Bologna, und der zu Carpi allem Anschein nach auch.

Der Kirchsprengel zu Modena hat hundert drei und achtzig Pfarren unter sich stehen. Der von Reggio zwei hundert und zwanzig; das kleine Bisthum Carpi nur sechzehn.

Der Bischof von Reggio erkennt bloß den Papst über sich, und seine Abtei zu Nonantola hat eine viel weitläuftigere Gerichtsbarkeit als das Bisthum Carpi. Außer zehn Pfarren, die unter ihm stehen, hat sie noch über zehn andere in der Grafschaft Bologna, und über verschiedene Annexen zu gebieten.

Man weiß, daß das Haus Este den Verfolgungen des römischen Hofes eine geraume Zeit ausgesetzt gewesen, und zuletzt des Herzogthums Ferrara beraubt worden ist. Das Interesse der Herzoge von Modena erforderte also, daß sie, sobald sie sich mächtig genug dazu fühlten, den Ungerechtigkeiten der Päbste, der Treulosigkeit des vaticanischen Hofes and allen Mißbräuchen der römischen Hierarchie die Spizze böten; und kaum waren sie im Stande dieses eiserne Joch abzuschütteln, als sie die Flügel des hämischen Raben beschnitten, und die

Nester und Raublöcher seiner Brüder und Genossen über die Hälfte zerstörten.

Der Herzog von Modena hat in seinen Staaten eine vollkommen despotische Gewalt. Seine Geistlichen sind ihm so gut unterworfen, wie seine übrigen Unterthanen. Priester und Mönche, diese in andern Ländern durch ihre Kühnheit und Unverschämtheit so gefährliche Bruth, sind in seinem Lande ohne Kraft und Nachdruck. Sei es Nationalkarakter oder Furcht oder Politik, genug, ich habe bei ihnen eben so viel Einfalt, Gutmüthigkeit und wahre Gefälligkeit, als bei dem Reste der Nation gefunden.

Ueberblick von Modena.

Das Haus Este ist eines der ältesten von Europa. Es hat mit dem Hause Braunschweig einen gemeinschaftlichen Ursprung, und verliert sich in die Nacht des Alterthums. In der Folge der Jahrhunderte hat die Folge der Begebenheiten diese beiden Häuser so getrennt, daß sie nur noch freundschaftliche Verbindungen mit einander pflegen, ohne der nähern Bande der Blutsfreundschaft zu erwähnen, die von der Zeit längst aufgelöset seyn müssen. Einige spätere Bündnisse und einzelne Traktaten sind jetzt die einzigen Bande, wodurch sie noch vereiniget werden.

Das Haus Este ist gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts zur Souverainität gelangt. Obizo II. war der erste, der den Nahmen eines Markis annahm.

Die Hauptstadt dieses Herzogthums ist, wie ich schon bemerkt habe, eine der anmuthigsten Residenzen. Modena liegt ein und zwanzig Meilen von Bologna, funfzehn von Reggio, dreißig von Parma, und nicht weit vom adriatischen Meere, womit es vermittelst eines Kanals und zweier Flüsse zusammenhängt.

Der Herzog von Modena ist mächtiger, als man in Frankreich glaubt. Sein Land ist fünf und zwanzig Meilen lang und zwölf Meilen breit; es enthält ungefähr dreihundert Quadratmeilen. Die Volksmenge beträgt dreimalhundert und ein und sechzig tausend Seelen. Sobald man das den Franzosen so gewöhnliche Vorurtheil, welches alle Länder, die die Vergleichung mit Frankreich nicht aushalten können, für klein und unbedeutend hält, fahren lassen will, wird man finden, daß der Staat von Modena unter den Staaten vom zweiten Range eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Die modenesischen Staaten sind um ein Viertel größer als das Herzogthum Parma, und die Volksmenge um ein Drittel. Dennoch hatte der Infant Don Philipp, so lange Tillot an der Spitze des Ministeriums stand, weit mehr Einfluß und Gewicht in der politischen Wage, als der Herzog von Modena. Dieß Problem läßt sich leicht auflösen. Es ist bekannt, daß Staaten von geringem Umfange, wenn sie von thätigen Fürsten beherscht wurden, es den größten Monarchien zuvorgethan haben. Was war Preußen vor der Regierung Friedrich des Einzigen? Don Philipp, geleitet von seinem Minister Tillot, unterstüzt durch die

beiden Zweige des bourbonischen Hauses, widerstand dem römischen Hofe, führte eine laute Sprache, fiel über die so lange, so heilig verehrte Bildsäule der öffentlichen Meinung her, erschütterte ihre Grundfeste, verbesserte eine unzählige Menge kirchlicher Mißbräuche, unterwarf Priester und Mönche den Gesetzen des Landes, die sie bis dahin verkannt und verlacht hatten, trotzte den Blitzen des Vatikans, und stumpfte die Dolche der päpstlichen Bullen durch noch nie gewagte Spottreden ab. Zu gleicher Zeit machte Tillot im Innern des Landes die heilsamsten Einrichtungen, zog seine Landsleute, die Franzosen, hinein, lockte sie durch Wohlthaten und Vortheile, stiftete Akademien; mit einem Worte, beschäftigte sich einzig und allein mit dem Glanze und dem Glücke des Landes, das seiner Sorge anvertraut war. Die benachbarten Staaten, so wenig als die Landesbewohner selbst konnten begreifen, wie mit so schwachen Hülfsquellen, er dem Ganzen ein so imposantes Ansehn zu geben gewußt hatte. Man wußte aber nicht, daß Tillot alles mit Gewalt betrieb; daß er das Herzogthum Infantado, des Herzogs von Parma Apanage, an Spanien verkauft hatte; daß er aus dieser und mehrern andern Besitzungen seines Herrn in der spanischen Monarchie, unermeßliche Summen, und noch überdieß von dem madriter und versailler Hofe ansehnliche Hülfsgelder unter dem Namen eines Geschenks gezogen hatte.

Aller dieser Hülfsquellen und des äußern Glanzes ungeachtet, litt der Staat unter einer

solchen Anstrengung der Kräfte ungemein. Tillot fiel in Ungnade; man untersuchte die Rechnungen, und nun zeigte sich ein ungeheures Defizit. Der Staat seufzte unter dem Drucke einer Schuldenlast die auf sich selbst beruhte, und täglich durch die Sottisen des Herzogs und noch mehr der Herzoginn zugenommen hat, so daß er jetzt außer Stande ist, seine Gläubiger anders zu befriedigen, als wenn er seine Zuflucht zu dem französischen gewaltsamen Mittel nimmt, und mit den Gütern der Geistlichkeit bezahlt.

Dieses sind die wahren Ursachen des Vorzugs, den eine Zeitlang Parma über Modena gehabt hat. Allein, sobald dieser erborgte Glanz aufgehört hatte, stand Parma seinem Nebenbuhler, wie vorher, an Bevölkerung, Größe und Einkünften, wieder nach. Und da eine der Finanzoperationen des Ministers von Parma darin bestanden hatte, die Güter der Gemeinen an sich zu ziehen, so hat sich der Staat diese Hülfsquelle auf die Zukunft verstopft. Hingegen genießt Modena, bei einer weisen und mäßigen Staatsverwaltung, noch aller seiner Besitzungen. Ungeachtet der Neigung des Herzogs zum Sparen und Sammeln, bedient er sich doch keines Mittels, wodurch seine Unterthanen verarmen könnten. Anstatt sich der Kapitalien zu bemächtigen die den Stadt- und Landgemeinen zugehören, hat er ihnen oft von dem Seinigen ansehnliche Summen vorgeschossen, um ihre anderweitigen Schulden zu tilgen; und da er ihr einziger Gläubiger ist, so hat er bei der Erhaltung ihres Ver-

mögens das meiste Interesse, und ein wachsames Auge darüber. Jede Gemeine hat ihre besondern Einkünfte. Die Stadt Modena hat jährlich dreißigtausend Zechinen. Hätte es der Herzog von Modena wie der zu Parma gemacht, so hätte er seine Einkünfte zwar verdoppeln können; allein er ist zu scharfsinnig, um einen so groben Fehler zu begehen; und jetzt weniger als jemals, wird er auf eine solche Erpressung bedacht seyn, da er mit allen übrigen Fürsten die Furcht vor einer nähern oder entfernteren Revolution theilen muß.

Sonst besaßen die Herzoge zu Modena ansehnliche Güter in Ungarn, die ihnen bis achtzigtausend Gulden einbrachteu. Mich dünkt aber, als habe ich sagen gehört, daß diese Güter den Brautschatz der Tochter des regierenden Herzogs ausmachten, als sie ihr Großvater mit dem Erzherzog Ferdinand vermählte Diese unglaubliche, unnatürliche Verbindung giebt dem Hause Este den letzten Stoß; und auf solche Weise hat das Haus Oesterreich die meisten seiner weitläuftigen Besitzungen an sich zu ziehen gewußt.

Die Einkünfte des Herzogs Herkules bekommen jährlich einen Zuwachs von achtzigtausend Zechinen. Er findet Mittel sie sogleich unterzubringen; denn keinen andern Gebrauch weiß er vom Gelde zu machen, als es auf Zinsen zu geben: dieß ist seine Sorge, seine Freude. Wenn er nur seine Kapitalien im Lande selbst unterbrächte, so würde das Geld nicht für den Umlauf verloren seyn, und seinen Unterthanen könnte es dann einerlei seyn, ob er sparsam

oder geitzig ist. Der einzige Unterschied würde in den Zinsen liegen, und das Kapital selbst dazu dienen, den Ackerbau, den Handel, die Fabriken zu heben, und die Konkurrenz mit den benachbarten Staaten wiederherzustellen.

Allein besondre Gründe widersetzten sich einer Einrichtung, die eine wahre Wohlthat für das Land seyn würde. Herkules ist einmal mit der Heurath seiner Tochter unzufrieden; ihm ist ihr Karakter und der Karakter seines Eidams bekannt; er ist überzeugt, daß sie sich vier und zwanzig Stunden nach seinem Tode in den Besitz seiner Domainen setzen werden. Wenn nun seine ersparten Kapitalien im Lande selbst vertheilt stånden, so würden sie als ein Theil der Erbschaft angesehen werden, und in die Hånde seiner måchtigen Verwandten fallen, die sie gewiß nicht mit seinem natürlichen Sohne theilen würden. Um diesem eine recht große sichere Apanage zu hinterlassen, bringt er alle seine Gelder im Auslande unter, und gebraucht eine Vorsicht, die an einem Privatmann lobenswürdig wäre, an einem Fürsten hingegen tadelhaft wird, weil er sein Land dadurch außer Stand setzt, aus diesem Gelde Vortheil zu ziehen.

Betrachtungen.

Die französische Revolution erfüllt alle Potentaten mit einer gegründeten Furcht. Allenthalben gebraucht man die äußerste Vorsichtigkeit, um den Umlauf der Neuigkeiten zu verhindern. In dem größten Theile von Italien

sind alle französische Journale verboten. Die Zeitungsschreiber haben Befehl, nichts in ihre Zeitungen einzurücken, was dem Volk über sein wahres Interesse die Augen öffnen könnte; und wenn sie die Erlaubniß erhalten, die Neugierde der Müßiggänger zu füttern, so zwingt man sie ihre Erzählungen, ihre Berichte, ihre vorgetragenen Thatsachen so zu verstümmeln, zu versetzen, zu isoliren, daß sie denjenigen, die Zeugen von der Sache gewesen sind, ganz unkenntlich scheinen, und nichts weniger als den Nahmen der Wahrheit verdienen. Der Herzog von Modena folgt hierin der gebahnten Straße; er vermeidet alles, was den blinden Glauben der Völker stöhren könnte: seine Edikte, Verordnungen und Mandate sind in eben dem Tone abgefaßt, den die benachbarten Fürsten führen.

Aller Bemühung ihn zu ersticken ungeachtet, breitet sich dennoch allenthalben der Freiheitssinn aus. Allenthalben keimen revolutionistische Ideen; allenthalben fängt das Volk an, zu denken, nachzuforschen, und das widersinnige einer Regierungsart zu fühlen, die einem einzigen Manne, dessen Privatvortheil mit dem allgemeinen Vortheil fast immer im Gegensatz steht, alle Gewalt in die Hände giebt.

Die Stadt Reggio hat sich sogar die unerhörte Freiheit herausgenommen, ihrem Souverain eine kleine Lektion zu geben. Die Unternehmer des dortigen Schauspiels hatten sich einfallen lassen, an die Stelle der großen Oper mit Ballets eine Opera buffa einzuführen. Es war zur Zeit des großen Jahrmarkts, wo Bälle, Konzerte, Schauspiele und allerhand

Feten

Feten gegeben werden, die eine große Menge von Fremden beiderlei Geschlechts herbeilocken. Dieser ungemeine Zulauf ist für die Einwohner von Reggio mit vielen Vortheilen verbunden, deren Verlust sie nicht mit Gleichgültigkeit und ohne Murren ertragen würden. Da nun eine Opera buffa mit ihren unbedeutenden kleinen Ballets einen großen Theil der Fremden nicht befriedigen kann, so stand zu befürchten, daß sie sich nicht in so großer Menge einfinden, und folglich die Einwohner einen Theil ihrer gemachten Einrichtungen und Spekulationen verlieren würden. Daher entstanden Vorstellungen und Klagen; diese gingen in lautes Murren, endlich in Drohungen über. Die Regierung, die dergleichen Widersetzlichkeiten nicht gewohnt war, schickte Truppen ab, um die Gährung zu dämpfen. Die Einwohner in Reggio schlossen ihre Thore zu, lachten die Soldaten aus und behaupteten sich einige Tage lang in der Stadt. Zuletzt ward Friede; allein das Volk gab nicht die ersten guten Worte, das Volk erhielt keinen erniedrigenden Pardon; sondern der Hof ließ sich zuerst in Unterhandlungen ein, zog seine Truppen zurück, versprach die Fortsetzung der großen Opern und gab die gehörigen Befehle dazu. Nun kehrte alles, wie man sagt, zur Ordnung zurück, und diese heilsame Lektion in einer Angelegenheit, die eigentlich nur die Einwohner von Reggio anging, war hinreichend dem Herzoge und seinen Ministern zu zeigen, daß das Volk anfing seine Rechte kennen zu lernen, und nicht mehr gesonnen wäre sich der Willkühr einzelner Tyrannen skla-

visch zu unterwerfen. Diese Kleinigkeit hat noch zu einer zweiten Erfahrung Anlaß gegeben; das Volk hat nämlich einsehen gelernt, das es ihm ein geringes wäre, ein Ansehen, welches die Großen seit so vielen Jahrhunderten an sich gerissen, wieder zu erobern.

Der Herzog von Modena hat keinen Sohn, der seinen Namen fortpflanzen darf; also kann ihm die kleine Eitelkeit, der eigennützige Bewegungsgrund, seiner Nachkommenschaft eine Souverainität zu hinterlassen, die er selbst von seinen Vorfahren geerbt, nicht abhalten, eine heldenmüthige Handlung zu begehen. Er könnte den Namen Este auf ewige Zeiten berühmt und groß machen; er könnte den Despoten, seinen Zeitgenossen und Brüdern, ein Beispiel geben, welches ihn mit unsterblichem Ruhme krönen würde; er könnte — sein Volk in seine alten, ersten Rechte wieder einsetzen. Eine solche Wohlthat würde für ihn die unausbleibliche Folge haben, daß sein Volk sogleich alles, was er zum Vortheil seines natürlichen Sohnes einrichten möchte, bestätigen würde.

Zugleich würde ein solcher Schritt, bei der jetzigen Gefahr, bei dem heutigen Lauf der Dinge, das beste Mittel seyn, einer gewaltsamen Revolution zuvorzukommen. Die Zeiten haben sich verändert; die Politik muß sich mit ihnen verändern. Glücklich der Fürst und das Land, die diese große Wahrheit fühlen werden!

Es ist noch ein Bewegungsgrund, der den Herzog Herkules zur Ablegung des Despotismus vermögen sollte. Der geheime Haß, den er dem Hause Oesterreich geschworen hat, kann

nicht besser befriediget werden, als wenn er sein Land von der Furcht befreyt, einst die Beute dieser Macht zu werden, und in den Abgrund, der schon so viele kleine Staaten verschlungen hat, zu fallen.

Hernach sollte er sein Testament machen, nicht wie Cäsar, um sein Vermögen dem Volke zu hinterlassen, sondern um ihm die Rückgabe eines weit bessern Guts, — der Freiheit zuzusichern; er selbst müßte aber bei seinen Lebzeiten dieses Testament ins Werk richten, und alsdann noch lange die Früchte seiner Wohlthat genießen.

Wozu helfen ihm seine angehäuften Schätze? Weiß er denn nicht, daß er das Glück hat über ein gutes, gefühlvolles, dankbares Volk zu herrschen, welches gewiß für den Sohn seines Wohlthäters auf eine der Wohlthat angemessene Art sorgen würde? Fürchtet er etwa die Obergewalt zu verlieren, wenn er dem Volke die Freiheit gäbe? O er würde dadurch eine andre Oberherrschaft gewinnen, er würde sie bis auf den Augenblick, wo der ganze Roman des Lebens zusammenfällt, behalten; er würde über — die Herzen regieren.

Die Revolution wird nach Modena, wie über alle Staaten von Europa kommen; also ist es seine und aller Potentaten Pflicht und Vortheil dem Unglück vorzubeugen, welches sie nach sich zieht, wenn sie die Folge der nothgedrungenen Selbstvertheidigung, der Widersetzlichkeit gegen Unterdrückung ist. Fürsten können sie zur Wohlthat für die Menschheit

machen, sobald sie freiwillig dazu beitragen, und sie sanktioniren.

Da ich diese Materie schon in meinen Bemerkungen über Neapel abgehandelt habe, so breche ich hier ab, und begnüge mich zu sagen, daß es dem Herzoge von Modena, wenn er groß genug dächte, um diesen schönsten gerechtesten Plan der menschlichen Weisheit auszuführen, leicht fallen würde, das Interesse aller Stände wahrzunehmen und sie gemeinschaftlich zu freiwilligen Aufopferungen, deren Folge das allgemeine Beste seyn würde, zu vermögen.

Es wäre ganz dieses Fürsten würdig, Italien in diesem Stücke mit gutem Beispiele vorzugehen. Er würde das süße, göttliche Vergnügen haben, die Parmesaner, Bologneser und vor allen andern die gequälten Unterthanen des Fürsten der sieben Berge in seine Arme fliegen zu sehen, um ein Glück zu theilen, wovon er ihnen den Vorgeschmack, den ersten Gedanken, gegeben hätte.

Parma.

Das allgemeine Gerücht hatte mir die sonderbare, mehr als sonderbare Lebensart des Herzogs von Parma, des Zöglings eines Condillac, eines Keralio, geschildert. Ich konnte zwei so berühmte Namen mit dem Sittengemählde des Fürsten, den sie erzogen hatten, unmöglich reimen; ich konnte mir nicht vorstellen, daß aus dem jungen Fürsten von Parma ein .... geworden wäre. Ich ersuche den Leser diese

Lücke selbst auszufüllen, wenn er meine treue unpartheiische Beschreibung von der Lebensart dieses Fürsten wird gelesen haben. Zu meiner natürlichen Neugierde gesellte sich noch das dringende Anhalten meines Reisegefährten, den sonderbaren Gerüchten die sich von dem Herzoge verbreitet hatten, auf den Grund zu kommen. Es war im Julius, und sehr heiß; wir reiseten die Nacht durch, und hatten das Vergnügen schon am folgenden Morgen in Parma anzukommen.

Sobald ich aus den Wagen gestiegen war, trat ich in ein Kaffeehaus. Das erste, was mir in die Augen fiel, war ein großer angeschlagener Bogen, in Form einer Verordnung, mit folgendem Eingange: Wir, von Gottes Gnaden, Bruder Vincenz, von Prädikantenorden, Inquisitor von Parma, thun kund und zu wissen u. s. w. Ich mochte nicht weiter lesen, so sehr hatte mich die erste Zeile geärgert, und beschloß gleich, in einer Stadt, wo die mönchische Insolenz so weit getrieben würde, nicht lange zu verweilen. Ich ging in ein ander Kaffeehaus, und fand — einen ähnlichen Anschlagbogen. Wie so? dachte ich bei mir selbst, bin ich denn in Paraguai? Sind dieß die Wälder der ehrwürdigen Jesuiten? Haben sich denn hier die Jakobiner eine ähnliche Oberherrschaft angemaßt? Fort aus Parma!

Fast hätte der Verdruß über Vernunft und Neugierde gesiegt; zuletzt aber entschloß ich mich doch, dem Herzoge ein Empfehlungsschreiben, welches ich für ihn erhalten hatte, zuzu=

stellen. Ich begab mich zu einem Kammerherrn, mit dem ich seit langer Zeit bekannt war. Er sagte mir, ich möchte mich nur zu Mittag in die Kirche oder in die Sakristei der Jakobiner einfinden; da würde ich das Glück haben, seiner königlichen Hoheit dem Herzog Infant vorgestellt zu werden. Der Ort schien mir seltsam gewählt; allein ich ließ es mir nicht merken.

Um halb zwölfe gehe ich nach der bezeichneten Kirche. Ich höre die Mönche aus vollen Kehlen psalmodiren *). Unter diesen vielen mislautenden Stimmen, unterscheide ich eine, deren kreischender Ton mich frappirt. Ich frage meinen Nachbar, wem diese hellschallende Stimme zugehört? Er sieht mich an, lacht mir in die Zähne, zuckt die Achseln und sagt: Wo kommen Sie denn her? Ich verstehe keine Sylbe von dieser fragenden Antwort, frage ihn von neuem, und erfahre zuletzt, daß es die Stimme des Herzogs ist. »Unser »allergnädigster Herr, setzt mein frommer »Nachbar hinzu, hat den großen Altar ge»schmückt; er schmückt sie alle der Reihe nach an «hohen Festtagen; er läutet die Glocken bei den großen Feierlichkeiten.« Ich riß Augen und Ohren auf, und glaubte zu träumen. — Ach, dachte ich, eine schöne Beschäftigung für einen souverainen Fürsten!!!

Als die Messe vorüber war, bemerkte mich

*) Oder, um mich eines Provinzialismus zu bedienen, der dieses noch besser und stärker ausdrückt, gröhlen. A. d. U.

der Kammerherr, trat zu mir heran, führte mich in die Sakristei und von da in einen engen Gang, wo eine Menge Leute mit Papieren in der Hand, warteten. Es ward mir schwer durch das Gedränge zu kommen; allein zuletzt, nach vielen gegebenen und empfangenen Stößen, gelang es mir bis zum Glockenthurm zu kommen, wo der Herzog aus allen Kräften zum Gottesdienst — läutete. Der Kammerherr, dem diese Beschäftigung seines Fürsten etwas ganz gewöhnliches war, nennt ihm meinen Namen. Der Herzog hört mein Kompliment an, thut einige Fragen an mich, die auf meine Reisen Bezug haben, und wiederholt mir die gewöhnliche Phraseologie der Großen, sobald ihnen Fremde vorgestellt werden; es sey ihm lieb meine Bekanntschaft gemacht zu haben; er wünsche mir nützlich seyn zu können, und wie die leeren Töne weiter lauten. Genug ich fand nichts außerordentliches in seinen Fragen, nichts, was nicht gesagt werden mußte. Die Audienz endigte sich mit der gewöhnlichen Neigung des Hauptes; nur daß er sie diesesmal mit einem Komplimente begleitete; er versicherte mich, wenn ich mich einige Zeit in seiner Hauptstadt aufzuhalten gedächte, daß er mich mit Vergnügen wiedersehen würde.

Ich bin vier Tage in Parma geblieben, um alles Sehenswürdige, den Akademiesaal, einige Kabinette und vorzüglich die vielen Gemälde in den Kirchen in Augenschein zu nehmen: vorzüglich über, um mir, ohne mir das Ansehen der Neugierde und der Wichtigkeit zu ge-

ben, genaue und zuverlässige Nachrichten über diesen Staat zu verschaffen.

Colorna.

Colorna ist ein allerliebstes Lustschloß des Herzogs, welches man seine petite maison, sein Liebeshäuschen, oder auch Häuschen der Liebe, je nachdem man es verstehen will, nennen kann. Das einzige was mir darin aufgefallen ist, besteht in einem Golgotha oder Kreuzeshügel, den der Herzog zum Andenken des Leidens Jesu Christi, in seinen Gärten hat aufwerfen lassen. Die Italiener nennen diese Nachahmung der Schädelstätte via crucis. Sie ist mit vierzehn kleinen Kapellen besetzt, in deren jeder ein Gemählde hängt, das einen Theil der Passion vorstellt. Man hat mich versichert, daß der Herzog gern in diesen Kapellen betet; daß er aber zugleich mit diesem Gottesdienst einen gewissen — Götzendienst zu verbinden weiß, davon die Idee ganz neu und seltsam ist. In jeder dieser Kapellen oder Grotten, worin er seine Andacht verrichtet, liegt — in einer wollüstigen Attitüde, eine artige Bäuerinn . . . . . . Hier unterbrach ich meinen Führer. »Sie geben mir einen sehr »vortheilhaften Begriff von den herkulischen »Talenten ihres Fürsten, sagte ich zu ihm; der »Held, von dem Ariost singt, würde ja kaum ». . . . .« — »Wo denken Sie hin, war »die Antwort; unser Herzog ist kein Herkules, »kein Guido der Wilde.» — Nun, was wollten Sie mir denn zu verstehen geben?« —

»Er hält sich ein Weilchen in jeder Kapelle auf, »macht eine kleine Station, schäckert mit der »ersten Gottheit, raubt der zweiten einen Kuß, »wühlt in den Rosen und Lilien der dritten; »und erreicht so, stufenweise, die vierzehnte »Station, wo er der — heiligen Jungfrau das »Tuch zuwirft. Da, und nur da, — ver»stehn Sie mich recht, mein ungläubiger »Herr — thut er, damit er den Tod seines »Heilands recht feiere, sein möglichstes, um »einer menschlichen Kreatur das Dasein zu ge»ben, und sie in den Stand zu setzen, einst »ihren Schöpfer auf die nämliche Weise zu »verehren.«

Doch weg mit Scherz und Ironie! Was soll man zu diesem abscheulichen Gemische, zu dieser ungeheuren Vereinigung der Wollust und Andächtelei sagen? Außer diesen Stationen auf der Schädelstätte, die sich alle mit Gebet und Klosterpossen schließen, versäumt der Herzog keine Messe, keinen Theil des täglichen Gottesdienstes. Er hat seine Zeiten, wo er in Abgeschiedenheit lebt, sich in Selbstbetrachtungen verliert, sich Bußen auferlegt, die Sakramente feiert; und bei allen diesen Gelegenheiten führt er sich so erbaulich auf, daß an die Aufrichtigkeit seines Glaubens, oder vielmehr seiner leichtgläubigen Frömmelei nicht gezweifelt werden kann. Er würde es seinem eigenen Vater nicht vergeben, wenn dieser sich in seiner Gegenwart äußern dürfte, er zweifle an das kleinste Wunder des unbekanntesten aller Heiligen. Und nun frage ich zum zweitenmale: Was soll man von so einem Fürsten denken?

Ich hatte, wie mich dünkte, alle Schönheiten von Colorna gesehen, und schickte mich an, meinen Rückweg anzutreten, als durch ein Gerassel von Rädern und Pferden meine Neugierde rege wird. Ich erblicke einen geräumigen Wagen, ungefähr wie unsre große Proviantwagen gebaut, und mit acht raschen Pferden bespannt. Der Wagen war bedeckt und hatte nur einige kleine Oeffnungen, um die äußere Luft einzulassen. Man hält still; sieben artig gekleidete, rasche, hübsche, schlanke Bäuerinnen steigen aus; nach ihnen kommen einige Kammerherrn, und endlich der Herzog selbst, der mich mit einem gnädigen Gruße, beehrt, zum Vorscheine.

Dieser unvermuthete Anblick klärte mir alles auf, was man mir von der Art von Andacht des Fürsten gesagt hatte, und was ich sonst vielleicht nicht so gerade zu geglaubt haben würde. Ich begab mich, vollkommen — erbaut über diese Begebenheit, nach der Stadt zurück, und ich bin überzeugt, daß mein Leser nun auch weiß, woran er sich zu halten hat. Die Lebensart des Herzogs ist seiner Gemahlinn nicht zuwider, die ihre Freiheit recht gut zu benutzen weiß. Beide leben ohne Zwang, und in solcher Einigkeit, daß man die Aechtheit der herzoglichen Kinder nicht zu bezweifeln braucht. Die übrige Zeit, die seiner Gemahlinn nicht gewidmet ist, ... weiß er in Colorna gut anzuwenden. Er hat nur Geschmack an jungen Bauerdirnen; Hofdamen und artige Bürgerfrauen sind nicht für ihn; oder er fürchtet sich vielleicht, daß sie zu viel

kosten, und sich mehr sträuben würden, als seine gutwilligen Nymphen von Golgatha.

Die Finanzen.

Die Finanzen von Parma haben nicht viel zu bedeuten, werden schlecht verwaltet, und durch die Lebensart des Fürsten, die mit manchen Kosten und Ausgaben verbunden ist, vollends zerrüttet. Die Schuldenlast des Hofes ist so groß, daß sie nicht bezahlt werden kann. Das Defizit besteht in einer jährlichen außerordentlichen Anleihe von hundert sechzig tausend Livres, die gewöhnlichen Ausgaben ungerechnet. Der Herzog ertheilt jedem, der darum anhält, eine Pension. Seine Truppen sind ungefähr zwei tausend vier hundert Mann stark; sind in mehrere Regimenter eingetheilt, haben einen zahlreichen Oberstab, und eine Menge Subalternoffiziere, die mit leichter Mühe den Invalidengehalt bekommen. Man sieht Offiziere und Leibgardisten von dreißig Jahren, die nach einem leichten Dienst von acht bis zehn Jahren Retraitepensionen genießen. Der Herzog bewilligt dergleichen Ansuchen um so lieber, da die Abgehenden ersetzt werden müssen, und er gern schöne, muntre junge Leute um sich hat. Die Art, wie solche Pensionen bezahlt werden, ist sonderbar, und verdient hier eine Stelle. Alle Monate gießt die Kontributionskasse ihre gehobenen Fonds in den Schatz. Von diesem Gelde legt man zuerst die Summen, die der Hofstaat, der Sold und Unterhalt des Militairs, der Gehalt der Minister, der obrigkeit-

lichen Personen und der Unterbedienten erfodert, zurück. Das übrige ist für die Pensionisten; wird aber nicht unter sie vertheilt, sondern von ihnen mit stürmender Hand erobert. Die ersten, die sich mit ihren Quittungen melden, werden ausbezahlt; die übrigen bekommen nichts. Man kann sich vorstellen, wie groß der Zulauf zu diesem zweiten Bethesda ist, und wie der Lahme, der ohne Geld zurückhinken muß, auf seine Mitkranken und auf den Engel, der den Wasserbehälter in Bewegung setzte, schimpfet. Die Sachen gehen schon lange so; können aber unmöglich noch lange so gehen. Die vervielfältigten Anleihen vermindern und erschöpfen den Kredit; sie werden nicht mehr vollzählig. Um die letzte Anleihe zu Stande zu bringen, mußte man die Diamanten der Krone verpfänden, und da man sie noch nicht eingelöset hat, so ist es höchst wahrscheinlich, daß niemand mehr borgen will. Man hält allgemein dafür, daß des Herzogs Schwester, die jetzige Königinn von Spanien ansehnliche Summen nach Parma geschickt hat; es ist aber um so weniger wahrscheinlich, da der Einfluß dieser Prinzessinn auf die spanische Monarchie nie so groß gewesen ist, als Antonettens Macht in Frankreich war, und Carolinens Ansehen in Neapolis noch ist; es scheint also wohl, daß sich diese Summen auf einige Geschenke der Schwester an den Bruder einschränken lassen, da bekanntlich die Königinn von Spanien nur über ihre besondern Einkünfte, nicht aber über die Silberflotte zu schalten hat. Die Vortheile, die der Herzog,

als einer aus dem Hause Bourbon, aus Frankreich gezogen hat, haben nun auch aufgehört; die Quelle ist auf ewig versiegt.

Der kleine Hof zu Parma hat, wie die größten Staaten, seine Stürme und Schiffbrüche. Man steigt, man fällt, man ist ein Spiel der abwechselnden Launen des Herzogs; die kleinste Grille, die unbedeutendste Kaprice ist hinreichend, um den ausgelernten Günstling in Ungnade fallen zu lassen, und dem ungeschmeidigsten Stümper dessen Stelle zu geben.

Diese häufigen Veränderungen, selbst im Ministerium, sind eben nicht das beste Mittel die Ordnung in den Finanzen wieder herzustellen. Das Land ist fruchtbar, aber zu Grunde gerichtet, weil der Herzog die Güter der Gemeinen an sich gezogen hat. Anstatt sich dadurch zu bereichern, hat er seiner Finanzkammer eine neue Last aufgewälzt, indem er zugleich die Schulden der Gemeinen, die im Verhältniß mit einem so kleinen Staate ungeheuer waren, übernommen hat. Man berechnet überhaupt die Nationalschuld von Parma, die Hofschulden mit inbegriffen, höher als den inneren Werth des ganzen Herzogthums. Es scheint mir aus diesem allen unausbleiblich, daß das Volk endlich die Augen öffnen, sich von seinen irreführenden Beherrschern lossagen, und an dem Rande des Abgrunds, wohin sie es gebracht haben, seine Fesseln abwerfen wird. Wenn die Parmesaner ihre Freiheit wieder erobern, so bleibt ihnen noch ein Hülfsmittel übrig; ein gewisses Mittel, aber auch das letzte; sie müssen die geistlichen Güter einziehen,

und auf diese Weise die Bilanz wieder herstellen. Bleiben sie aber noch lange in ihrem politischen Seelenschlafe, so kann man ihnen den gänzlichen Ruin und einen Nationalbankerott sicher weißagen.

Piacenza.

Keine Stadt, außerhalb Italien, hat verhältnißweise mit ihrem Umfange eine so große Anzahl schöner Gebäude von den berühmtesten Meistern und nach den besten Zeichnungen aufzuweisen. Der Corso führt den Nahmen des heil. Augustinus, und ist eine prächtige Straße, die der Hauptstadt der christlichen Welt Ehre machen würde. London, selbst Paris hat keine dergleichen aufzuweisen. Sie besteht aus zwei Reihen der schönsten Palläste, wie sie nur der Stolz der Fürsten und Erdengötter verlangen und aufbauen kann.

Piacenza könnte hundert tausend Seelen in ihren Ringmauern enthalten, und zählt kaum fünf und zwanzig tausend. Der Adel ist zahlreich und wohlhabend; was aber noch seltner, noch schätzbarer ist, Rang und Reichthum haben seine Sitten nicht verderbt; er ist bieder, gefällig, gastfrei und edel gegen die Volksklasse. Sollte die Revolution bis hieher kommen, so steht zu vermuthen, daß das Volk eine Kaste verschonen würde, die sich nie einen Misbrauch ihrer Vorzüge erlaubt hat. Die Einwohner von Piacenza gehören nicht zu den aufgeklärten; man könnte sie eher unwissend und bigott nennen; allein ihr guter Nationalkarakter ret-

tet sie vor den verderblichen Folgen vieler Vorurtheile. In Piacenza ist man von Natur gutmüthig, dienstfertig, willig: große Verbrechen sind äußerst selten; moralische Ungeheuer trift man wenig im Parmesanischen an. Man ist abergläubig, aber nur in Kleinigkeiten. Das Licht der Philosophie ist noch in der Dämmerung, sogar bei Leuten von höherm Stande; allein es fängt an durchzudringen und manche Herzen zu erwärmen.

Piacenza hätte die Residenz des Herzogs seyn sollen; die Stadt ist weit schöner und ansehnlicher als Parma, welches seine Volksmenge und seinen erborgten Glanz der Gegenwart des Hofes und den verschiedenen Kollegien zu verdanken hat. Piacenza hingegen ist an sich reich und wichtig; dennoch haben es die Fürsten verlassen und nachgesetzt. Hier ist die Ursache davon; wenigstens hat man sie dafür ausgegeben.

Vor langen Zeiten war eine Verschwörung gegen einen Herzog von Parma insgeheim angezettelt und zu Stande gebracht worden. Sie hatte die schrecklichsten Folgen. Der Herzog wurde in seinem Pallaste erschlagen, und sein Leichnam, ungefähr so wie es dem Gemahle der Königinn von Neapel, Johanna I., dem unglücklichen Andreas von Ungarn erging, aus dem Fenster geworfen. Die Ciceroni pflegen diese Mordgeschichte den Reisenden mit vielem Wortgepränge, aber auch zugleich mit vieler Sachverwirrung zu erzählen, und zeigen ihnen das zugemauerte Fenster — zum Beweise. Wenn dieß seine Richtigkeit hat, so scheint mir

der Widerwillen der Herzoge von Parma gegen eine Stadt, die einem ihrer Despoten eine solche Zuchtlehre gegeben, zu entschuldigen. Ein so heftiges Volk muß die Ehre nicht länger haben, seinen Oberherrn in seinen Ringmauern zu besitzen; dieser thut weit besser daran, eine Stadt zu seiner Residenz zu wählen, deren Einwohner gewohnt sind das Joch zu tragen, zu gehorchen, und allenfalls zwischen ihren vier Pfählen zu seufzen.

Piacenza enthält eine Menge vortreflicher Gemählde; auf dem großen Platze stehen zwei schön gearbeitete Statüen zu Pferde von Bronze. Ich gehe in kein weiteres Detail, weil ich mir vorgenommen habe, bloß die Fürsten und Minister der Länder, die ich bereiset habe, zu schildern, und einen Begriff von ihren verschiedenen Regierungsarten zu geben.

Als ich in diese Stadt ankam, war die Herzoginn eben auch da. Maria Amalia verdient es, Schwester der Königinnen von Frankreich und Neapel zu seyn. Maria Antonetta hat ein Land, das sie vergötterte, höchst unglücklich gemacht; sie hat es mit eigener Hand in einen Abgrund gestürzt, woraus es die allmächtige Hand der Freiheit allein hat ziehen können; sie hat das Eisen geschliffen, das den Lebensfaden Ludwig XIV. zerschnitten hat; sie hat sich ..... doch ich halte ein, und forsche nicht in die Zukunft. Maria Karolina ist ihre Schwester; ich habe sie im Abschnitte Neapel nach der Wahrheit, nach dem Leben geschildert. Die Herzoginn von Parma würde ihren beiden Schwestern nichts nachge-

geben

geben haben, wenn größere Staaten, eine größere Gewalt, ihr größere Verbrechen erlaubt hätten. So aber hat sie keinen Spielraum für ihre Talente.

Was den Trieb zur wollüstigen Liebe betrift, so sind, oder waren ihre beiden Schwestern nichts in Vergleichung mit ihr. Dieß bezeugen alle Einwohner von Parma und Piacenza. Sie sieht bei ihren Liebhabern nicht auf den Stand, sondern auf herkulische Kräfte. Boccaz und Ariost sind ihre Lehrer und Rathgeber: sie sucht den rüstigen Stallknecht auf seinem Lager auf, und weiß daß es sich besser auf frischer Streu als in den weichsten Betten ruhen läßt. Dabei giebt man noch einen Grund an, um diesen sonderbaren Geschmack der Fürstinn zu erklären: sie ist nicht reich genug um vornehme Liebhaber standesmäßig belohnen und bezahlen zu können; aber hinlänglich, um die mäßigen Forderungen jener Günstlinge zu befriedigen.

Wenn es der Herzoginn bisweilen einfällt, ihre Liebe auf einen Hofmann oder reichen Stadtbürger zu werfen, so müssen diese den Vorzug theuer bezahlen. Sie borgt von ihnen, und vergißt das Geliehene wieder zu geben. Sobald ihre Wünsche erfüllt sind, erkaltet ihre Liebe, und mit ihr das Andenken an die erhaltenen Liebkosungen und Geldsummen. Das Verfahren dieser Dame, ungeachtet es alle Sittlichkeit empört, fällt mir nicht so auf, nimmt mich nicht so wunder, als die Niederträchtigkeit verschiedener Leute von gutem Stande, die sich zur Befriedigung der Leidenschaften dieser neuen Messaline gebrauchen lassen.

Maria Amalia macht sich nicht allein durch diese sittenlose Aufführung zum Spott und zur Fabel des Landes; sie macht sich durch ihre abwechselnde Launen, durch hundert neue Thorheiten die sie täglich begeht, lächerlich und verächtlich. Ihre Hofdamen, ihre Kammerfrauen werden abwechselnd von ihr gequält, geschimpft, geliebkoset; sie müssen unanständige Geschichten, die sie allein ohne Schaamröthe erzählen kann, oder die härtesten Reden von ihr anhören. Oft nimmt sie ihre Zuflucht zu ihnen, und borgt ihnen Geld ab; oft verläßt sie ihren Pallast, und läuft in den Straßen von Parma und Piacenza umher, bald zu Fuß, bald zu Pferde, mit einer Reitpeitsche in der Hand, womit sie auf jeden, der ihr begegnet losschlägt, und sich dabei Unanständigkeiten erlaubt, die ich zur Ehre ihres Geschlechts verschweige.

Der Parmesaner ist gelassen und still; allein dumm und gefühllos ist er nicht, und weiß bisweilen einer Souveraine, die sich des obersten Rangs so unwürdig macht, mit gehöriger Verachtung zu begegnen. Alsdann weiß sie aber auch ihrerseits sich über dergleichen Behandlungen wegzusetzen, und rächt sich nie. Vielleicht ist sie weniger jähzornig und rachgierig, oder abgehärteter *) als ihre Schwestern; genung, sie läßt sich das geduldig gefallen, was jene schwer geahndet haben würden.

*) Warum ist es mir nicht erlaubt dickfelliger zu sagen?

Das Gebiet von Lodi.

Es kann für den aufmerksamen Beobachter kein interessanteres Schauspiel geben, als die schönangebauten fruchtbaren meiländischen Gefilde, und vorzüglich die Fluren um Lodi. Die Stadt liegt in einer unermeßlichen Ebene mit kleinen angebauten Hügeln, die einen reizenden und abwechselnden Anblick gewähren, übersäet. Die ganze Ebene ist in Quadrate von verschiedener Größe eingetheilt, deren jedes mit Kanälen umgeben ist, die ihm die gehörige Feuchtigkeit mittheilen, und die natürliche Fruchtbarkeit des Erdreichs vermehren helfen. In jedem Quadrate hat der fleißige Landmann einen großen Haufen Dünger, theils aus dem gewonnenen Mist, theils aus dem ausgegrabenen Schlamm der Kanäle, den er mit trockener Dammerde vermischt hat, gesammelt und aufgethürmt; er weiß ihn zu rechter Zeit in das Land zu graben, und auf diese Weise die Fruchtbarkeit seiner Gefilde bis zu einem unglaublichen Grade zu vermehren. Ich habe auf keinem Flecke der Erde eine so reichliche Vegetation angetroffen. Die ganze Gegend ist mit Bauerhütten und Pachthöfen, und das Feld mit fleißigen Arbeitern angefüllt. Auch die Viehzucht ist ganz vortreflich, und in diesen Gefilden werden die berühmten Käse, die unter dem Namen der Parmesankäse so bekannt und geschätzt sind, verfertigt. Sie führen diesen Namen, weil die Niederlage dieser Käse sonst in der Hauptstadt Parma war. Jetzt ist sie in Lodi, Marignan, Sankt Angelo, San

Colombano, Casalpasterlongo, San Fiorenzo und vorzüglich in Codogna. An diesen verschiedenen Orten giebt es Handelsleute und unermeßliche Vorräthe von diesen Käsen. Sie sind, wie die Bücher in einer Bibliothek, auf langen Brettern in schönster Ordnung aufgestellt. Wenn man zu diesem Handlungszweige noch den Flachs- Leinwand- Butter- und Hornviehhandel nimmt, so erklärt sich der Wohlstand der Einwohner von Lodi leicht. Das Gebiet, das zu dieser Stadt gehört, ist eben nicht weitläuftig; man trift aber Millionaire darin an, die durch glückliche Spekulationen reich geworden sind, und durch ihren Reichthum ihre Mitbrüder einladen, ihrem Beispiel zu folgen. Wenn die Regierung diese Provinz nicht so sehr aussöge, den Landmann nicht so sehr drückte, den Handel durch eine Menge lästiger oder wenigstens unnützer Verordnungen lähmte und quälte, so könnte sie freiwillig und vierfach geben, was man ihr jetzt mit Mühe und Tyrannei abzwackt. Ich habe diese glückliche, fruchtbare Gegend mit dem größten Vergnügen bereiset, und einen angenehmen und dauerhaften Eindruck mit mir zurückgenommen.

Retegno, eine Diebesgemeine.

Meine Leser werden schwerlich glauben daß es am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, mitten in Italien, in der Nachbarschaft eines Ländchens, von dem ich mit so vielem Lobe, und zugleich mit so vieler Wahrheit gesprochen habe, einen Flecken geben kann, der ganz aus

Dieben beiderlei Geschlechts besteht. Die Sache hat ihre völlige Richtigkeit. Drei Meilen von Codogna und sechs Meilen von Piacenza liegt der Flecken Retegno, dessen Bewohner kein anders Gewerbe treiben, und der zu gleicher Zeit unter der meiländischen und parmesanischen Bothmäßigkeit steht.

Ich hatte von der sonderbaren Beschäftigung und Lebensart der Herren von Retegno reden gehört; und ungeachtet es mir die glaubwürdigsten Männer bekräftigten, mußte ich es doch mit eigenen Augen sehen, ehe ich mich überreden konnte, daß sich mitten zwischen zwei polizirten Staaten eine organisirte Diebesgesellschaft befände. Um zu einer völligen Ueberzeugung zu gelangen, ohne selbst Gefahr zu laufen, hielt ich mich einige Tage auf einem benachbarten Landgute auf, von da ich mich drei, viermal des Tages nach Retegno begab, um die Handthierung der Einwohner zu beobachten.

Der Flecken Retegno besteht ungefähr aus acht hundert Seelen, die in zwei Klassen getheilt sind: die eine Hälfte stiehlt, die andre handelt mit den gestohlenen Sachen. In dieser zweiten Hälfte giebt es ordentlich eingerichtete, sogenannte Handlungshäuser, die ihre Komptore, Handlungsdiener, Mäkler, kurz, alles was zu einer vollständigen Handlung gehört, haben. In Retegno selbst üben sie ihr Talent nicht aus; dieß wäre wider das Gesetz der Gastfreiheit; auch in den benachbarten Flecken und Dörfern beobachten sie eine strenge Mannszucht, und stehlen lieber in der reichen

Stadt Meiland. Sie haben ihre Leute in Turin, Venedig, Genua, Neapel und Rom; und diese liefern mit der größten Gewissenhaftigkeit in die Hauptniederlage, was sie durch Geschicklichkeit und Kunst erbeutet haben. In Retegno selbst kann man zu allen Stunden des Tages und der Nacht herumgehen, sich auf den Straßen, in den Häusern aufhalten, ohne auf seine Taschen Acht haben zu dürfen.

Sie haben in Retegno Schulen errichtet, wo man den Diebstahl und die Beutelschneiderei nach Regeln lehrt; die Professoren in der Diebeskunst erhalten einen ansehnlichen Gehalt für diesen öffentlichen Unterricht. Man findet in diesen Schulen sogenannte Gliedermänner (mannequins, die an einem dünnen Faden hängen, und bei der leichtesten Berührung herabfallen. Die Schüler müssen solchen Gliedermann ausziehen, ohne daß der Faden reißt. Gelingt es, so werden sie belohnt; fällt aber die Puppe, so werden sie empfindlich bestraft. Die Kinder werden frühzeitig zu dergleichen Handgriffen gewöhnt; man hat mir welche von zwölf Jahren gewiesen, die schon ausgelernt hatten; und ich habe bei dieser Gelegenheit Anekdoten erzählen gehört, die in einer Geschichte des Cartouche glänzen würden.

Die Diebe zu Retegno sind gar nicht blutdürstig; sie morden nie beim Stehlen; schleichen sich, vermittelst Nachschlüssel in die Häuser, brechen aber nie gewaltsam ein. Sie besitzen eine große Fertigkeit, die kostbarsten und wohlverwahrtesten Sachen zu entwenden, ohne daß es der Eigenthümer merkt.

Einige Retegneser arbeiten für ihre eigene Rechnung; andre stehen bei ihrem Herrn in Lohn und Brod, und erhalten überdieß ein gewisses von der gemachten Beute. Das gestohlene Gut wird schnell und treu nach Retegno geschafft, und daselbst so verändert, daß es der vorige Besitzer nicht wieder kennen würde. Von Retegno wird es hernach weiter geschickt, zumal auf die Jahrmärkte; nur pflegt man es, seiner veränderten Gestalt ungeachtet, nicht wieder an den Ort zu bringen, wo es entwendet worden war. Es giebt zahlreiche Familien, die sich theils auf den Diebstahl, theils auf den Verkauf der gestohlenen Sachen legen; die meisten fangen mit dem Gewerbe selbst an, ehe sie Diener, Mäkler, Klein- oder auch Großhändler werden.

Das seltsamste dabei ist, daß diese Diebesgesellschaft oder Gemeine ihr gefährliches Handwerk in aller Freiheit treibt, und sogar mit den meiländischen und parmesanischen Hauptstädten in Verkehr steht und Geschäfte macht. Sie haben ihre Obrigkeit und ihre Polizei: diese wacht über die innere Sicherheit der Personen und des Eigenthums. Sie haben ihren öffentlichen Schatz, der in erforderlichen Fällen dazu dient, den Richtern und Sbirrenhauptleuten von Piacenza, Codogna und andern Ortschaften, Geschenke oder wohl gar einen bestimmten Gehalt auszumachen. Vorzüglich haben sie den Oberrichtern zu Meiland und den Ministern der beiden benachbarten Staaten viel zu entrichten, weil es von diesen abhinge den Lauf ihres Wohlstands mit einemmale zu

hemmen, wenn sie ihre Schuldigkeit thun wollten.

Wenn das Gestohlene von großer Wichtigkeit, oder dem Eigenthümer besonders lieb ist, so bleibt ihm ein Mittel übrig, es wieder zu bekommen; er hat den halben Werth der Sache zu bezahlen. Dieß muß aber bald geschehn; denn man pflegt in Retegno mit der Umschaffung der gestohlnen Sachen sehr zu eilen.

Bisweilen, wenn der Diebstahl zu ansehnlich ist, die Sache zu viel Aufsehen macht, und dasselbe Haus zu oft hintereinander beraubt wird, kommt es zu lauten Klagen, die man nicht unterdrücken darf. Alsdann wird zum Schein gegen die Retegneser gewüthet; man setzt einige von ihnen fest, die aber in dem Gefängnisse mit vieler Schonung behandelt werden, bis sich der Lärmen gelegt hat. Wenn neue Begebenheiten das Andenken an jene verwischt haben, läßt man die Spitzbuben laufen, die alsdann die verlorne Zeit wieder einzubringen suchen.

Als ich in Meiland war, hatten sich diese Beutelschneider durch so viel nächtliche Expeditionen ausgezeichnet, daß man in ganzem Ernste daran dachte, dem Umfuge ein Ende zu machen. Der Polizeilieutenant mußte sein Amt verrichten. Eine große Menge Diebe wurden arretirt und verhaftet. Dieß war für die Retegneser der Fall, zu ihrem öffentlichen Schatze ihre Zuflucht zu nehmen. Ueberdieß taxirte sich ein jeder freiwillig, und die Kollekte brachte zusammen zwölf tausend Zechinen ein, die unter die vornehmsten Triebräder des Gouverne-

ments und der Polizei vertheilt wurden. Alles ward niedergeschlagen. Die Arrestanten wurden losgelassen, und ganz Meiland machte sich darüber lustig, daß die Gouvernements = und Polizeidiebe von — Dieben von Profession Geld genommen hätten. Man sprach öffentlich von angebotenen und erhaltenen Summen, und bestimmte den Antheil des tugendhaften Wilzeck, des unbestechlichen Carli und aller ihrer Genossen.

Dieser einzige Zug beweiset, wie groß die Habsucht der Oberhäupter der meiländischen und parmesanischen Regierung ist. Sie wissen und dulden es, daß vor den Thoren dieser beiden Hauptstädte, eine Diebeshorde lebt und wohnt, die einen großen Theil von Italien ausplündert und in Kontribution setzt; und bloß von ihnen würde es abhangen, sie in Zeit von wenigen Stunden auf immer zu vernichten. Ihr Benehmen erinnert mich an die großen Räuberbanden der Beduinen, die den kleinen aufzulauern pflegen, wenn sie mit Beute zurückkommen, und dann diese Beute unter der Bedingung mit ihnen theilen, daß sie die Karavanen von neuem anfallen dürfen.

Die Republik Genua.

Genua ist unter allen handeltreibenden Republiken diejenige, die am meisten beneidet, am meisten angeschwärzt wird, und doch am wenigsten bekannt ist.

Reisende, Dichter, vielgeltende Redner, ernsthafte Geschichtschreiber, die mehr Kunde

der Chronologie, als Erfahrung von dem menschlichen Herzen besitzen, reden unaufhörlich von der genuesischen Treulosigkeit. Wenn man sie anhört, so möchte es scheinen, als ob diese den Hauptbestandtheil des Nationalkarakters ausmachte. Alle diese Erzähler haben den Genuesern die empörendsten Laster zugeschrieben. Eben so wurde auch einst Karthago verlästert; und weil es von den Römern überwunden und vertilgt wurde, so hielt es Niemand der Mühe werth, dasselbe gegen die Beschuldigungen zu rechtfertigen, welche seine übermächtige Nebenbuhlerinn dagegen aufstellte. Genua besteht! und wenn man seinen Verläumdern glauben will, so ist die Wohlfahrt seiner Einwohner nichts anders, als die Frucht des Diebstahls und der Räuberei; so giebt es zu Genua keinen Stein, der nicht mit dem Blute irgend eines Unschuldigen bedeckt wäre, welcher unter der Schärfe eines Mörderstahls umkam.

Die Lästerungen sind keinesweges neu. Sie haben ihren Ursprung in dem Vorurtheile, und in der Lügenhaftigkeit der Alten. Die Nachrichten, welche sie von dieser, damals unter dem Nahmen der Ligurier bekannten, Nation hinterlassen haben, sind von den neuern Schriftstellern, nachgeschrieben worden, denen daran gelegen war, die Genueser als einen Haufen von Seeräuberrn, und Genua, die Hauptstadt dieses Staates, als ein Geniste wilder Thiere und giftiger Gewürme zu schildern. Nicht wenig haben sie ihren Geist zermartert, um diesen sehr übel erfundenen Beschuldigungen Wahrscheinlichkeit zu verschaffen. Einige

von ihnen, die noch am schuldlosesten sind, haben knechtisch die Schriften ausgeschrieben, welche die Venetianer, diese beständigen Nebenbuhler der Genueser so lange diese beiden Völker die Herrschaft zur See theilen, haben verfertigen lassen.

Ich aber, der ich nur von dem Wunsche wahrhaft zu seyn beseelt werde, will dieses Volk so schildern, wie ich es auf zwei Reisen, die ich zu ihm unternommen, beobachtet habe. Ich werde getreu und unpartheiisch seyn; ich werde Thatsachen vorlegen, und der Leser soll urtheilen.

Fern sei von mir der Gedanke, die Fehler, die Gebrechen der genuesischen Regierung verringern zu wollen; ich will nur beweisen, daß diese Republik nicht die Verachtung der Völker verdiene. Mehreremale habe ich mich in der Stadt Genua selbst aufgehalten, und ich kann bezeugen, daß auch nicht der sechste Theil derjenigen Verbrechen daselbst begangen worden, welche zu Piemont, zu Rom und zu Neapel, in gleichem Zeitraume begangen werden.

Eine die Menschlichkeit erschütternde, aber sehr richtige Berechnung ergiebt, daß jährlich verhältnißmäßig in beiden Sizilien mehr Verbrechen vorkommen, als in Geua. Dieses Volk ist also in der praktischen Sittlichkeit weiter vorgerückt, und seine Regierung ist nicht so schlecht, als man gemeiniglich denkt. Eben diese Approximation könnte auch für den Kirchenstaat und für Piemont dienen. In diesen drei Staaten kann man die Verbrechen dem gänzlichen Mangel an Polizei, den Gebrechen des bürger-

lichen sowohl, als peinlichen Prozesses, den Fehlern der Großen und der Höfe, der Nachlässigkeit der Regenten, der Bestechung der Minister, vor allen Dingen aber dem Mangel an Unterricht, und der Unwissenheit und Unsittlichkeit der Geistlichkeit aller Klassen zuschreiben.

Von allen diesen Mängeln zeigt sich zu Genua nichts, als nur die Unwissenheit und der Einfluß der Mönche, die in diesem Staate eine sehr wichtige Rolle spielen. Wenn die Republik dahin gelanget, die Nothwendigkeit einer guten Erziehung einzusehen, und sich bezähmende Maßregeln gegen die Priesterkaste zu gestatten, so werden die Verbrechen verschwinden, und bald — sehr bald wird alsdann die Regierung von Genua eine der besten in der bekannten Welt seyn.

Die Genueser sind zwar nicht mit dem guten, gleichgehaltenen und gelehrigen Karakter begabt, welcher die Meiländer, die Parmesaner, die Piacenzer, die Mödeneser und die Toscaner vor allen übrigen Völkern Italiens auszeichnet: allein sie wissen mit Beurtheilungskraft menschlich und edelmüthig zu seyn.

Da sie einen undankbaren Boden bewohnen, so haben sie die Vortheile, welche ihnen die Natur versagt hat, durch Kunstfleiß ersezzen müssen. Ihre Lage am Meer hat ihnen natürlicher Weise Neigung zum Handel eingeflößt. Ein Volk, welches sich genöthigt sieht, alles durch seinen Kunstfleiß zu erwerben, gewöhnt sich an eine Sparsamkeit, die oft in Knikkerei, in Geiz und in Habsucht ausartet, der-

gestalt, daß es Schacherei mit Handel verwechselt. Ein solches Volk lernt nothwendiger Weise rechnen; es benutzt die Trägheit und Sorglosigkeit seiner Nachbarn, um seine Vortheile zu vermehren. Diese Eigenschaften und Fehler haben die Genueser gehabt und haben sie noch, weil die einen so wie die andern von ihrer Art zu existiren unzertrennlich, und allen Völkern gemein sind, die sich nicht auf den Ackerbau legen. Die Genueser sind nicht besser und nicht schlimmer, als die Karthager, die Tyrier, die Rhodier und alle handelnden Völker waren. Sie sind in dieser Rücksicht weit weniger zu tadeln, als die Piemonteser, welche alle Vortheile eines fruchtbaren Bodens besitzen.

Die beständigen Revolutionen, welche die Genueser eine Reihe von Jahrhunderten hindurch erfahren haben, die gewaltsamen Anfälle, die so oft auf ihre Sicherheit und auf ihr Eigenthum geschehen sind, haben dazu beitragen müssen, ihren Karakter zu verbittern. Der Zorn, der Haß, die Rache, deren erzwungene Ausübung ihnen gleichsam zur Pflicht geworden, haben sie oft dahin gerissen; alle heftigen Leidenschaften sind in ihnen die Grundlage des Nationalkarakters geworden; und gleichwol haben sie nicht den Saamen der heldenmäßigsten Eigenschaften erstickt. Jedes Zeitalter hat in beiden Geschlechtern starke, große und edelmüthige Seelen hervorgebracht, die Bewunderung gebieten. Alle Klassen der Republik haben hierzu Beispiele geliefert. Die Anstrengungen des reinsten Patriotismus haben ihre

Märtyrer gehabt; und eben so auch Liebe, Freundschaft, Dankbarkeit, kurz alle Empfindungen, die dem menschlichen Herzen theuer sind, die ihrigen.

Ehe ich davon rede, was die Genueser gegenwärtig sind, scheint es mir nothwendig, den Leser an das zu erinnern, was sie waren; und dieß will ich in dem folgenden Artikel thun.

Abriß einer Geschichte der Republik Genua.

Lange vor dem zweiten Punischen Kriege war Genua vorhanden, war Genua mächtig. Es erregte Mißtrauen bei den Karthagern, die es, unter der Anführung ihres Generals Magon, zwei hundert und fünf Jahre vor der christlichen Zeitrechnung belagerten, eroberten und zu Grunde richteten.

Auch die Römer machten an ihre Seite gegen seine und der Ligurier Freiheit Versuche. Der Angriff war lebhaft, und die Vertheidigung entsprach dem Angriffe. Die Liebe der Freiheit auf der einen Seite, und die Eroberungssucht auf der andern, machten diesen Krieg langweilig und blutig. Allein das Schicksal Roms behielt die Oberhand, und die Tapferkeit der Einwohner von Genua diente nur dazu, ihre Niederlage berühmter, und für die Ueberwinder glorreicher zu machen.

Seit diesem Zeitraume bis zum Sturze des römischen Reiches bietet Genua, welches eine abhängige, ohnmächtige Municipalstadt

geworden war, nichts interessantes dar. Da sie gleichsam am Eingange von Italien lag, so erfuhr sie die ersten ungestümen Anfälle der Barbaren. Weil sie Widerstand wagte, so wurde sie oft von den Hunnen, den Gepiden, den Gothen und den Longobarden eingenommen und geplündert. So viel Unglücksfälle bezeugen die Kraft, den Muth und die Standhaftigkeit ihrer Einwohner! Sie fing nicht eher an, sich zu erholen, als unter der Regierung Theodorichs des Großen.

Nach der Niederlage bei Vitigia wurde Genua zwar von neuem dem römischen Reiche unterworfen, allein sie hatte doch ihre eignen Oberhäupter, die den Nahmen der Herzoge führten. Nachdem sie durch die Longobarden im Jahr 638 erobert worden war, blieb sie unter deren Botmäßigkeit, bis ihr Reich 774 durch Karl den Großen gestürzt wurde.

Dieser Monarch setzte ihr Grafen vor, welche sie bis 888 regierten. Dieß ist ein berühmtes Jahr in den genuesischen Jahrbüchern, weil es das erste der wahren Freiheit dieser Stadt war.

Es scheint jedoch, daß die Verwaltung der genuesischen Grafen der Stadt nützlich gewesen sei, weil sie unter derselben im Stande war, die Insel Korsika zum erstenmale zu erobern. Diese Eroberung geschah im J. 806.

Seitdem die Genueser sich zu einer Republik erhoben hatten, wählten sie Konsuln, deren Anzahl, Regierungsdauer und Gewalt, nach Zeiten und Umständen sich änderten. Diese

Regierungsform bestand durch einen Zeitraum von dreihundert Jahren, während dessen der Staat beträchtlich zunahm.

Im Jahre 936, als die Seemacht der Genueser mit einem Unternehmen in der Ferne beschäftigt war, erschienen die Sarrazenen sehr zahlreich vor der Stadt, drangen hinein, verwüsteten sie, und beluden ihre Schiffe theils mit so vielen Reichthümern, als sie fortschleppen konnten, theils mit einem großen Theile der Einwohner, die sie zur Sklaverei bestimmten. Kaum sind die Feinde aus dem Gesichte der Stadt, als die genuesische Flotte in den Hafen einläuft. Dieser unvermuthete Unfall schlägt die Mannschaft keineswegs nieder. Sie wendet ihre Schiffe, eilt hinter den Sarazenen her, erreicht sie an den sardinischen Küsten, fällt sie mit Wuth an, haut sie in Stücke, und führt ihre erstaunten Mitbürger im Triumphe zu den noch rauchenden Wohnungen zurück.

Die Stadt war durchaus zu Grunde gerichtet; man baute sie wieder auf, vergrößerte und verschönerte sie. Da die Gelindigkeit der Regierung eine Menge Fremden herbei zog, so bevölkerte sie sich sehr bald wieder, und wurde weit mächtiger, als vor diesem Unfalle.

Im Jahr 1015 vereinigten sich die Genueser mit den Pisanern, um die Sarazenen aus Sardinien zu vertreiben. Diese Eroberung veruneinigte beide Völker, und war die Ursache, daß diese letzten unterjocht und zu Grunde gerichtet wurden. Dieß geschah im zwölften Jahrhunderte.

Die

Die Kreuzzüge trugen nicht wenig bei, den Handel, das Seewesen und die Macht der Genueser zu vergrößern. Während die meisten Potentaten Europens, dürstend nach einem leeren, unfruchtbaren und unseeligen Ruhme, diesen entfernten Unternehmungen sowohl ihr eigenes, als ihrer Unterthanen Vermögen und Leben aufopferten, bereicherten sich die Genueser, die Pisaner und Venetianer mit ihren Trümmern. Die Liebe zum Gewinnst überwog indessen nicht gänzlich das Verlangen, an demjenigen Antheil zu nehmen, was man damals Ruhm nannte. Genua, welches an andere Mächte Schiffe zum Transport ihrer Truppen nach Asien vermiethet hatte, ließ auch einige Tausende seiner Krieger dorthin ziehen, deren Tapferkeit die Hochachtung und Bewunderung der Kreuzfahrer erweckte. Sie legten in Griechenland und in Asien Niederlassungen an, die sie sowohl ihrer Tapferkeit, als der Dankbarkeit der kreuzfahrenden Fürsten verdankten, denen sie bei mehrern Gelegenheiten kräftigst beigesprungen waren.

Der schnelle Anwachs der Macht der Genueser verstattete ihnen im Jahr 1120 eine Flotte von achtzig Galeeren, vier Schiffen der ersten Größe, und sechs und dreißig andern, mit Mund = und Kriegsvorrath beladenen Fahrzeugen auslaufen zu lassen. Diese, gegen die Pisaner bestimmte Flotte zeigte sich vor der Mündung des Arno. Zwei und zwanzig tausend Mann landeten. Eine so schreckende Erscheinung zwang die Einwohner von Pisa, sich zu

demüthigen, und um Frieden zu bitten, der ihnen auch bewilliget wurde.

Der Krieg fing im Jahre 1122 von neuem an, und endigte sich 1133, durch Vermittelung des Papstes Gelasius des zweiten. Aller Vortheil war auf Seiten der Genueser, deren Uebermacht nicht mehr streitig gemacht werden konnte.

Genua erklärte auch den Sarazenen in Spanien den Krieg, und vertrieb sie aus einigen wichtigen Plätzen. Es trug mehrere Siege zur See davon, und reinigte die Küsten des mittelländischen Meeres von Seeräubern, welche dieselben beunruhigten.

Um diese Zeit war es, als der stolze Friedrich Barbarossa Unterwürfigkeit von allen Städten Italiens verlangte. Genua gab nach; allein seine Unterwerfung hatte nichts erniedrigendes. Es erhielt ehrenvolle Bedingungen, und zeigte dadurch dem ganzen Italien das Muster eines Betragens, welches dasselbe hätte befolgen sollen. Dieses weise Betragen erwarb ihm die Achtung des Ueberwinders von Meiland, und setzte es in den Stand, einen vierten Krieg gegen die Pisaner, seine ewigen Feinde, anzufangen. Ein Hader, welcher zwischen einigen Privatpersonen des Handels wegen entstand, diente zum Vorwande. Die Genueser sendeten an Friedrich Abgeordnete, um sich über die Partheilichkeit zu beklagen, die er zu Gunsten der Pisaner an den Tag gelegt hätte. Spinola, das Haupt dieser Deputation, die alle Eigenschaften einer Gesandtschaft hatte, redete mit großer Entschlossenheit, und ver-

sicherte dem Kaiser, daß die Republik lieber zu Grunde gehen, als Sardinien den Pisanern überlassen würde. Dieser Fürst, der ihnen zwar gegen die behandelte Summe die Belehnung ertheilt hatte, wagte es gleichwol nicht sein Ansehn auf das Spiel zu setzen, und ließ beiden Theilen die Freiheit, sich einander zu Grunde zu richten.

Allein während der Zeit, da Genua mit gutem Erfolge eine furchtbare Macht aufstellte, und seine zitternden Feinde durch unglaubliche Anstrengungen ihren Fall zu verzögern suchten, war dasselbe dennoch innerlichen Faktionen ausgesetzt. Dieß ist das gewöhnliche Schicksal aller Republiken; und wenn sich diese Faktionen das Gleichgewicht halten, so nähren sie in den Seelen der Republikaner die nöthige Kraft zur Behauptung der Freiheit. Durch den Zusammenstoß der Meinungen entspringen Lichtfunken. Wenn aber die Faktionen sich allzu entschieden gegen einander aufwerfen, wenn sie sich Oberhäupter erwählen, unter denen sie zusammen halten; dann schwebt der Staat in der That in Gefahr. Genua erfuhr dieses im Jahr 1169. Zwei mächtige Familien, eben so zwiespaltig in Ansehung ihrer Vortheile als ihrer Meinungen, griffen zu den Waffen. Man schlug sich wüthend in den Straßen herum, und Genua wurde durch das Blut seiner Bürger benetzt.

Man hat vorgegeben, daß die Ursache dieses Gefechtes der Schutz gewesen, den man dem Barason bewilligt, welcher den Titel eines Königs von Sardinien angenommen hatte. Ich bin aber geneigt zu glauben, daß dieß nur

ein Vorwand war, dessen sich die Castelli und Avocani, Oberhäupter der beiden Familien dieses Nahmens bedienten, um einander den Haupteinfluß auf die Angelegenheiten des Staates streitig zu machen.

Lange Zeit hindurch, da die Genueser diesen bürgerlichen Zwistigkeiten überlassen waren, ließen sie die Pisaner in Ruhe, oder gingen doch nur sehr schlaff und mit Unterbrechungen gegen sie zu Werke. Erst im Jahre 1190 gelang es den Königen von Frankreich und England, die das Bedürfniß der Schiffe der Republik zum Transport der Truppen, welche sie in den Orient führen wollten, nach Genua gezogen hatte, den innern Frieden daselbst wieder herzustellen. Die beiden Partheien näherten sich einander; man änderte die obrigkeitliche Verfassung, und Podesta traten an die Stelle der Konsuln. Es fanden auch Verbesserungen des Senats und der Konseils Statt. Man bemerkt, daß die Unruhen gerade zu der Zeit anfingen, da Genua drein willigte, patrizische Familien anzuerkennen, and diesen Auszeichnungen einzuräumen. Diese Auszeichnungen, Klappern der großen Kinder, Menschen genannt, mußten das Verderben des Vaterlandes befördern. Die Regierung hörte auf, demokratisch zu seyn, und der Adel stritt sich um das Konsulat.

Die Abschaffung dieser Würde, und die Wahl eines Podesta, der immer aus einer fremden Nation genommen werden sollte, brachten nur eine vorübergehende Ruhe zu Stande. Die Stürme erhoben sich von neuem, weil dem Ehrgeizigen niemals ein Vorwand gebricht, seiner

Treulosigkeit einen Anstrich zu geben. Marquard, ein Minister des Kaisers Heinrich, trat ins Mittel, dieselben zu besänftigen. Es gelang ihm; und die dankbaren Genueser ergriffen für diesen Fürsten die Waffen, und halfen ihm, ungeachtet der Nebenbuhlerei der Pisaner, sehr kräftig Sizilien erobern. Neue Mißhelligkeiten zwischen diesen beiden Republiken machten eine neue Ausgleichung nothwendig; und man kam überein, daß man von beiden Seiten die Gefangenen und die Schiffe zurückgeben wollte. Die Genueser erfüllten ehrlich die Bedingungen des Vertrages; allein die Pisaner, die sich auf den geheimen Schutz des Kaisers verließen, verletzten offenbar die Artikel. Man mußte die Beleidigung nicht zu fühlen scheinen, um nicht einen undankbaren Monarchen aufzubringen, der es bereits vergessen hatte, daß er einen großen Theil seiner Macht dieser Republik verdankte, welche er fürchtete, welche er demüthigen wollte, und welche ganz zu vernichten ihm beinahe gelungen wäre.

Im Jahre 1195 hielten sich die Genueser für stark genug, die beständigen Beleidigungen der Pisaner, und besonders ihre Feindseligkeiten in Korsika, zu rächen. Alle Bürger erhoben sich für das Interesse des Vaterlandes; alle trugen voll Eifers dazu bei, Bonifacio wieder wegzunehmen, dessen sich die Pisaner bemächtigt hatten. Man rüstete eine Flotte aus, man ging unter Segel, und bald gelangte die Insel Korsika wieder unter genuesische Herrschaft. Andere Bürger vereinigten

sich, mehrere Fahrzeuge zu bewaffnen, womit sie auf die Pisaner Jagd machten, und sich einer großen Anzahl ihrer Schiffe bemächtigten.

Die Jahre 1203 und 1204 zeichneten sich durch Zwistigkeiten aus, die sehr viel Blut kosteten.

Bei der Einnahme von Konstantinopel hatten sich die Venetianer vieler Reliquien bemächtigt, die in diesen Zeiten der Unwissenheit für höchst kostbare Talismane galten. Dondeder-Vo, welcher erfahren hatte, daß alle diese Reliquien sich auf einem venetianischen Schiffe befänden, lauerte demselben auf dem Weg auf, nahm es weg, und führte es im Triumphe nach Genua. Venedig foderte das Schiff zurück; allein der Senat von Genua weigerte sich der Herausgabe. Von einer solchen Art war die erste Ursache des Hasses, welcher so lange zwischen diesen beiden Republiken anhielt. Bald machten die Mitbuhlerei im Handel, die schnellen Fortschritte der Venetianer und ihre glänzenden Eroberungen sie vollends zu Feinden.

Gegen das Jahr 1233 kam Genua, welches nach langen Zwistigkeiten einen Augenblick Ruhe genoß, der Stadt Lucca, seiner getreuen Bundesgenossin, zu Hülfe, und wußte den Frieden daselbst wieder herzustellen. Es betrug sich bei dieser Gelegenheit mit einer seltenen Uneigennützigkeit, und mit einer Geschicklichkeit, die ihm Ehre machte.

Im Jahr 1238 schickte der Kaiser Friedrich Kommissarien nach Genua, um den Eid der Treue einzunehmen, welchen die Städte

dem Oberhaupte des Reiches noch schuldig zu seyn glaubten. Der Senat ließ es sich zwar gefallen; allein einige Zeit hernach verlangte eben dieser Fürst auch den Eid der Unterwürfigkeit, welchen die Republik mit einer solchen Entschlossenheit verweigerte, die für einen zweiten Versuch keine Hoffnung übrig ließ.

Friedrich verbarg sein Mißvergnügen hierüber bis auf den Zeitpunkt, da die Pisaner den Krieg wieder anfingen. Er vereinigte sich mit diesen, und trug über die genuesische Flotte einen vollkommenen Sieg davon. Dieser Unstern brachte eine Wirkung hervor, die der Kaiser zu erwarten sehr weit entfernt war. Die Bürger, welche, vermöge seiner Ränke, in Zwiespalt lebten, vereinigten sich, um dem gemeinschaftlichen Feinde Widerstand zu leisten. Eine neue Flotte wurde ausgerüstet, die Tapferkeit überwog die Anzahl, und das Vaterland wurde noch einmal gerettet.

Der Tod des stolzen Friederichs befreite Genua von einem mächtigen Feinde; allein die Händel, welche die Geistlichkeit erregte, mußten nothwendig weit trauriger für die Republik ausfallen, als eine vollkommene Niederlage.

Das Jahr 1257 ist merkwürdig durch die Veränderung, welche in der Staatsverfassung vorfiel. Das Volk, welches geraume Zeit hindurch die immer höher gestiegene Usurpation des Adels ertragen, und den Nacken unter eine Aristokratie gebeugt hatte, welche es verabscheute, erhob sich vom Schlafe, zerbrach seine Ketten, verjagte den Podestà, und erwählte zum Generalkapitain den Wilhelm Boccane=

gra, einen schätzbaren Volksgenossen, der durch seine Tugenden und civischen Eigenschaften bekannt war. Es ist zu bemerken, daß diese, aus freiem Willen des Volkes entsprungene Revolution durch kein Adelsblut befleckt wurde. Personen und Eigenthum wurden beständig heilig geachtet; und keine Gewaltthat entadelte diese Staatsveränderung. Sobald das Volk die gefoderte Veränderung erlangt hatte, legte dasselbe die Waffen nieder, und machte sichs zur Pflicht, der von ihm erwählten Obrigkeit zu gehorchen. Seine Mäßigung ging noch weiter. Denn es vertraute die Anführung seiner Armeen zu Land und Wasser, indem man damals mit den Pisanern im Kriege begriffen war, denjenigen Bürgern, die ihm die nöthigen Eigenschaften dazu zu besitzen schienen, ohne Ansehen der Geburt, aber auch nicht mit Ausschließung des Adels.

Die Jahre 1265 - 1266 bieten mehrere Beispiele der Mäßigung von Seiten der Republik dar, und zwar unter Umständen, in welchen sonst auch die sanftmüthigsten Völker, erbittert durch Widerwärtigkeiten, bisweilen aus ihrem Karakter heraustreten, und das Unglück, oder die Unvorsichtigkeit eben so hart bestrafen, als nur allein Verrätherei und grobe Unerfahrenheit gestraft werden sollten. Die von den Venetianern geschlagenen genuesischen Generale wurden vor ihre Obrigkeit gefodert, zu Geldbußen verurtheilt, und der Oberanführer sah sich durch die Konfiskation seiner Güter beraubt. Kein Vorwurf begleitete weiter seine Züchtigung; aber die Schuldigen sahen, wie Unwille

und Verachtung sich in den Blicken ihrer Mitbürger offenbarten: und diese Strafe war ihnen weit empfindlicher, als der Verlust ihres Lebens.

Die Venetianer, weit grausamer gegen Pisani, der doch weiter nichts, als unglücklich gewesen war, verschlossen diesen geraume Zeit in einen dunkeln Kerker, und schenkten ihm die Freiheit eher nicht wieder, als da sie seiner Dienste bedurften.

Die Sanftmuth des genuesischen Volkes, und die Achtung, die es gegen den Adel, ungeachtet der von diesem erlittenen Mißhandlungen fortnährte, unterhielten es in einem unruhigen Zustande bis in das Jahr 1339, da es endlich, müde ein Opfer des Ehrgeizes der Großen, und fremden Mächten unterworfen zu seyn, den festen Entschluß faßte, seine Regierungsform noch einmal zu verändern. Simon Boccanegra, ein Abkömmling desjenigen, welcher 1257 zum Oberhaupte erwählt worden war, erhielt den Titel eines Doge mit einer sehr ausgedehnten Gewalt. Das Volk zog einen einzigen Oberherrn einer Horde von Tyrannen vor. Einige Räuber benutzten die ersten Augenblicke der Unruhe, und plünderten mehrere Häuser der Edelleute; aber der neue Doge, unterstützt von dem Volke, durch welches er frei erwählt worden war, legte der Raubbegierde dieser Bösewichter einen Zaum an, und die Ruhe wurde wieder hergestellet.

Boccanegra behielt die oberste Gewalt fünf Jahre hindurch. Da er aber wahrnahm, daß der Haufe der Mißvergnügten sich täglich

vergrößerte, da er befürchtete ihr Opfer zu werden, so dankte er ab, und begab sich nach Pisa. Unter seiner Regierung, welche glänzende Siege über die Türken, die Tartaren und die Mauren in Spanien verherrlichten, wurde die Republik Genua zwar von allen Völkern beneidet, aber auch geachtet.

Die Abdankung des Boccanegra erregte neue Zwistigkeiten. Der Adel machte ausschließende Ansprüche auf diese Stelle; aber das Volk gab nicht nach, sondern verwarf beständig alle Kandidaten, die ihm von der Gegenparthei vorgeschlagen wurden, es mochten nun Edelleute oder Volksgenossen seyn. Johann von Morta, ein Bürger, den seine Weisheit, seine Mäßigung, seine Liebe für das Vaterland, und seine Entfernung von allen Faktionen empfehlungswürdig machten, wurde erwählt. Der Adel, zwar genöthigt diese Wahl zu bewundern, billigte sie gleichwohl nicht förmlich. Die Ruhe stellte sich nur mit der Zeit wieder her; und Genua verdankte seinen innern Frieden nur der Vermittelung der Visconti, Herzoge von Meiland.

Die Bank von St. Georg, ein Denkmahl der Volksweisheit, wurde im Jahr 1346, bei folgender Gelegenheit gestiftet.

Ein Theil der während der Zwischenregierung verwiesenen Edelleute, kam mit Feuer und Schwerdt in der Hand zurück, um dem Vaterlande Gesetze vorzuschreiben. Schon waren sie, begleitet von einem zahlreichen Heere, vor den Thoren der Stadt. Das Volk voll Mißtrauen gegen diejenigen von dieser Kaste,

die gemeinschaftliche Sache mit jenen zu machen schienen, beschloß dem Sturme Trotz zu bieten, und für seine Rettung niemanden verbindlich zu seyn, als Personen von seinem Stande. Es fehlte an Geld, sich die nöthigen Vertheidigungsmittel anzuschaffen. Vier Bürgern wurde der Auftrag ertheilt, Maaßregeln für die Sicherheit der Stadt zu treffen. Diese beriefen die reichsten Einwohner zu sich, welche sich verpflichteten, die nöthigen Summen zur Ausrüstung einer Flotte vorzuschießen. Die Republik erhielt diese Unterstützung unter dem Nahmen eines Anlehns; sie verpfändete ihre Einkünfte, welche unter die vorschießenden Bürger nach Verhältniß der vorgeschossenen Summen vertheilt werden sollten. Diese Anstalt, welcher Genua seine Erhaltung verdankte, wurde nachher vervollkommnet, und zu allen Zeiten nur der Besorgung von Personen aus dem Volke anvertrauet, denen allein noch jetzt die Verwaltung zukommt.

In kurzer Zeit wurden die Aufrührer gebändigt, und die Insel Chio wurde erobert. Diese Unternehmung geschah unter der Anführung des berühmten Vignoso, der sich nicht allein durch eine musterhafte Tapferkeit, sondern auch sonst durch Tugenden auszeichnete, die der alten Römer würdig gewesen wären. Unter seinem Befehle beobachteten die Truppen die genaueste Mannszucht. Er verachtete das Gold der Insulaner. Strenge bestrafte er seinen eigenen Sohn, weil er seinen Befehl übertreten hatte, sich nicht von der Hauptarmee zu ent-

fernen, um die Einwohner von Chio zu plündern.

Während der Regierung des Johann von Morta erfuhr die Republik keine andere Geissel, als die der allgemeinen Pest, welche einen großen Theil von Europa entvölkerte. Diese aber fiel auch traurig genug für sie aus. Es starb an derselben ihr Doge; und dieser Verlust erregte einen Kummer, der durch die folgenden Begebenheiten nur allzu sehr gerechtfertiget wurde. Das Volk erwählte den Johann Valenti; und obgleich diese Wahl eben nicht viel Widersetzung fand, so zwangen doch einzelne Unzufriedenheiten, der Verlust mehrerer Schlachten, und die Besorgniß, unter die Gewalt der Venetianer zu gerathen, die Genueser sich unter den Schutz des Herzogs von Meiland zu begeben. Die Ruhe wurde wieder hergestellt; allein auf Kosten der Freiheit. Die Rückkehr des Boccanegra gab dem Volke seinen Muth wieder, den es verloren zu haben schien. Es schüttelte das Joch der Visconti vom Nacken, und belohnte den Eifer seines Befreiers durch das Dogenamt, welches er sieben Jahre lang zur großen Zufriedenheit der Republik verwaltete. Dieser Mann, dessen verhüllter Ehrgeiz dem Vaterlande so vortheilhaft gewesen war, kam auf eine sehr traurige Weise um sein Leben. Eingeladen zu einem Gastmahle mit Lusignan, König von Cypern, wurde er nebst diesem Fürsten von dem Peter Merocello vergiftet. Gabriel Adorne, ein Gibelline, den seine Rechtschaffenheit und sei-

ne Tugenden empfahlen, wurde 1363 sein Nachfolger.

Gleichwohl, und ungeachtet der weisen Staatsverwaltung des Adorne, empörte sich der Adel, trachtete mehreremale ihn zu ermorden, und nöthigte ihn, sich mit der Flucht zu retten. Domenico Fregose, der ihm nachfolgte, wurde abgesetzt und vergiftet.

Im Jahr 1372 ward den Genuesern eine glänzende Rache an den Venetianern für das Blutbad zu Theil, welches diese unter ihren Mitbürgern angerichtet, die sich in Cypern niedergelassen hatten. Sie bemächtigten sich der ganzen Insel, und gaben sie ihrem wahren Oberherrn zurück, jedoch mit Ausnahme der Stadt Famagusta, die sie ein Jahrhundert hindurch im Besitze behielten. Um die Rache für jenes Blutbad noch vollkommner zu machen, erklärten sie im Jahr 1376 der Republik Venedig den Krieg, so daß diese durch eine Reihe von Unfällen auf dem Punkte stand, unter der Gewalt ihrer Waffen zu erliegen. Sie entging ihrem gänzlichen Untergange nur durch den Tod des genuesischen Generals, der in einem Treffen blieb. Dieser Verlust begünstigte die friedfertigen Absichten Amadeus VII, Herzogs von Savoyen, der beiden Republiken den Frieden vorschlug, und auch denselben zwischen ihnen zu Stande brachte.

Die Staatsverwaltung des Adorne war einige Jahre hindurch glücklich. Genua erwarb sich wichtige Besitzungen; aber der innere Friede wurde durch eben denjenigen gestört, welcher der Erhalter desselben hätte seyn sollen.

Der ehrsüchtige Adorne, von neuem genöthigt seinen Feinden zu weichen, entkam noch einmal, erschien aber im folgenden Jahre mit einem Heere wieder, verjagte seinen Mitbuhler, regierte vier Jahre lang, und mußte dennoch zum viertenmale die Flucht wieder ergreifen. Montalto, der nach mehrern minder glücklichen Wahlen wieder erwählt worden war, dankte bald ab, und der unermüdliche Adorne erschien noch einmal auf dem Schauplatze.

Diese schnellen Veränderungen konnten nicht ohne fürchterliche Stürme vor sich gehen. Nicht wenig Blut floß; nicht wenig reiche Bürger sanken zur Armuth herunter; Nahrungsmangel vermehrte noch das Unglück der Republik: und alle diese Stürme entsprangen aus der Ehrsucht des Adels, den ein ruhiges Dasein ermüdete, und welcher unter Begünstigung der Unruhen hoffte, sich des Ansehens wieder zu bemächtigen, welches er einst besessen, ehe das Volk seine Rechte erkannt, und von seinen Kräften Gebrauch gemacht hatte.

Es sei mir hier erlaubt, eine Handlung anzuführen, die den Genuesern zur Ehre gereicht, und beweiset, daß die Vorwürfe, womit man sie beladet, aus einem eben so lächerlichen, als ungerechten Vorurtheile entspringen.

Luchino Vivaldo verliebte sich sterblich in die Gattinn eines Stadtbürgers, der seine Familie nur von den sehr mäßigen Einkünften eines Amtes ernährte. Stolz auf seinen Rang glaubte Vivaldo nicht, daß man seinen Anträgen widerstehen könnte. Gleichwohl wurden die Anerbietungen verachtet, und die Geschenke

zurück gewiesen. Drohungen traten an ihre Stelle, und thaten keine bessere Wirkung. Endlich verdrängte Rachsucht die Liebe; der brave Ehegatte, der seine Ehre dem Genusse eines auf niederträchtige Weise erworbenen Vermögens vorgezogen hatte, gerieth an den Bettelstab, und verlor am Ende gar seine Freiheit. Seine junge Gattinn, stark durch ihre Tugend, erscheint nebst zwei Kindern, halb mit Lumpen bedeckt, vor dem Pallaste ihres Verfolgers. Sie wird vorgelassen, fällt ihm zu Füßen, und flehet um Beistand für ihre unglückliche Familie. Vivaldo, betroffen durch diesen rührenden Auftritt, fühlet zum erstenmale den Stachel der Reue. Er hält es nicht weiter für erlaubt, diese Unglückliche durch neue Anträge zu kränken. Im Schooße des Elends, die Augen voll Thränen, eine Hand zum Himmel erhebend, und mit der andern ihre Kinder an ihr Herz drückend, scheint sie dem außer sich gesetzten Vivaldo mehr als ein Engel zu seyn. Er hebt sie empor, tröstet sie, verspricht ihr sein Vergehen wieder gut zu machen, und entfernt sich von diesem anziehenden Weibe.

Die bekümmerte Familie blieb in seinem Kabinette zurück; er selbst aber eilte in das Zimmer seiner Gattinn. Hier bekannte er, mit Ueberwindung der Schaam, die ihm ein solches Bekenntniß verursachen mußte, sowohl das Verbrechen, welches er bereits begangen, als das, welches er noch begehen wollen, und empfahl dem Schutze seiner Gattinn das unschuldige Opfer einer Leidenschaft, die er bis hieher noch nicht hatte bezähmen können. Dieses edle

Bekenntniß erhob die gefühlvolle Seele der Gattinn des Vivaldo. Sie sprang auf, eilte hin zu ihrer Nebenbuhlerinn, überhäufte sowohl sie, als ihre Familie mit Beweisen ihres Wohlwollens und ihrer Freigebigkeit. Der Ehegatte, losgesprochen von der gegen ihn erhobenen Anklage, gelangte wieder zu seiner Freiheit; und Vivaldo, um auch nicht der mindesten boshaften Auslegung Raum übrig zu lassen, verlangte es selbst, daß durch sein öffentliches Bekenntniß das Betragen beider Eheleute vor den Augen der Menge gerechtfertiget würde.

Montalto schmiedete Ränke beim Galeazzo, Herzoge von Meiland. Er hielt um einen hinreichenden Beistand an, um wieder auf den Thron zu gelangen. Dem Adorne waren weder seine Absichten, noch die Politik des Galeazzo, noch auch der Haß seiner Landsleute unbekannt, welche so viel um seinetwillen vergossenes Blut von neuem empört hatte. Er fand kein anderes Mittel, dem ihm drohenden Streiche auszuweichen, als sein Vaterland den Franzosen in die Hände zu liefern. Der Adel unterstützte ihn hierbei aus allen seinen Kräften. Dieser hielt es für minder erniedrigend, von einem fremden Souverain Gesetze anzunehmen, als denen zu gehorchen, in welche seine Mitbürger gewilligt hatten. Das unterjochte Volk unterwarf sich gleichwohl nicht. Es gab auf eine Zeitlang nach; allein am Ende des vierzehnten Jahrhunderts sah der Statthalter, den Frankreich nach Genua geschickt hatte, sich genöthigt, in die Ernennung mehrerer

rer obrigkeitlichen Personen aus der Volkspartthei zu willigen.

Man sagt es den Genuesern, so wie den meisten andern Völkern nach, daß sie weder ihrer Freiheit zu genießen, noch auch unter ihren Herren zu kriechen verstünden. Das erste Dilemma ist wahr, wenn man unter dem Wort Freiheit eine Abwesenheit aller Gesetze, und zaumanlegenden Einrichtungen verstehet. Das zweite ist es ebenfalls, wenn die Statthalter, anstatt das Gesetz herrschen zu lassen, und nur Werkzeuge desselben zu seyn, die Rechte haben an sich reißen wollen, von welchen die Nation ihnen weiter nichts, als die Ausübung über tragen hatte. Alsdann haben sich die Genueser insgesammt erhoben, und aus ihre Mitte den Despoten verjagt, der ihr Zutrauen gemißbraucht hatte. So lange der Marschall Boucicault sich wohl betrug, so lange wurde er geliebt; allein die Genueser haßten ihn, sobald er hart, ungerecht und grausam wurde. Sie erhoben sich im Jahr 1409, schüttelten das französische Joch gänzlich vom Nacken, und erwählten zu ihrem Generalkapitain den Marquis von Montferrat, der die Revolution hatte zu Stande bringen helfen. Eine dreijährige Ruhe war die Frucht derselben. Nachdem aber der Marquis von Montferrat in den Fehler des Boucicault verfallen war, wurde er verjagt, und es entstand eine Regierung von gemischter Art. Gregorio Adorne wurde zum Doge erwählt.

Die Feindschaft zwischen den Montalto und Adorne, die Uneinigkeiten der Frego-

se, der Fiesco und der Guarco waren die ersten Ursachen der Dienstbarkeit der Genueser, welche, da sie sich nicht stark genug fühlten, diese hochmüthigen Edelleute auf die Stufe bloßer Bürger herunter zu setzen, von Zeit zu Zeit eine fremde Oberherrschaft der Tyrannei vorzogen, die man zu Hause gegen sie ausüben wollte.

Man erblickt hiervon ein Beispiel in der Rede des Peter Fregose, welcher, da er dem Adorne, den der König von Arragonien unterstützte, nicht widerstehen konnte, ausrief: »Weil es mir unmöglich ist, meine Landsleute »mit Ruhe zu beherrschen, so will ich Genua »der Gewalt eines fremden Fürsten überliefern. »Die Adorne werden sich meines Falles nicht »zu erfreuen haben. Ich werde gehorchen; »aber auch sie sollen einen Herrn haben; und »niemals soll sich ein Adorne rühmen kön»nen, mein Beherrscher gewesen zu seyn.«

Er hielt Wort, und wählte den König von Frankreich zum Protektor. Die Gegenparthei fachte den Bürgerkrieg wieder an; der Herzog von Meiland wurde noch einmal Oberherr von Genua, und blieb es bis an seinen Tod im Jahr 1466. Galeazzo, sein Sohn, herrschte mit einem eisernen Zepter, und das Volk hatte den Muth, gegen ihn und die Edelleute, die es mit ihm hielten, die Waffen zu ergreifen. Dieser Krieg endigte sich mit dem Jahrhundert. Ludwig XII. folgte dem meiländischen Fürsten nach.

Dieser Monarch, einer der besten Könige, die Frankreich gehabt hat, erhielt nicht lange

das Wohlwollen eines Volkes, welches sich nach nichts mehr, als seiner vorigen Freiheit zurück sehnte. Handlungen des Despotismus veranlaßten eine Empörung. Ottaviano Fregose benutzte dieselbe, und wurde zum Doge ernannt.

Franz I, König von Frankreich, Oberherr von Genua, und zwar durch die Verrätherei eben dieses Fregose, der sich freiwillig dazu herabließ, sein Anwald zu seyn, gerieth durch seinen Ehrgeiz in eine Menge von Widerwärtigkeiten, welche die seiner Herrschaft untergebenen Völker sehr theuer büßen mußten. Vornemlich hatte Genua Ursache, sich seine Hingebung gereuen zu lassen. Die Stadt wurde von den Kaiserlichen belagert, eingenommen und geplündert, endlich aber wieder in die Hände des Adorne geliefert. Karl V. glaubte sie durch diesen Schein von Mäßigung zu täuschen. Die alte Magistratur, so wie auch das Dogat, wurden wieder hergestellet.

Die Unbeständigkeit des Doria, anfänglich Admirals in französischen, und sodann in kaiserlichen Diensten, nahm und gab wechselsweise den Genuesern die Freiheit. Endlich überwand die Liebe zum Vaterlande die Ehrsucht; er schlug die ihm angebotene Oberherrschaft aus, und zog den unsterblichen Ehrennahmen des Befreiers von Genua dem eines Doge vor, welcher ihm doch vielleicht entschlüpft wäre, gleichwie es der Fall beinahe mit allen gewesen war, die sich desselben hatten bemächtigen wollen. Die Gesetze wurden verändert, und die Regierungsform wurde bei-

nahe das, was sie noch gegenwärtig ist. Die Erfahrung hatte den Doria belehrt, daß das lebenslängliche Dogat die erste Ursache der Unruhen gewesen war, welche den Staat erschüttert hatten. Er beschränkte daher die Dauer desselben auf zwei Jahre, und wollte diese temporelle Würde weder selbst annehmen, noch auch nur die Wahl des Volkes zu leiten scheinen. Die ihm zu Ehren errichteten Bildsäulen, und ein auf Befehl der Republik erbauter Pallast, schienen ihm vorzüglichere Belohnungen, als die höchste Gewalt.

Die Verschwörung des Fiesko ist bekannt. Sie endigte sich mit dem Tode ihres Oberhauptes, mit der Hinrichtung eines Theils der Verschworenen und der Verbannung der Uebrigen. Friede herrschte nunmehr bis 1560, das Jahr da Doria starb.

Neue Unruhen machten neue Maaßregeln nothwendig. Genua wurde immer durch Zwistigkeiten in Bewegung gesetzt, welche gemeiniglich bei der Ankündigung eines auswärtigen Krieges aufhörten. Dann vereinigten sich die Bürger aller Klassen, um den gemeinschaftlichen Feind zurückzuschlagen. Kaum aber waren sie zur Heimath zurückgekehrt, so fingen sie wieder an, sich ihren Händeln, ihrer Ehrsucht zu überlassen, und bereiteten sich selbst neues Unheil.

Im Jahr 1581 hatte diese Republik die Schwachheit, den wiederholten Ansuchungen des Pabstes Gregorius XIII nachzugeben. Die Inquisition wurde eingeführt; allein der Senat schränkte die Gewalt derselben doch dadurch ein,

daß er zwei von seinen Mitgliedern ernannte, um den Berathschlagungen der heiligen Väter beizuwohnen, und auf solche Weise über sie zu wachen, daß weder die Ruhe der Personen, noch der Besitz des Eigenthumes gefährdet werden konnte.

Die Staatsinquisition schreibt sich vom Jahr 1625 her. Sie hat mit der venetianischen weiter nichts, als den Nahmen gemein.

Die Verschwörung des Vachero war auf den Umsturz der Republik abgesehen; aber sie wurde bei Zeiten entdeckt, und brachte etwas Gutes hervor, welches zu erwarten man weit entfernt war. Eine Generalreform war die Frucht derselben. Die Regierung beeiferte sich, den Beschwerden des Volkes abzuhelfen; der Geist der Gerechtigkeit, der Duldung, der Weisheit pflanzte sich fort; und die Gerichtshöfe erhielten diejenige Einrichtung, die sie bis auf den heutigen Tag beibehalten haben.

Verschiedene Begebenheiten, an denen die Republik thätigen Antheil zu nehmen genöthigt war, störten abermals ihre Ruhe. Ludwig XIV rächte sich wegen des Vorzugs, welchen die gnädigen Herren der Krone Spanien eingeräumt hatten, und der Doge kam nach Paris, um dem aufgeblasenen Monarchen der Franzosen Genugthuung zu geben. Diese anscheinende Erniedrigung, die Genua rettete, wurde von dem Volke verlanget, welches seine Sicherheit einem Widerstande vorzog, von welchem es voraus sah, daß er traurig für die Republik ausfallen würde.

Seit diesem Zeitpunkte bis auf das Jahr

1740, da ganz Europa an dem österreichischen Successionsstreite Antheil nahm, konnten die Genueser frei athmen. Aber der König von Sardinien ließ ihnen keine Freiheit, die Neutralität zu beobachten, welche ihrer politischen Lage angemessen war. Genöthigt die Waffen zu ergreifen, vereinigten sie sich mit den Kronen Frankreich und Spanien, welches ihnen den rächenden Zorn der Maria Theresia zuzog, und beinahe ihren gänzlichen Untergang nach sich gezogen hätte. Genua wurde im Jahr 1746 belagert, und ergab sich dem Marquis von Botta. Mit der genauesten Pünktlichkeit erfüllten die Genueser alle Artikel der Kapitulation. Weit entfernt, ein den österreichischen Truppen zugestoßenes Unheil zu benutzen (indem diese die Unvorsichtigkeit gehabt hatten, sich in dem Bette eines Waldstromes zu lagern, und beinahe ersäuft worden wären) halfen sie denselben vielmehr zur Rettung aus dieser Gefahr. Dieses Betragen, welches die Kaiserinn billig hätte entwaffnen sollen, änderte jedoch nichts in dem Schicksale von Genua. Erpressungen, Quälereien aller Art, kurz alles wurde aufgeboten, es zur Verzweiflung zu bringen. Botta hatte versprochen, die genaueste Mannszucht zu beobachten; gleichwohl plünderten seine Truppen ungestraft sowohl Genua, als die umliegenden Gegenden. Unerschwinglich waren die verlangten Brandschatzungen; und die Art sie zu erheben, war noch verhaßter. Jeden Tag machte Botta neue Anfoderungen. Genua war auf 24 Millionen Livres taxirt, welche in Drittheilen bezahlt werden sollten.

Die erste Zahlung geschah sogleich; die zweite zu bewirken kostete große Mühe. Man mußte, um die Summe voll zu machen, zu dem Silbergeräthe der Kirchen und der Privatpersonen seine Zuflucht nehmen. Die Genueser baten um Nachsicht; allein Botta, gierig sowohl für sich selbst, als für seine Souveraine, drohete mit militairischer Exekution. Er weigerte sich sogar, das mit auf Abschlag zu nehmen, was die Genueser in Deutschland ausstehen hatten. Der Hof zu Wien verlangte, daß sie dreißigtausend Soldaten bekleiden sollten. Jemehr Geduld und Sanftmuth die Genueser bewiesen, destomehr erlaubten sich die Deutschen dieselbe zu mißbrauchen.

So standen die Sachen, als die Oesterreicher vierzig Stück Kanonen von der Republik verlangten. Der Senat unterstand sich nicht, sie zu verweigern; und murrend transportirten sie die Genueser selber.

Am 5. December zerbrach in der Straße Portaria von einer dieser Kanonen die Lavete. Das Volk versammelte sich um dieses Stück. Ein Offizier, welcher wahrnahm, daß die Neugierde eines Einwohners der Beschleunigung des Geschäftes im Wege stand, erhob sein Rohr und schlug ihn. Der Genueser rächte sich durch einen Messerstich. Das Volk gerieth in Harnisch, und ließ einen Hagel von Steinen auf die Oesterreicher fallen, welche bald, angegriffen von allen Seiten, die Flucht vor einer Hand voll Leute nahmen, welche ein bloßes Detaschement von ihnen hätte vernichten können. Es ist zu bemerken, daß der Se=

nat und der Adel keinen Theil an diesem Aufstande hatten. Das Volk hatte also die Ehre, sich ganz allein zu retten, und war dennoch mäßig genug, auf sein Glück nicht so weit zu pochen, um seinen Oberherrn Bedingungen vorzuschreiben. Boufflers und Richelieu kamen darauf an, und die Freiheit von Genua wurde gänzlich in Sicherheit gesetzt.

Bei dieser Revolution vornehmlich war es, wo die Genueser einen großen Karakter an den Tag legten. Nachdem sie ihre Peiniger verjagt hatten, bildeten sie sich ohne Unterschied des Standes in Kompagnien. Mehrere Weiber gesellten sich zu ihnen; Priester und Mönche zeigten sich, wie sie immer hätten thun sollen, als eifrige und herzhafte Bürger. Die Kraft war bis zu ihrer Fülle gestiegen; aber die Mannszucht war nicht minder genau; und der Adel, anfangs bei sich daheim, nachgehends im Senat sitzend, verlor keines seiner von dem Volke bewilligten Rechte. Er wurde so mächtig, als nur jemals; welches beweiset, daß die Aristokratie zu Genua sich in ihren rechten Schranken zu halten gewußt hat.

Schon seit mehrern Monathen hatte sich das genuesische Volk auf das äußerste angestrenget, den Krieg auszuführen. Das Geld fing an zu mangeln, und der Rath schlug vor zu außerordentlichen Auflagen zu schreiten. Grillo, ein eifriger Patriot, allein durch sonderbare Sprünge seiner Einbildungskraft bekannt, ließ bei dieser Gelegenheit eine Weisheit blicken, welche die seiner Kollegen weit übertraf. Er schien mit Stricken zu spielen, die er in sei-

ner Hand hielt, als ein Anderer, ungeduldig über diese Bewegung, ihn fragte, warum er das thäte. Er antwortete ganz kalt: »Da »das Volk ohnehin schon genöthigt gewesen wä»re, seine Arbeit zu verlassen, um sich ganz der »Wohlfahrt des Staates zu widmen, so bliebe »ihm nichts übrig, als sich zu erhenken, wenn »man fortfahren wollte, dasselbe mit neuen »Auflagen zu belästigen: da er nun auf die»sen Beschluß gerechnet, so hätte er es für »gut befunden, schon zum voraus die zu diesem »Behuf erfoderlichen Kosten anzulegen.» — Geld, und keine Späße! rief man ihm zu. Ohne zu antworten ging er hinaus, und ließ mehrere Männer gekrümmt unter dem Gewicht wohl angefüllter Säcke herein treten. »Hiemit biete ich, rief er mit erhobener Stimme, »dem Vaterlande sechsmal hunderttausend »Livres dar; ein Jeder thue nun, nach Verhält»niß seines Vermögens ein Gleiches! — Dieß Beispiel wirkte wie ein Blitzstrahl; jeder gab; Weiber von jedem Alter, von jedem Stande beeiferten sich Kostbarkeiten, die einen Theil ihres Schmuckes ausmachten, nach der öffentlichen Schatzkammer zu tragen. Drei Tage waren hinreichend, um den Staat über die Bedürfnisse aller Art hinauszusetzen. Die Ausrüstung ging von Statten; die Armuth wurde unterstützt, und der Krieg endigte sich mit einem dauerhaften Frieden. Grillo! Grillo! wo bist du geblieben?

Von der Aristokratie zu Genua; Vergleichung derselben mit der zu Venedig.

Unter allen Thatsachen, welche die Geschichte von Genua darbietet, hätte die neueste und folglich diejenige, der man doch am meisten Glauben beimessen muß, billig hinreichen sollen, die Völker aus dem Irrthume zu reißen, in welchen sie schlecht unterrichtete Reisende, oder ungetreue Geschichtschreiber geführt haben. Beweiset nicht der Umstand, daß ein siegendes Volk die höchste Gewalt selbst in die Hände des Adels, in die Hände des Senats, von welchem es ausgeschlossen ist, überträgt, beweiset er nicht auf eine überwiegende Weise, daß die aristokratische Regierung dort niemals bis zur Tyrannei stieg? Dieser freiwillige Schritt von Seiten des Volkes, welches mehr als einmal für die Freiheit stritt, ist ein offenbarer Beweis, daß dieses Volk eine lange Reihe von Thatsachen hinter sich haben müsse, welche sein Zutrauen rechtfertigen.

Venedig im Gegentheil bietet ein Bild des empörendsten, des ungeheuersten Despotismus dar. Seit seinem Entstehen bis in das zwölfte Jahrhundert, da der Adel sich gegen das Volk verschwor, zeigt seine Regierung ein Gemische von Aristokratie und Demokratie. Genua war damals weit weniger unglücklich; die Gesetze herrschten daselbst, und der Schuldige, den sie trafen, hatte in seine Züchtigung selbst eingewilliget. Aber sobald der Adel alle

Gewalten an sich riß, sank Venedig so tief herab, daß es nichts weiter mehr kannte, als das Gefühl des Schreckens. Basamonte Tiepolo, angebetet von dem Volke, dessen Sache er mit Unerschrockenheit vertheidigte, wurde ein Märtyrer seines Eifers. Ein Blumentopf welcher den Händen einer unvorsichtigen Frau entfuhr, endigte das Leben dieses Helden. Das damals bestürzte und leichtgläubige Volk glaubbte in diesem Zufalle den Willen des Himmels zu erblicken. Es gab nach, und gerieth in Ketten.

Kaum sah sich der Adel wieder im Besitze der Gewalt, so arbeitete er aus allen Kräften, die Bürger der übrigen Klassen von der Regierung auszuschließen. Um die Entwürfe, welche etwa die Liebe zur Freiheit ausbrüten möchte, gleich in der Geburt zu ersticken, errichtete man den Rath der Zehn und der Drei, welche ohne gesetzmäßige Formen, ohne gegebene oder empfangene Befehle, nach Willkühr über Gut, Blut und Ehre der Bürger verfügten. Unter der Herrschaft der Tyrannen, wie Tiberius, Caligula, Nero, Domitian und anderer Ungeheuer, waren Unterdrückung, Grausamkeit, Verachtung der Gesetze und der Menschheit, Regierungsmaximen geworden. Aber diese Regierung richtete sich nach dem Karakter dieser Fürsten; sie war prekär; sie schwand wie sie, und mit ihnen dahin. Nur den Venetianern war es aufbehalten, Gewaltthaten durch einen einmüthigen Vertrag zwischen Regenten und Regierten zu heiligen.

Die Geschichte von Venedig, wenn man die auswärtigen Kriege ausnimmt, bietet weiter nichts dar, als eine Sammlung hoch über einander gehäufter Verbrechen. Die Staatsinquisition wurde eingeführt, um die Angebereien auf- und anzunehmen; und alle diejenigen, die so unglücklich waren, ihren Beherrschern Argwohn einzuflößen, büßten dieses Verbrechen mit einem, mehr oder minder schnellen, aber fast immer heimlichen Tode. Da die tiefste Verschwiegenheit die Seele dieser Regierung ist, und eben so wenig der größte Theil der Senatoren, als das Publiknm, es wissen, warum, und wie diese Schlachtopfer umkommen, so bleibt dieser Theil der Geschichte stumm wie der Tod für die Nachwelt. Man hat dieses Stummseyn für ein Zeichen der Ruhe angesehen, und geglaubt, daß die innere Verwaltung dieser Republik gut seyn müßte, weil sie durch keine Revolution erschüttert worden wäre.

Um eine getreue Geschichte dieser Republik zu geben, müßte man in die unermeßlichen unterirdischen Gewölbe der gnädigen Herren hinabsteigen können. Man müßte die Schlachtopfer befragen dürfen, die daselbst seufzen, und die Mauern, welche das Daseyn derer bezeugen, die hinab mußten, um langsam und auf eine grausame Weise dafür zu büßen, daß sie sich bisweilen unglücklicher Weise der, von der Natur verliehenen, Fähigkeiten bedienten. Sehen, oder hören, was vorgeht, es billigen oder mißbilligen, verdienet hier schon eine Züchtigung, die niemals aufgeschoben wird. Mit

wie vielen Thatsachen würde ein, mit dem Tacitus weteifernder Geschichtschreiber, sein Werk bereichert haben! Es scheinet, daß Dante zum Voraus habe Greuelthaten schildern wollen, die noch nicht vorhanden waren, als er mit fester Hand das erhabene und schauderhafte Gemälde der Hölle entwarf. Es deucht einem, als sähe man ihn die zahlreichen Erdgewölbe durchlaufen, oder bei den boshaften Verhören gegenwärtig seyn, wo blutgierige Richter unwiderruflich das Todesurtheil der Aristokratie aussprechen, und sich kalt mit ihren Thränen und ihrem Blute benetzen.

Schon der Staatspallast kündigt die Regierung von Venedig an. Hier nimmt man die geheimen Angaben, dieses oder jenes Verbrechen betreffend, an. Hier nimmt man die geheimen Angaben von Staatsverbrechen an.

In diesem Staate verordnet nicht nur das Gesetz die Angebereien, sondern es straft auch die Nachlässigkeit oder Vergessenheit derjenigen, die unterrichtet von Umständen, welche die Regierung betreffen, sich nicht beeifert haben, sie zu entdecken; es straft sie mit eben der Strenge, als ob sie die Verbrecher selbst wären.

Genua kennt diese Greuel nicht. Seine Staatsinquisition dienet nur die gesellschaftliche Ordnung aufrecht zu erhalten, ohne der Freiheit Zwang anzuthun. Die Inquisitoren sind angewiesen, die Schuldigen in Untersuchung zu ziehen; allein, das Geschäft sie zu bestrafen gebühret Richtern, die weder aus der Adelsklasse, noch aus der Unterthanenklasse der Re-

publik genommen werden dürfen. Von welcher Art zu Genua auch die Verbrechen seyn mögen, so werden sie gesetzmäßig, und mit der nöthigen Behutsamkeit untersucht, um den Wirkungen, sowol der Arglist, als des Vorurtheils auszuweichen. Niemals hat man daselbst ein Beispiel gesehen, wie das, welches Venedig in der Sache des Marchese Vivaldi aufstellte. Dieser, als Freimäurer verhaftete Unglückliche, wurde heimlich im Gefängnisse erdrosselt, hierauf aber, mit einer Maske vor dem Gesichte, öffentlich mit dieser Ueberschrift ausgestellet: So behandelt die Republik die Freimäurer.

Seit der Staatsveränderung im zwölften Jahrhunderte, hat der Adel zu Venedig alle Kräfte angestrenget, die vom zweiten Range, bekannt unter dem Nahmen der Klasse der Citadini, von den öffentlichen Angelegenheiten zu entfernen. Nur eine einzige wichtige Stelle, nämlich das Kanzleramt der Republik, hat man ihnen übrig gelassen, welchem aber nur untergeordnete, wie z. B. Residentengeschäfte u. s. w. zukommen. Da aber die Signoria nicht verlangen kann, sich jederzeit in einer so hinreichenden Anzahl fortzupflanzen, um die Gewalt beizubehalten, worauf sie so eifersüchtig ist; so hat sie das goldene Buch eröffnet, und ihren Unterthanen vom festen Lande, so wie der Klasse der Citadini, den Zutritt bewilliget, wofern sie nur eine solche Adelsprobe zu führen im Stande sind, als erfodert wird, um in den Maltheserorden aufgenommen zu werden. Sie müssen ein jährliches Einkommen

von 800 Thalern haben, und sich alsdann nebst ihrer Familie in der Hauptstadt niederlassen. Da diese Bedingungen eben nicht sehr vortheilhaft geschienen, so haben auch nur sehr wenige Personen das Anerbieten benutzt. Die Zahl der aristokratischen Familien nimmt sehr merklich ab, und man wird noch einmal genöthigt seyn das berüchtigte goldene Buch auf gelindere Bedingungen zu eröffnen, oder in eine Oligarchie zu gerathen.

Genua ist unendlich besser organisirt. Es hat ebenfalls ein goldnes Buch, welches aus zwei Abtheilungen oder Hallen bestehet. Die alte Halle enthält die Reihe der alten Familien, und in diese können unter keinerlei Vorwand neue zugelassen werden. Ob es aber gleich zu wünschen wäre, daß dieser Unterschied, welcher einen beständigen Keim der Zwietracht nährt, aufhören möchte, indem derselbe nur darauf hinausläuft, die ersten Würden des Staates auf eine geringe Anzahl von Häuptern zu bringen, so ist und bleibt es doch nicht minder wahr, daß derselbe bei weitem nicht so gefährlich ist, als zu Venedig, weil die Staatsverwaltung hier ganz anders beschaffen ist. Den Adel der zweiten Klasse ergänzet man. Die adeligen Unterthanen des Staates, ja selbst die Kaufleute, werden demselben, für eine Summe von hunderttausend Livres, einverleibet.

Zu Venedig kann der, erst neuerlich eingeschriebene Nobile mit keinem wichtigen Staatsamte beehret werden: zu Genua hingegen kann man nach einigen Jahren ein obrigkeitliches Amt, ja selbst die Würde eines Senators füh-

ren. Nach Verlauf von funfzehn Jahren kann man sich sogar um das Dogat bewerben. Cambiaggio liefert davon ein Beispiel. Es konnte in der That nichts besseres ausgesonnen werden, Privatpersonen zu vermögen, aus allen ihren Kräften zur öffentlichen Wohlfahrt beizutragen.

Zu Genua hält sich das Volk nicht so ganz von dem Adel abgesondert, weil die Absonderungsschranke so leicht überstiegen werden kann. Es weiß, daß fleißige Anstrengung ihm dieselbe eröffnen kann; es sieht die Ehren, welche den Adel begleiten, als solche an, die dereinst ein Lohn seiner Betriebsamkeit seyn werden. Dieß ist für Jedermann, und für Jedermanns Nachkommenschaft, ein Anreizungsmittel, welches der Republik zum Vortheile gereichet. Ein Vortheil, dessen sich das stolze Venedig nicht erfreuen kann.

Unabhängig von diesem Vortheile, welcher der Signoria zu Genua ein so ausgezeichnetes Uebergewicht über ihre Nebenbuhlerinn verschafft, ist noch ein anderer vorhanden, welcher die untere Volksklasse interessirt. Sie genießt des Rechts, mehrere obrigkeitliche Aemter zu besetzen; ihre Ansprüche, ihre Bemerkungen werden angehöret. Sie kann, sobald sie nur will, ihren Willen offenbaren; und die Nobili entfernen sich niemals von gewissen Maximen, die dem Volke nun einmal lieb geworden sind, weil die Zeit dieselben geheiliget hat.

Genua versteht schöne Handlungen zu belohnen.

Montesquiou hat dargethan, daß die Staaten, welche Geldbelohnungen für schöne Handlungen bewilligen, dadurch eine Verderbniß aller Grundsätze verrathen. Die Ehre des Triumphs war für die Römer die allerschmeichelhafteste Belohnung. Um sie zu erhalten, mußte man glänzende Siege über tapfere Feinde davon getragen haben. Für ungewisse, leichtere, oder minder wichtige Siege, wurden nur Ovationen bewilligt. Dieser Gebrauch war von den Griechen zu den Römern übergegangen. In Griechenland stellte man Spiele an, um die Siege zu feiern und die Ueberwinder zu krönen. Die schmeichelhaftesten Auszeichnungen machten einen Theil der Belohnung aus: ihr Lob wurde öffentlich gesungen; und die Schauplätze erschollen von ihrem tausendmal wiederholten Nahmen. Diese Art die Tapferkeit zu ehren hauchte den empfindsamen Gemüthern der Jünglinge jenen Muth ein, welcher Helden hervorbringt.

Alle alten und neuen Republiken sind in diesem Stück Nachahmerinnen von Athen, Sparta und Rom gewesen. An den Soldaten wurde nur die Tapferkeit belohnt; aber bei den Generalen mußte sie auch noch von der Klugheit begleitet seyn.

Genua hat sich in diesem Stücke der Staatsverwaltung hervor gethan. Eine Menge von Denkmalen verkündigt die Ehrenbezeugungen,

die man den Ueberwindern der Pisaner, der Venetianer, der Sarazenen, der Ottomanen und andrer Feinde der Republik bewilliget hat.

Dieser Gebrauch hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten. Ich habe Sammlungen von Stücken gesehen, die bestimmt waren, alle diejenigen Personen, Männer und Weiber zu verherrlichen, welche sich 1746 bei der Vertreibung der Oesterreicher hervor gethan hatten.

Es werden nun ungefähr zwanzig Jahre seyn, da die Republik dieses Beispiel erneuerte. Mehrere Handelsleute hatten ein Schiff ausrüsten lassen, über welches sie einen aus ihrem Mittel zum Befehlshaber machten. Die Algierer, benachrichtigt von dieser Ausrüstung, sandten mehrere Schebecken und Galeotten aus, um sich zwischen den Vorgebirgen Palos und Gatta zu stationiren. Sie wurden entdeckt, und der Kapitain bat die Signoria um einige Soldaten, um die Schiffsbesatzung in ihrer Vertheidigung zu unterstützen. Diese wurden ihm bewilliget. Viele Passagiere, welche auf die Herzhaftigkeit und Klugheit des Befehlshabers rechneten, standen keinen Augenblick an, sich an Bord zu begeben, ob sie gleich einen sehr lebhaften Angriff erwarteten. In der That wurde auch das Schiff in der erwähnten Gegend angegriffen; und das Gefecht dauerte den größten Theil des Tages hindurch. Die Barbaren versuchten zu verschiedenenmalen ihr äußerstes, zu entern, wurden aber immer wieder zurückgeschlagen. Fast alle ihre Fahrzeuge wurden in den Grund gebohrt, und

zwei davon genommen. Die Genueser hatten ungefähr zweihundert Verwundete. Das Schiff setzte seinen Lauf nach Cadix fort, wo es glücklich ankam. Kurze Zeit darauf kehrte dasselbe nach Genua zurück, wo der Kapitain im Triumph empfangen wurde. Man stellte ein öffentliches Fest an; die Straßen waren mit Blumen behangen und bestreuet, und die Vorderseiten der Häuser mit reichen Teppichen gezieret. Dieser Kapitain hieß Castellini, und lebte noch im Jahr 1781; sein Nahme wurde in das goldene Buch geschrieben.

Die Genueser haben den Griechen und Römern in nützlichen Einrichtungen nachgeahmet. In dem großen Saale des Staatspallastes sind die Bildnisse großer Männer aufgestellet; sie athmen hier auf Leinwand oder in Marmor, und die Jugend betrachtet sie mit Bewunderung. Die Krieger, welche das Vaterland vertheidigten, oder seine Gränzen erweiterten; die edlen Männer, welche ihr Vermögen zur Erhaltung des Staates aufopferten; diejenigen, die sich durch reine Bürgertugend auszeichneten, sind hier der Nachkommenschaft zu Beispielen aufgestellt. Kenntnisse und Fähigkeiten werden gleichfalls nicht vergessen, sondern empfangen Belohnungen, welche dem Nutzen angemessen sind, den der Staat davon zog.

Aber im Senat, im Pallast des Doge, im Saale der Bank St. Georg und überall erblickt man Statüen, Büsten und Gemälde, welche den Andreas Doria, den Wiederhersteller der Freiheit, darstellen. Die Stadt, die Privathäuser, die Provinzen, ja selbst die

Dörfer, sind mit Denkmälern angefüllt, welche die öffentliche Verehrung bezeugen. Sein Nahme ist in jedermanns Munde, und wird niemals ohne Zärtlichkeit und Ehrfurcht ausgesprochen.

Der Marschall von Richelieu, welcher der Republik ebenfalls vorzügliche Dienste erwiesen hatte, sah sich zu Ehren eine Bildsäule zu Genua errichtet.

Nach demjenigen, was ich so eben über den Unterschied der Regierung von Genua und der von Venedig gesagt habe, wird man sich nicht mehr darüber wundern, wenn man hört, daß die erste dieser Republiken sogleich beflissen gewesen ist, die Agenten Frankreichs anzuerkennen. Die französischen Patrioten haben bei dem Volke, und bei dem Senate eine gleich gute Aufnahme gefunden. Zu Venedig aber wurden sie verfolgt; und niemand wagte es, sich für sie zu erklären. Woher dieser Unterschied? Weil die Aristokratie zu Venedig ihr Daseyn der Usurpation der Gewalten, und ihre Fortdauer dem furchtbaren Despotismus ihrer Staatsinquisition verdankt. Die von Genua hingegen gründet sich auf den freien Wunsch des Volkes; sie erhält sich durch ihre Mäßigung, durch das wechselseitige Zutrauen zwischen Regenten und Regierten. Sie fürchtet sich vor keiner Volksrache, weil sie dieselbe niemals reizt.

Uebelausgesonnenes Finanzwesen.

Die erste Pflicht eines Geschichtschreibers ist wahrhaft zu seyn. Nie habe ich mich von die-

ser Maxime entfernt, und keinerlei Betrachtung wird mich jemals hindern, der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Nachdem ich, kraft dieser Grundregel, den von ihren Nachbarn wenig, und von entfernteren Mächten noch schlechter gekannten Genuesern Gerechtigkeit erwiesen habe, so wende ich mich nunmehr, mit meiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, zum offnen Tadel ihrer Staatsverwaltung.

Schon vor mehrern Jahren hat die Regierung eine Verordnung über die Freiheit des Kornhandels ausgehen lassen. Da sie aber den Nutzen und die nie zu berechnenden Vortheile dieses Gesetzes eingesehen; da sie die vortrefflichsten Magazine zur Begünstigung dieser Freiheit, welche allen Spekulationen einen offenen Spielraum läßt, angelegt; da sie wahrgenommen hat, daß, wenn sie durch eine unumschränkte Mitbewerbung die Zahl der Verkäufer vermehrte, sie sich selbst einen Ueberfluß an Lebensmitteln zusicherte: warum ist sie denn nun in einen offenbaren Widerspruch mit sich selbst dadurch gerathen, daß sie der Verarbeitung des Getreides und des Mehles Hindernisse in den Weg gelegt hat? Warum hat sie sich das ausschließende Recht angemaßet diesen Artikel an die Bäcker zu verkaufen? Warum hat sie diese gezwungen, sich der Nationalöfen zu bedienen, um darin beinahe alles Brod zu backen, welches in dem ganzen Umfange des Staates verzehrt wird?

Sobald ich in Genua angekommen war, eilte ich nach einem Gasthofe, um meinem drin-

genden Bedürfnisse, einige Erfrischungen zu mir zu nehmen, abzuhelfen. Es war gerade Fasttag, und spät; ich konnte es für mich zu keiner Ausnahme davon bringen. Die Genueser sind andächtig. Diese Schwachheit geht bis zur übertriebensten Scheinheiligkeit. Und gerade dieser muß man die meisten Verbrechen zur Last legen, welche in diesem Staate begangen werden. Sie würden verschwinden, diese Verbrechen, wenn die Nation aufgeklärter, und dem Mönchsvolke weniger ergeben wäre. Trotz meines Magens, trotz meiner Philosophie, ja selbst trotz dem schlichten Menschenverstande genöthigt, mir eine sehr schlechte und noch dazu sehr ungesunde Mahlzeit gefallen zu lassen, bat ich nur, daß man mich doch bald bedienen möchte. Die Zubereitung dauerte nicht lange. Ein paar Augenblicke darnach kündigte man mir an, daß alles fertig wäre. Mit der Begierde eines halb verhungerten Reisenden nahte ich mich dem Tische, und fand halb gar gebackenes Brod, Gerichte mit ranzigem stinkendem Oel zubereitet, und ganz abscheulichen Wein. Der Unmuth übernahm mich, und ich ließ den Wirth kommen; ich beklagte mich, und fragte ihn, ob ich denn für mein Geld verdammt seyn sollte, entweder Hungers zu sterben, oder ekelhafte Speisen hinabzuschlingen. Dieser Mensch antwortete mir ganz kaltblütig, wie es ihm leid thäte, mich nicht besser bewirthen zu können; allein er müßte sein Brod aus den Nationalöfen nehmen, seinen Wein aus den Nationalkellern, und seinen Oel aus den Nationalmagazinen kaufen. Diese Le-

bensmittel, fügte er hinzu, werden in großen Barken aufbewahret, welche den ganzen Sommer über der Sonnenhitze ausgesetzt sind, wodurch sie nothwendig verderben müssen. »Ich »weiß,« antwortete ich ihm, »daß nicht alle »Ländereien der Republik gleich fruchtbar sind; »aber ich weiß auch, daß der wenige Wein und »Oel, den sie hervorbringen, vortrefflich ist, »und Eure Magazine sind beständig mit Getrei»de angefüllt, welches Euch von allen handeln»den Nationen zugeführt wird: wie kommt »es denn also, daß Ihr für Euch und Eure Gä»ste keine andern als diesen Auswurf von Eß»waaren anschafft?« Der Wirth zuckte die Achseln, und wußte mich mit weiter nichts zu trösten, als daß ich in Privathäusern die Lebensmittel so finden würde, wie ich sie verlangte; allein bei ihm nicht.

Nach Tische durchlief ich die Straßen und öffentlichen Plätze; und las überall das Wort libertas. Ich las es sogar über den Eingängen der Gefängnisse und der Klöster, wo doch so viele Schlachtopfer ohne Hoffnung einer Erlösung seufzen. Dieser an so vielen Orten so oft vorkommende Ausdruck, daß er gleichsam das Losungswort der ganzen Stadt zu seyn schien, erweckte mein Nachdenken über die Widersprüche, in welche unvermerkter Weise auch die aufgeklärtesten Regierungen gerathen. Freiheit! dieses heilige Wort über der Thür eines Gefängnisses, über der Thür der Inquisition, dieser unerträglichsten und tyrannischten aller menschlichen Anstalten, ob sie gleich zu Genua minder grausam als anderwärts ist! Frei-

heit! über den Thoren der Klöster, deren Schwellen sogar nur ein einzigesmal von den armen Wesen betreten worden, welche sie einschließen! Freiheit! in einer Stadt, wo der Fremde nicht ein Hühnchen, ja nicht einmal ein Stück des gewöhnlichsten Fleisches haben kann! Es kostete mir Mühe mich von meiner Verwunderung zu erholen, als der Diener, den ich mir für meinen Aufenthalt in Genua gemiethet hatte, mich auf zwei Menschen von sehr bösen Gesichtszügen aufmersam machte, deren Auslieferung die Regierung von Meiland umsonst begehrte, um sie als Mörder zu bestrafen. »Wie!« rief ich aus, »die Republik »treibt die Liebe zur Freiheit so weit, daß sie »willig selbst Bösewichtern eine Zuflucht bei sich »gestattet! Und ich, ein Fremdling, ich, ein »Durchreisender, kann nicht einmal da, wo die »Gastfreundschaft verkäuflich ist, eine meinem »Körper zuträgliche Mahlzeit erlangen? Man »zwingt mich, an verpesteten Gerüchen mich zu »sättigen? O Menschen! O Menschen!«

Nachdem ich eine ziemliche Strecke durchwandert hatte, ging ich auf ein Kaffeehaus, um mir, wo möglich, durch die Würze dieses Getränkes den Nachgeschmack der abscheulichen Speisen, die ich hatte genießen müssen, zu vertreiben. Wie sehr aber nahm mein Erstaunen zu, als ich die Tasse an den Mund brachte, und keinen Tropfen hinunter bringen konnte. »Der unsterbliche Dichter und Naturkenner Redi,« sprach ich zu mir selbst, »muß »wohl keinen andern Kaffee, als den zu Genua »gekannt haben. Denn sonst hätte er sichs

»wohl nicht erlaubt zu sagen: Ich möchte »lieber Gift verschlingen, als nur ei- »ne einzige Tasse von dem bittern »und übelbekommenden Getränke mit »Nahmen Kaffee.« Aergerlich über diese Reihe von Widerwärtigkeiten, foderte ich ein Glas Citroneneis. Eben der Geschmack, eben das Widerstehen, und folglich Zuwachs meines Verdrusses! Neben mir waren Personen, die mir das Ansehen zu haben schienen, als könnte ich sie wohl um die Ursache dieser Unbegreiflichkeiten fragen. »Sie können,« antwortete man mir, »in dieser Art nichts besseres finden, »und der Zufall ist Ihnen sehr günstig gewesen, »daß er Sie gerade hieher geführt hat; denn »dieß ist das beste Kaffeehaus in der ganzen »Stadt.« — »Warum ist er denn aber so ab- »scheulich? Warum ist dieses Eis so ungenieß- »bar?« — »Das kommt daher, weil der Kaf- »fee, die Schokolade, das Eis, zu denjenigen »Waarenartikeln gehören, welche von Staats- »wegen verpachtet werden.« — »Der Staat »führt also mit allen Eßwaaren einen Allein- »handel?« — »Allerdings: und nur in den »Privathäusern kann man diese Erfrischungen »vortrefflich haben.«

Wenige Tage nachher hatte ich Gelegenheit, diese erstaunende Nachricht bestätigt zu finden. Denn da ich in mehrere Häuser, an welche ich Empfehlungsbriefe hatte, eingeladen wurde, so fand ich das beste Fleisch, den köstlichsten Wein, die vortrefflichsten Früchte.

Ich gestehe, daß das, was ich so eben erfahren, mich gegen die genuesische Regierung

eingenommen hatte; ich konnte es mit der Liebe dieses Volkes zur Freiheit nicht zusammenreimen, und ich war schon Willens, mich eben nicht lange in einer Stadt aufzuhalten, die mir nichts, als beständige Widersprüche darbot. Hätte ich meinen Vorsatz ausgeführt, so würde ich in dem allgemeinen Irrthume verblieben seyn, und ohne Zweifel ihn sogar fortgepflanzt haben. Glücklicherweise gelang es noch einem Frauenzimmer von ausnehmendem Verdienste, welches alle Reize des Körpers mit einer schönen Seele vereinigte, mich davon abzubringen. Ich bekämpfte meinen Widerwillen, und befand mich wohl dabei. Man sagte mir, daß es dennoch möglich wäre, sich gesunde und angenehm schmeckende Nahrungsmittel zu verschaffen; und das erfuhr ich. Da ich meine Ausgabe verdoppelte, so wurde ich sehr gut verpflegt. Indessen wäre doch zu wünschen, daß die Republik ernstlich darauf bedacht seyn möchte, diesen Mißbrauch abzustellen. Es würde weit besser seyn, wenn sie die nothwendigsten Lebensmittel mit einer unmittelbaren Abgabe belegte, als daß sie die Kleinverkäufer nöthigt, sich aus ihren Magazinen zu versorgen, und den Auswurf der Waaren zu nehmen, die daselbst vorräthig sind. Diese Auflage, welche in andern Ländern ein Uebel seyn würde, wo die Mittel der Kultur unendlich mannichfaltiger und beträchtlicher sind, als zu Genua, würde gleichwohl in dieser Republik sehr erträglich werden, indem sie eine Menge Fremder, die entweder der Handel oder die Neugierde herbei zöge, mit tragen helfen würde. Auch

wäre es möglich die Abgaben von den Häusern zu erhöhen; kurz alles würde vorzuziehen und zu ertragen seyn, wenn nur der Alleinhandel mit den Lebensmitteln abgeschafft würde. Denn dieser Alleinhandel entfernt die weniger reichen Fremdlinge, oder verkürzt doch wenigstens ihren Aufenthalt in dem Gebiete der Republik.

Von einigen andern Finanzzweigen und den Einkünften der Republik.

Außer dem Ertrage von dem Verkaufe der Lebensmittel, hat die Republik noch andere Gefälle von geringerm Belange, wodurch sie denn in den Stand gesetzt wird, alle ihre nothwendigen Ausgaben zu bestreiten, und unter den Mächten Italiens zu figuriren.

Man kennt den Rechengeist der Genueser. Man glaubt, das Lotto sei durch einen von ihnen erfunden. So viel ist gewiß, daß Genua eine Lotterie hat, und daß man daselbst auch in die Lotterien anderer Länder setzt. Das Lotto von Genua bringet der Regierung drei oder viermal hundert tausend Livres ein. Ich habe einer seiner Ziehungen beigewohnet. Ein Kind von sieben bis acht Jahren, reich gekleidet und von angenehmer Gestalt, sitzt auf einem Tabouret vor dem Armsessel des Doge, welcher nebst dem ganzen Rathe bei dieser Feierlichkeit zugegen ist. Man überreicht diesem Oberhaupte der Republik einen Beutel von Sammt mit den zusammengerollten Billetten, worauf die Nahmen der, im großen Rath erwählten

Senatoren geschrieben stehen. Der Doge schüttelt diesen Beutel, das Kind ziehet zu zwei verschiedenenmalen ein Billet, welches dasselbe dem ersten Senator überreicht. Das Billet wird laut gelesen, und geht alsdann umher in die Hände aller Senatoren.

Der Betrug also, wenn einer dabei ist, liegt nicht an der Ziehung, sondern an dem, dem Bankhalter günstigen Glücke; und dieser Bankhalter ist überall der Staat. Ich werde mich nicht weiter über diesen Punkt auslassen; wohl aber gegen die Leichtgläubigkeit der Genueser erheben, die mit diesem Spiele alles, was der Aberglaube nur immer abgeschmacktes hat, vereinbaren. Zu Genua sind alle Träume, alle Wirkungen des Ungefähr, Vorbedeutungen. Man erholt sich Raths in Büchern, die sie erklären; man giebt Gehalte den Betrügern, welche die Nummern errathen, die herauskommen sollen. Männer und Weiber, Priester und Mönche, alles giebt sich damit ab. Man läßt in dieser Absicht Messen lesen; man bedeckt den Altar mit Zahlen; man setzt sein Geld auf diejenigen, die sich unter der Hand des Messelesenden bei dem oder dem Gebete befunden haben. Neuntägige und vier und zwanzigstündige Gebete, alles wird angewendet, um den Himmel zu bewegen, den Spieler zu begünstigen.

In dieser Rücksicht wünschte ich, daß die Regierung dieses Spiel abschaffen möchte; und wenn der Ertrag davon dem Staate unentbehrlich seyn sollte, so müßte man zum Ersatze

die Reichen mit einer unmittelbaren Auflage beschweren.

Da die Einkünfte von den Zöllen nicht zu den Finanzen der Republik gehören, so behalte ich mir vor, unter dem folgenden Artikel davon zu reden.

Obgleich die Unterthanen der Republik eben nicht mit Auflagen beschwert sind, so zieht sie doch unter verschiedenen Benennungen ansehnliche Summen von ihnen.

Ohne genau zu wissen, wie hoch die Einkünfte der Republik sich belaufen, wollte ich doch wohl behaupten, daß sie wenigstens bis auf 9 Millionen hinansteigen, und ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß das Maximum bis auf 12 Millionen gebracht werden könne.

Wenn die Republik Frieden hat, so sind die Einkünfte ihren Ausgaben angemessen. Sie ist sogar im Stande Ersparungen zu machen, welche, durch eine gewisse Anzahl von Jahren hindurch angehäuft, einen hinreichenden Schatz ausmachen, um unvorhergesehene Ausgaben zu bestreiten.

Die Finanzen des Staates von Genua werden gut verwaltet. Die öffentlichen Gelder sind getreuen Händen anvertrauet. Das ist der Fall nicht in Venedig, wo sie selbst diejenigen verschleudern, die hinlängliche Gewalt besitzen, dieß zu verhindern. Es ist sehr gewöhnlich, daß ein venetianischer Nobile, wenn er irgend einen beträchtlichen Bau, oder eine Ausbesserung für den Staat vor hat, zwei Drittheile derjenigen Summe zu seinem Nutzen verwendet, über deren rechtmäßigen Gebrauch er wachen

sollte. Man ist ganz außer sich gerathen über die Uneigennützigkeit eines Statthalters von Verona, der, da er fünf und zwanzig tausend Dukaten erhalten hatte, um damit die Kosten gewisser öffentlichen Arbeiten zu bestreiten, so ehrlich war, sich nur sechs tausend davon zuzueignen. Man kann hiernach urtheilen, wie die Heerstraßen u. s. w. beschaffen seyn mögen.

Genua ist ganz anders organisirt. Seine Einkünfte werden ganz zur Erhaltung des Staates angewendet. Die genuesischen Nobili, weit entfernt, sich die ihnen anvertrauten Gelder der Republik zuzueignen, schießen vielmehr zu, wenn es fehlt. Mehrere sehen es sogar für ihre Pflicht an, Gebäude zum allgemeinen Besten auf ihre Kosten errichten zu lassen. Betrügerei, Erpressung sind Wörter, die in der Finanzverwaltung allhier gar nicht vorkommen. Niemals Klagen gegen die Verwalter. Ihre Uneigennützigkeit, ihre Genauigkeit sind Folgen eines höchst gereinigten Patriotismus. Daher steht auch Genua auf einem ansehnlichen Fuße.

Die Bank St. Georg.

In vielen Staaten, wo die privilegirten Stände Mittel gefunden haben, sich der Regierung zu bemächtigen, haben sie auch Sorge getragen, das Volk von allen Zweigen der Staatsverwaltung auszuschließen. Nur die Signoria von Genua hat es empfunden, daß es gerecht, und für ihre Sicherheit nothwendig sey, die, unter dem Nahmen der Bank St.

Georg bekannte Einrichtung in den Händen des Volkes und unter seiner unmittelbaren Aufsicht zu lassen. Diese Bank, wovon die Nobili ausgeschlossen sind, ist in der That ein Meisterstück der Politik.

Die Kapitalisten halten von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte, und bei außerordentlichen Vorfällen werden sie eingeladen, sich mit den Verwaltern zusammen zu thun, welche ebenfalls genöthigt sind, ihre Rechnungen in der allgemeinen Versammlung abzulegen.

Diese Bank, welche, wie ich bereits gemeldet, im Jahr 1346, zu einer Zeit angelegt wurde, da die Republik sich in den mißlichsten Umständen befand, erhielt 1407 ihre feste Gestalt. Die Mißhelligkeiten, die einheimischen sowohl, als auswärtigen Kriege, die Revolutionen; kurz eine Reihe von Begebenheiten, welche sie hätten vernichten können, haben dennoch weder an ihrem Wesen noch an ihrer Form etwas geändert. Diese, von dem Volke ausgedachte und von ihm unterhaltene Anlage, könnte schon allein hinreichen, das Lob der genuesischen Regierung zu bestätigen. Weise Einrichtungen, und einmüthig bewilligte Gesetze sichern ihre Dauer; und ihr Daseyn ist immer eine sichere Hülfsquelle für die Republik. Ihre Statuten haben der Bank zu Amsterdam, so wie der ostindischen Kompagnie u. s. w. zur Grundlage gedienet.

Diese Verwaltung ist eine Mischung von Demokratie und Aristokratie. Die Demokratie besteht in den allgemeinen Versammlungen aller derjenigen Interessenten, welche ein Recht

haben, entweder bei den Wahlen, oder bei wichtigen Berathschlagungen mit zu stimmen. Die Aristokratie offenbart sich bei den Verwaltern, welche nach Willkühr mit denjenigen wechseln können, die das Stimmrecht besitzen.

Die vornehmsten Geschäfte zu Genua werden vermittelst der Noten dieser Bank gemacht. Sie hat sehr ansehnliche Einlagen, welche nur den Verwaltern bekannt sind. Ihre Einlagen und ihre Güter gehen dem Staat nichts an, der auch weder mittelbar noch unmittelbar sich in ihre Angelegenheiten mischt.

Unabhängig von ihren Verwaltern, deren Zahl ich nicht genau angeben kann, hat die Bank St. Georg ein Konseil, welches einen Theil der Verwaltung anzuordnen hat. Dieses ist eine Art von Vermittler zwischen den Verwaltern und der allgemeinen Versammlung.

Die Bank borget auf Unterpfand. Mehrere Souveraine nehmen zu ihr ihre Zuflucht. Maria Theresia legte daselbst einen Theil der Krondiamanten nieder, und erhielt sehr beträchtliche Summen. Die Kapitalzinsen übersteigen nicht viertehalb Prozent, allein sie verändern sich nach dem verschiedenen Werthe des baaren Geldes.

Keine Bank in der Welt wird mit so vieler Treue, als die von St. Georg verwaltet. Die Zahlungen geschehen daselbst mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit. So bringt es der allgemeine Geist der Nation mit sich. Edelmann und Bürger, kurz alles, was an irgend einem Zweige der Verwaltung Antheil hat, verrichtet auf eine unbescholtene Weise sein ihm anver-

trautes Geschäft. Dieß ist nicht etwa eine Eigenschaft, welche die Furcht vor den Gesetzen der Nation beigebracht hätte; nein, es ist eine so natürliche, eine so allgemeine Tugend, daß sie nicht einmal unter die Tugenden gerechnet wird.

Die einzige Gefahr, in welcher diese Anstalt nach einer Dauer von vier Jahrhunderten schwebte, rührte von den Kaiserlichen her. Man hat gelesen, wie die Truppen der Kaiserinn Maria Theresia Genua unterjocht hätten, und daselbst Erpressungen ausübten. Der Kaiserinn fehlte es damals an Gelde; ihre Minister hatten sich mit der Hoffnung geschmeichelt, ihre Kisten auf Kosten der Bank anzufüllen, deren Dasein doch gleichwohl ihre Gebieterinn die ersten glücklichen Fortschritte zu danken hatte, wenn es anders wahr ist, daß das Geld vornehmlich die Kriege führet. Die Revolution, welche die Genueser sich selbst wieder gab, wendete den gänzlichen Hinsturz ab. Nach dem Frieden von 1748 war es die erste Sorge nicht bloß der Regierung, sondern der ganzen Nation in Masse, ihr den vorigen Glanz wieder zu geben. Alle Klassen des Staates beeiferten sich, das ihrige dazu beizutragen; und bald wurde sie wieder das, was sie in friedlichen Zeiten gewesen war.

Man erinnert sich noch der Zeit ihrer Anlegung. Die Republik überließ den Darleihern ihre Zolleinkünfte, und einige andere Einnahmen, die sie bisher gezogen hatte. So oft sie nun wieder Bedürfnisse hatte, so oft schaffte die Bank ihr Geld, für dessen Erstattung so-

wohl, als auch für die Sicherheit der Zinsen, sie, im Verhältnisse mit dem empfangenen Werthe, entweder Einkünfte, oder Ländereien verpfändete. Diese verschiedenen Einkünfte und verpfändeten Ländereien befinden sich in den Händen der Verwalter, welche sie verwalten, ohne daß der Staat sich eine Einmischung erlaubet. Die Hauptkraft der Regierung befindet sich also in den Händen des Volkes; dieß ist also ein Gegengewicht gegen den Ehrgeiz der Signoria: denn diese Bank erkennet keinen andern Obern, als den Souverain in Masse, das ist, die Republik.

Diese Anstalt, welche der Grundpfeiler der öffentlichen Wohlfahrt geworden ist, dienet dazu, das Interesse des Vaterlandes dem Volke theuer zu machen, welches eben hierdurch der Schutzgeist desselben wird. Die anerkannten Vortheile dieser Anstalt sind eine Widerlegung des Grundsatzes, welchen man in der Politik angenommen hat, und welchem die berühmtesten Schriftsteller Glauben verschafft haben: daß ein Staat mitten im Staat das gefährlichste sey, was sich nur denken lasse. Denn die Bank St. Georg ist ein solcher Staat im Schooße des Staates, weil sie die unumschränkteste Freiheit besitzt, die ihr abgetretenen Staatsgüter zu verwalten: gleichwohl haben diese Abtretung und das Daseyn dieser Gewalt durchaus von dem Ungemache nichts nach sich gezogen, was jene Staatskenner befürchten. Im Gegentheile ist es durch eine Reihe von Thatsachen erwiesen, daß diese Anstalt, die in Wahrheit auf eine ganz eigene und einzige Art

verwaltet wird, die Republik Genua ganz allein empor gehoben hat; und dieß troß den Zeitläuften, troß den benachbarten Mächten und troß den innern Gährungen, die seit fünftehalb hundert Jahren an ihr genagt haben.

Der Handel.

Der Handel der Republik Genua gleicht denjenigen Bäumen, deren allmähliges, aber unaufhörliches Wachsen kein anderes Ziel, als das Ende des Zeitlaufs selbst zu haben scheinet. Starke, holzige und tief gehende Wurzeln sichern ihre Dauer, und ihr schirmender Schatten bedeckt weit umher den Boden, der sie ernährt.

Die Genueser haben die Sorglosigkeit und Trägheit der Spanier und auch der Portugiesen zu benutzen gewußt, seitdem der Ehrgeiz Philipps II. das letzte Reich gänzlich zu einem moralischen Nichtseyn herabgebracht hatte. Die Genueser haben diese Nationen in beiden Welten, so zu sagen, in Kontribution gesetzt. Handelshäuser haben sich gebildet; und Cadix, wie Lissabon, sind für sie Quellen des Reichthumes geworden, die noch nicht erschöpft sind. Obgleich dieser Republik nicht mehr jene furchtbaren Flotten zu Gebote stehen, welche ihr entfernte Länder unterworfen hatten, so haben doch Privatpersonen, unter noch angesehenern Flaggen, als die ihrigen, den Handel fortgesetzt. Fremde Schiffe haben ihnen dazu gedient, die ausgedehntesten Handelsverbindungen zu unterhalten. Die Thätigkeit hat keinesweges

nachgelassen; Genua hat nicht aufgehört, mit den Nationen in Verkehr zu stehen, und die Produkte seines Bodens, so wie seiner Betriebsamkeit, abzusetzen. Vertrieben zwar aus seinen Besitzungen an den Ufern des schwarzen Meeres, im Archipelagus und in Afrika, hat es dennoch Mittel gefunden, entweder mittelbar oder unmittelbar dorthin zu handeln. Der Verlust dieser entfernten Besitzungen hat die Macht der Republik nur nach außenhin geschwächt, ohne den Privatpersonen nachtheilig zu seyn, die sich durch ihre Trümmer bereichert haben. Genua hatte Besitzungen unter entfernten Himmelsstrichen, es mußte zahlreiche Besatzungen dort besolden, und Flotten unterhalten. Diese Ausgaben verschlangen nicht nur, sondern überstiegen auch oft die Einkünfte, die es davon zog. Der Handel litt darunter. Seitdem diese glücklichen Verluste dasselbe in seine eigenen Gränzen mehr beschränkt haben, sind der Staatsbedürfnisse weniger geworden, und die Unterthanen haben weniger zu tragen gehabt. Da übrigens die Genueser nun nicht mehr nöthig hatten so viel Kriegesgeschäfte zu treiben, so legten sie sich destomehr auf Handel und Kunstfleiß, die sie sehr reichlich für den Verlust eines zwar glänzenden, aber sehr nutzlosen Ansehens entschädigten.

Dadurch, daß sie dem Eroberungsgeiste entsagten, flößten sie auch kein Mißtrauen mehr ein. Die benachbarten Mächte, beruhigt wegen ihrer Absichten, haben sie ohne Nachlaß und ohne Hinderniß an der Ausbreitung ihres Handels und ihrer Manufakturen

arbeiten lassen, und ihnen lange Zeit, ohne es selbst wahrzunehmen, einen wahren Tribut entrichtet. Sicher vor Neid, haben die Genueser, während andere kriegerische Nationen darauf bedacht waren, sich einander zu Grunde zu richten, gleichsam als Faktore von Europa, sich in die Staatskabinette eingeschlichen. Sie haben, durch Geschenke, die sie allein zu machen im Stande waren, die Finanzgeheimnisse auszuforschen, und gar geschickt sich in die Verwaltung der Finanzen zu mischen gewußt. Die Besitzungen, welche die Genueser sich auf dem festen Lande erworben, haben es ihnen leicht gemacht, sowohl die nothwendigsten Materialien zu ihren Manufakturen, als auch zu ihrem Tauschhandel, gleich aus der ersten Quelle zu schöpfen.

Die benachbarten Staaten begingen nie einen Fehler, der nicht zum Vortheile der Genueser ausgeschlagen wäre. Dem Kabinet zu Madrit fiel es ein, zu erklären, daß jeder Edelmann, der sich mittel- oder unmittelbar mit Handel abgäbe, der Vorzüge seines Standes verlustig seyn sollte. Der dadurch beunruhigte Adel zog sogleich seine Kapitalien aus den meiländischen Fabriken, die er allein aufrecht erhielt; und siehe, sie sanken. Die Genueser zogen die Seidenarbeiter an sich, und errichteten mit deren Beihülfe verschiedene Manufakturen, sowohl in den Städten, als auf dem Lande. Die Stoffe, die dadurch hervorgebracht wurden, sind allzubekannt, als daß sie hier einer Erwähnung bedürften. Auch die Lombardei, Piemont und Toskana lieferten Handwerker

und Künstler, welches die Volksmenge, den Kunstfleiß und den Reichthum ungemein vermehrte.

Durch diese beständige Aufmerksamkeit, die Fehler oder die Unglücksfälle anderer zu benuzzen, sind die Genueser zu einem Ueberflusse gelanget, von welchem ehrsüchtige Nationen nichts wissen.

Venedig hingegen hatte seinen Nobili den Handel verboten. Kaum war es ihnen erlaubt Kapitalien in den Banken oder ähnlichen Anstalten anzulegen. Die Regierung hat indessen diesen Fehler eingesehen, und ihn wieder gut zu machen gesucht; der Erfolg aber hat ihren Bemühungen nicht völlig entsprochen. Genua ist weder schwach noch hochmüthig genug gewesen, um sich durch ein solches Vorurtheil beherrschen zu lassen. Man bekommt daselbst Wechselbriefe, worauf man die Nahmen der Spinola, der Durazzo, der Fiesco, der Negroni, der Grimaldi u. s. w. lieset.

Es giebt keinen republikanischen Staat, der es, so wie Genua, gewagt hätte, die Vorurtheile dem allgemeinen Besten aufzuopfern. In der Schweiz kann man sich nicht in einer Stadt niederlassen, wo man nicht geboren ist, ohne die besondere Erlaubniß dazu gegen schweres Geld zu erkaufen. In einigen dieser Städte ist der Handel denjenigen verboten, die nicht zu der hohen Bürgerschaft gehören, welche allein des obersten Rathes fähig ist *). Zu Genf, dessen einzige Hülfsquelle doch der Handel ist,

*) Mir ist keine Stadt in der Schweiz bekannt, wo eine solche Verordnung Statt fände. d. U.

trennten abgeschmackte Unterschiede den Bürger von dem Einwohner. Zu Zürch müssen die Zeugfabrikanten an die Bürger verkaufen; sie dürfen nicht unmittelbar mit fremden Kauf- und Handelsleuten sich einlassen.

Genua kennet keine dieser Unterschiede, und hat nie Maaßregeln befolgt, welche den Handel lähmen. Jedermann kann sich ohne Einschränkung auf das Gewerbe legen, was ihm gefällt. Eingeborne und Fremde, alle genießen auf gleiche Weise dieser unbeschränkten Freiheit. Der einzige Vorwurf, den man der Regierung machen kann, besteht darin, daß sie sich das ausschließende Recht angemaßt hat, die nothwendigsten Lebensmittel zu ihrem Vortheile zu verkaufen.

Die Regierung vernachlässigt nichts von dem, was den Handel aufmuntern kann. Sie hegt alle diejenigen, welche sich damit abgeben, und fürchtet nicht Spanien zu mißfallen, wenn sie die Gesandten der französischen Republik mit Achtung aufnimmt.

Von der Macht der Republik Genua.

In einem Lande, wo die Staatsverwaltung fehlerhaft, besonders wo sie tyrannisch ist, muß man die Macht des Staates nicht nach seiner Bevölkerung schätzen. Der Dey von Algier gründet seine Hoffnung nur auf die türkische Miliz und auf die Renegaten. Er rechnet zu der Anzahl seiner Feinde, und muß auch dazu rechnen, die zwölfmal hundert tausend Einwohner seiner Provinzen; zum wenigsten kann er

diese nicht höher in Anschlag bringen, als das Vieh, welches in seinen Ställen widerkäuet. Selim III sieht nicht ohne Furcht die Straßen von Konstantinopel mit Volk angefüllt, wenn er sich Freitages nach der vornehmsten Moschee begiebt. Er fürchtet Dolche und Stricke, und achtet sich nirgends sicher, als in dem Innern seines Serails.

Die Volksmenge kann nur da als größere Macht angesehen werden, wo die Menschen Ursache haben, das Vaterland zu lieben. Da, wo die Freiheit herrscht, da, wo Personen und Eigenthum wirklich geachtet werden, da, wo das Schwerdt des Gesetzes ohne Unterschied den Mächtigen und den Armen trifft, da, wo das Gesetz den Schwachen beschirmet, dem Dürftigen zu Hülfe kommt, des Unglücklichen sich annimmt, da, sage ich, tragen alle Menschen zur öffentlichen Macht bei, weil alle ein Interesse haben, das Vaterland zu beschützen und zu vertheidigen.

Da ist in der That die Volksmenge der wichtigste Zweig des Nationalreichthumes, aus welchem alle übrige hervorsprossen. Das ist der Fall mit der Republik Genua. Ihre Staatsverwaltung ist gelinde, menschlich und väterlich; auch kann die Signoria auf die Anhänglichkeit des größten Theils der Einwohner rechnen. Auf das erste Zeichen der Gefahr hat man sie zur Vertheidigung des Vaterlandes herbei eilen sehen; man hat gesehen, wie sie, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes, dem Feinde entgegen geflogen sind; wie sie ihn angegriffen; ihn zerstreuet; wie sie sich

wieder gesammelt, und um ihre Obrigkeiten gedrängt haben, welche, da sie ihnen z. B. voraneilen wollten, Mühe hatten ihnen nur zu folgen. Unter solchen Umständen offenbaret sich die wahre Beschaffenheit einer Regierung. Ist sie tyrannisch, so liegt dem Volke gar wenig daran, welchem Herrn es angehöre, weil es bei dem Wechsel nicht verlieren kann, wohl aber eine moralische Möglichkeit vor sich siehet, dabei zu gewinnen.

Genua zählt ungefähr neunzigtausend Einwohner, eine sehr beträchtliche Anzahl, wenn man die Unfruchtbarkeit des größten Theils seines Bodens erwäget. Der ganze Staat zählt dreimal hundert und fünf und zwanzigtausend. Man gebe dieses Land dem Hause Savoyen, welchem schon lange darnach gelüstet, und gar bald wird die Volksmenge abnehmen, weil nur eine sanfte und weise Regierung die Menschen vermögen kann, zwischen undankbaren Felsen zu wohnen, wo sie die Natur sogar zwingen müssen, ihnen nur einen geringen Theil der unumgänglichsten Bedürfnisse zu liefern.

Im Nothfall kann die Regierung auf eine bewaffnete Macht von siebenzig bis achtzigtausend Mann rechnen. Denn jedermann hat Waffen in seinem Hause; auch kann man sich leicht dergleichen bei den Waffenschmieden verschaffen. Die Staatsarsenäle, wie etwa Savona, Sarzana und Finale wollen wenig sagen; allein aus dem Arsenale zu Genua können dreißigtausend Mann bewaffnet werden; auch ist dieses mit allen, zu einem langen Wi-

derstande erforderlichen Kriegsvorräthen versehen.

Ich weiß, daß in Ansehung der Größe und der Vorräthe, das Arsenal von Genua mit dem von Venedig nicht verglichen werden kann. Allein dieser Mangel, wenn es einer ist, wird durch die Ordnung die daselbst herrscht, und durch die Art die Waffen zu unterhalten, ersetzt; da es hingegen zu Venedig sehr schwer fallen würde, eine hinlängliche Zahl Menschen auf einmal zu bewaffnen, wenn gegen einen unversehenen Angriff Widerstand geleistet werden sollte. Auch ist es wahr, daß die Venetianer überhaupt durch ihre Tapferkeit eben nicht furchtbar sind. Man könnte auf sie den Vers anwenden:

Non tali auxilio, nec defensoribus istis
Tempus eget.

Die Genueser hingegen, geboren mit einem glühenden Muthe, und voll Liebe gegen eine Regierung, die sie glücklich macht, sind immer bereit zu ihrer Vertheidigung herbei zu eilen. Der Einwohner der Stadt thut es in diesem Stücke dem Landmanne nicht zuvor. Die Waffen sind für alle geschmiedet, und alle wissen sich derselben gleich gut zu bedienen. Die nüchternen, kühnen und an die Gefahren gewöhnten Bergbewohner, scheuen sich vor keiner einzigen, und würden im Nothfalle dem Staate zur Brustwehr dienen.

Genua ist mit Wällen, besetzt mit hinlänglichem Geschütz, umgeben. Dieses wird gut unterhalten, und kann nach Belieben vermehret werden. Obgleich die Summe, welche die

Republik zur Erhaltung der Waffen und der Kriegsvorräthe bestimmt hat, nicht den zehnten Theil so viel beträgt, als die Regierung von Venedig auf eben diesen Gegenstand verwendet, so kann ich doch versichern, daß durch die Art, wie man sie verwaltet, die Absichten des Souverains völlig erreicht werden.

Man glaubt gemeiniglich, die Republik Venedig unterhalte eine Armee von achtzehntausend Mann, theils Infanterie, Kavallerie, Artillerie u. s. w.; allein weit entfernt vollzählig zu seyn, ist bisweilen kaum ein Drittheil davon auf den Beinen. Das ist eine Pfründe für den Kapitain, und besonders für die Kapitaine von der Kavallerie, die sich Löhnung und Rationen für Menschen und Pferde zueignen. Diese Truppen werden sehr schlecht gekleidet und gehalten. Mann, Gewehr und Feldzeug, alles ist schmutzig, und stellet ein Bild der Unordnung auf. Nur sehr selten wird exerzirt; und wenn es geschieht, so offenbaret sich eine Nachlässigkeit und eine Unwissenheit in dem wesentlichsten, die einen in Erstaunen und Unwillen setzt. Die Truppen des Papstes sind unendlich besser exercirt. Die Venetianer achten beinahe nicht viel mehr auf diejenigen, welche bestimmt sind, die Gränzen von Dalmatien, und die an die Türkei gränzenden Inseln zu bewachen.

Die Signoria von Genua unterhält nicht gerade eine Armee. Ihre Truppen übersteigen nicht die Anzahl von viertausend Mann, und zwar mitgerechnet die Deutschen und die Korsen, welche besonders dem Doge zur Ehrenwache dienen; aber sie sind gut bewaffnet, gut ge-

kleidet, gut disziplinirt und gut exerzirt. Die Kasernen und Wachthäuser werden gut unterhalten; die Chefs, die Offiziere, die Nobili, welche dem Kriegswesen vorzustehen haben, erlauben sich keine Veruntreuung. Da fällt weder von der Löhnung, von dem Brode, noch von der Kleidung etwas ab.

Die Republik Venedig hat eine Seemacht; aber die Schiffe, woraus dieselbe besteht, sind übel gebauet, übel bewaffnet und übel bemannt. Der größte Theil der Schiffe ist außer Stande, einen Seezug zu machen. Die Befehlshaber sind Unwissende, und die Untergebenen sind für den Unterricht gar wenig empfänglich. Die Marinschule hat zwar geschickte Lehrmeister, allein sie bleiben fast ganz ohne Beschäftigung. Man weiß da fast gar nichts mehr von Mannszucht. Uebungen sind höchst selten; es wird dabei schlecht kommandirt, und schlecht ausgeführt. Die ehemals so furchtbare Marine von Venedig ist in eine sehr verdiente Verachtung gefallen. Einer meiner Freunde, der einen Bailo, oder Gesandten dieser Republik an die Pforte, begleitet hatte, erzählte mir eine Menge Dinge, welche die Unwissenheit der Seeoffiziere, und die schlechte Mannszucht der Mannschaft bezeugen. Die, zum Kriege ausgerüsteten Schiffe kennen weiter nichts, als das adriatische Meer und den Archipelagus. Selten wehet ihre Flagge auf dem mittelländischen Meere, und noch seltener auf dem Ozeane. Venedig ist also nichts weiter mehr als eine Nebenmacht, deren sehr prekäres Daseyn von der moralischen Stimmung der sie umgebenden

Staaten abhänget. Wenn irgend ein Vertrag dem Kaiser einen Einfall erlaubte, so würden wenige Tage hinreichen, sie ganz und gar zu unterjochen.

Es ist wahr, daß die Marine von Genua gleichfalls vernichtet ist; allein seit dem Verluste seiner Niederlassungen jenseits des Meeres bedarf es auch keiner mehr. Auch hat die Regierung sie heruntergesetzt. Vier Galeeren sind hinreichend die Küsten zu bewachen, und sie gegen die Einfälle der barbarischen Mächte zu decken; und diese werden eben so pünktlich als ökonomisch unterhalten. Ich weiß nicht, ob die Bank St. Georg etwas zu diesen Kosten beiträgt, aher ich bin geneigt, es zu glauben, weil sie doch auch einige Besitzungen zu vertheidigen hat. Die Republik hat Frankreich, England und Spanien vermocht, sich für ihre Beschützung zu verwenden.

Fromme Stiftungen.

Die Stiftung der Kirche von Carignan, ihre prachtvolle Auszierung, die zur Unterhaltung dieser Hauptkirche, der Zierde von Genua, bestimmten Renten, beweisen eben so sehr den Stolz ihres Stifters, als seine Reichthümer und seinen Aberglauben. Aehnliche Verwendungen zu öffentlichem Nutzen würden ihm den Dank der Nachkommenschaft zugesichert haben. Hätte er, anstatt dem Gotte der Priester einen Tempel zu errichten, Schulen angelegt, um die Fortschritte der Aufklärung zu befördern; hätte er Anstalten getroffen, die lei=

dende Menschheit zu erquicken; so würde er sich einen unsterblichen Ruhm erworben haben. Aber auf ungeheure Kosten eine Kirche erbauen; reiche Pfründen für Tagediebe stiften, die an derselben dienen; eine Brücke bauen, die zwar in der That sehr schön, aber höchst unnütz, und wirklich die seltsamste ist, die man nur sehen kann, weil man unter dem einzigen Schwibbogen, woraus sie besteht, Paläste von 5 Stockwerken, die eine ganze Straße bilden, erblickt; das nenne ich eine Thorheit von der ersten Größe.

Der Aberglaube ist, man muß es gestehen, der größte Fehler der Genueser. Sie beschäftigten sich mit nichts so sehr, als ihn zu verewigen; er ist ganz allein die Ursache der Laster, welche die Tugenden dieser, sonst so schätzbaren Republikaner beflecken.

Ich hätte wohl gewünscht, dem Leser eine Menge von Anekdoten über die frommen Stiftungen der Genueser darzubieten. Mitten unter diesem Aberglauben, den ich ihnen vorwerfe, würde er Aeußerungen menschenfreundlicher, gefühlvoller und wohlthätiger Herzen erblickt haben; Aeußerungen, die sie ehren, und mitunter den Zwistigkeiten, die so lange Zeit hindurch den Staat erschütterten, geehret haben. Eine lange Reihe von Thatsachen würde ihn überzeugt haben, daß die Ausübung aller Tugenden zu Genua einheimisch ist. Ich würde seine Aufmerksamkeit auf den Cambiaggio, der während seines Dogats starb, gelenkt haben. Man würde gesehen haben, wie er nicht nur die Dürftigkeit erquickte, sondern

ihren Bedürfnissen selbst entgegen eilte, und so sein Andenken durch Wohlthaten verewigte. So ist auch, bis auf einige Abweichungen, der Karakter des Genuesers überhaupt beschaffen. Geht er gleich einfach gekleidet einher; ist er gleich mehr denn allzu sparsam in seinem Hauswesen; richtet er gleich daselbst sein Auge auf die geringsten Kleinigkeiten: so ist sein Beutel doch immer für den Dürftigen offen. Er giebt viel, und giebt es mit guter Art. Er trocknet die Thränen der Wittwe; er nimmt sich der Waisen an; er hilft dem Hausvater seine Kinder ernähren und groß ziehen: und alle solche Handlungen geschehen insgeheim; Prahlerei hat daran keinen Antheil. Zu Genua ist es, wo man die wahre Barmherzigkeit kennt und ausübt, ohne daß die Gegenstände derselben nöthig haben, bei den Wohlthaten, die sie empfangen, zu erröthen.

Ich habe in dem Armenhause achthundert und funfzig Arme gesehen. Sie waren anständig bekleidet; sie wurden reichlich und gesund genähret; ihre Schlafzimmer waren reinlich, und ihre Betten sehr gut. Sehr viel Sorgfalt verwendete man auf die Kranken. Die Familie Fiesko hat auch eine Herberge oder ein Hospitium gestiftet, worinn sie dreihundert junge Mädchen erhält. Diese Kinder werden sehr sorgfältig erzogen; man unterrichtet sie in denjenigen Handarbeiten, wozu sie die meiste Neigung zu haben scheinen. Wann sie das Hospitium verlassen, so empfangen sie eine Aussteuer, die zum Theil aus Kapitalzinsen, welche hierzu bestimmt sind, zum Theil auch aus

dem Ertrage ihrer Arbeit zu Stande gebracht wird, welchen man für sie zusammen spart, ohne sich im mindesten daran zu vergreifen. Dieses Pflegehaus flößet nicht nur für seine Stifter, sondern auch für seine Erhalter und Verwalter Ehrfurcht ein. Warum muß doch eine blinde Frömmelei sich zu so menschenfreundlichen und wohlthätigen Gefühlen gesellen, und die Wirkungen derselben durch einen Aberglauben gleichsam verpesten, der zu weiter nichts dienet, als Vorurtheile, zum Verderben des gesunden Menschenverstandes, zu unterhalten?

Mehreremal habe ich das große Hospital besucht. Die Anzahl der Kranken stieg damals auf mehr, als tausend. Sie waren nicht in große Betten zusammen geschichtet, und hatten nicht den Jammer, zu sehen oder zu fühlen, daß ein Schmerzensgefährte neben ihnen seinen Geist aufgab. Die Aerzte und Wundärzte sind pünktlich, ämsig, wohl unterrichtet, und jeder von ihnen erfüllt seine Pflicht mit Eifer. Die Luft der Säle wird durch ein allzu bekanntes Verfahren, als daß es einer Erwähnung bedürfte, verbessert. Die Apotheke wird wohl unterhalten; man erneuert sie zum öftern, und auf die Verfertigung der Arzneien verwendet man die äußerste Sorgfalt. Sobald ein Kranker zu genesen anfängt, wird er in ein dazu bestimmtes Gebäude gebracht. Alle, seinem Zustande angemessenen Stärkungsmittel werden an ihm verschwendet. Niemand tritt aus diesem Hause, ohne vollkommen wieder hergestellt zu seyn. Nirgends habe ich die beständige

Ausübung einer so wohl geordneten Barmherzigkeit angetroffen. Die Kranken haben keine Rückfälle zu befürchten. Sobald sie das wirkliche brüderliche Pflegehaus, das sie aufgenommen hatte, verlassen, sind sie auch im Stande, sich ihren täglichen Beschäftigungen von neuem zu widmen. Zu Genua also ist es, wo die Rechte und Bedürfnisse der Menschheit anerkannt, geachtet und ausgeübt werden; und das sind eben die Genueser, die man so sehr zu verlästern sich erlaubet!

Zu Genua sind die Findelkinder nicht immer Folgen der Liederlichkeit. Eine unbesonnene Leidenschaft giebt mehr als einem derselben das Daseyn; und die Vorurtheile, diese Tyrannen der Völker im gesellschaftlichen Zustande, verhindern die Eltern sie für die ihrigen zu erkennen. Diese natürlichen und bisweilen sogar gesetzmäßigen Kinder werden zu Genua weit sorgfältiger verpflegt, als in den meisten andern Ländern, wo ähnliche Stiftungen vorhanden sind. Man behält in diesem Hospitale diejenigen, die man nicht hat auf das Land schikken können; aber der größte Theil wird der Sorgfalt aufmerksamer Pflegammen anvertrauet, die hierzu besoldet werden. Die Anzahl dieser Kinder steigt oft genug bis an zwölfhundert.

Ein Umstand, der gar sehr verdient angemerkt zu werden, ist dieser, daß die Stifter dieser Hospizien gar keinen Unterschied gemacht haben, zwischen ihren Mitbürgern und den Fremden, zwischen Einwohnern und Durchreisenden; und daß es schon genug ist, nur Hül-

se zu bedürfen, um sie auch zu erhalten. Empfehlungen würden überflüssig seyn, an diesen Oertern, wo eine vollkommene Gleichheit herrscht.

Zu Genua ist es gewiß nicht der Fall, daß die Verwalter dieser ehrwürdigen Häuser sich auf Kosten der Armen mästen. Direktion und Aufsicht sind so genau, daß unmöglich auch der kleinste Betrug sich einschleichen kann. Da diese Stiftungen keine Schulden haben; so haben sie auch nicht nöthig zu Anleihen ihre Zuflucht zu nehmen, um der Unterhaltung zu Hülfe zu kommen, oder das fehlende an der gewöhnlichen Ausgabe zu ergänzen. Sie machen sogar einige Ersparungen, die alle zur Erweiterung der Anstalten angewendet werden, damit man den Unterhalt einer noch größern Anzahl von Armen bestreiten, oder ihnen noch mehr Bequemlichkeiten verschaffen könne. Die meisten Gebäude sind auf diese Art ausgebessert, vergrößert und verschönert worden; und jedes Jahr führt einen Erwerb herbei, der zum Vortheile der Unterhaltenen ausschlägt.

Fast alle Domestiken, die zur Bedienung dieser Häuser gebraucht werden, sind Genueser. Diese Vorsicht hat in Ansehung aller Personen Statt, die zur Verwaltung gehören.

Da die Stadt Genua mehrere Anstalten dieser Art in sich begreift, so folgt, daß eine Anzahl Personen beiderlei Geschlechts erfoderlich ist, um dieselben zu versehen; und da es erwiesen ist, daß diese Personen ihre Pflichten auf die gewissenhafteste Art erfüllen: so folgt, daß die Genueser weit entfernt ein habsüchtiges, diebisches und verderbtes Volk zu seyn,

sich vielmehr durch ihre Menschenfreundlichkeit, so wie durch alle diejenigen Tugenden und Eigenschaften auszeichnen, welche aus derselben herfließen.

Während meines Aufenthaltes in dieser Stadt war der Winter sehr rauh in Vergleichung mit demjenigen, was er in einem so milden Klima gewöhnlich zu seyn pflegt. Bei einer rauhen Jahreszeit vermehren sich die Bedürfnisse, wogegen sich die Hülfsquellen vermindern, weil es unmöglich ist, sich seinen häuslichen Geschäften wie sonst zu widmen. Um diesen vermehrten Ausgaben zu Hülfe zu kommen, wurden Sammlungen angestellet; und diese fielen sehr reichlich aus. Die Republik, das ist, der Staat, die Bank St. Georg, die Senatoren, die Einwohner, alle beeiferten sich um die Wette beizutragen. Auf diese milden Gaben folgten Lotterien; der Ertrag von mehrern theatralischen Vorstellungen, durch Privatgesellschaften veranstaltet, der Ertrag vom Spiel; kurz alles, was der Reiche zu seinen Vergnügungen zählet, diente zur Erquickung der Armen. Der Winter lief hin, und die so reichlich unterstützten Armen empfanden seine Strenge fast gar nicht. Die Straßen waren keinesweges mit jener Menge von Bettlern angefüllt, welche die Schande und die Geißel eines schlecht polizirten Staates sind.

Kann man wohl noch nach solchen Zügen die Vorurtheile forthegen, welche unwissende oder ungerechte Schriftsteller gegen die Genueser erweckt haben? War es möglich, daß diejenigen, die vor mir ebenfalls Zeugen dessen

waren, was ich erzähle, sich nicht bemühten, diesen Republikanern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen?

Die Geistlichkeit.

Auf der ganzen Oberfläche des Erdbodens ist wohl keine Nation, die sich mehr von ihren Priestern und Mönchen lenken ließe, als die Genueser. Zu meinem Erstaunen über diese Wahrheit gesellte sich noch das Erstaunen darüber, daß ich mehrere Monathe hinstreichen sah, ohne daß irgend ein merkwürdiges Verbrechen den Boden der Republik befleckt hätte. »Wie?« sprach ich mehr als einmal zu mir selbst, »die »Pfafferei übt eine so unumschränkte Herrschaft »über die Einwohner dieses Landes aus, und »sie erwürgen nicht Einer den Andern? Die »Diener der Altäre mischen sich in alle Angele»genheiten der Genueser, sie leiten selbige, und »herrschen über ihre Herzen; gleichwol verrich»ten die Genueser löbliche, edelmüthige Hand»lungen, die in jeder Rücksicht untadelhaft »sind?« So viel läßt sich wenigstens daraus folgern, daß der Nationalkarakter nicht schlecht, und daß die Staatsverwaltung vortrefflich seyn muß. Was würden die Genueser nicht erst seyn, wenn sich zu den Vorzügen, die ihnen besonders eigenthümlich sind, auch noch der mit gesellte, ihr Betragen nur von sich selbst abhängig zu machen? Wenn die Priester bloß zu ihren Amtsverrichtungen zurück gewiesen, und die Kuttenleute auf ewig abgeschafft würden?

Was sie seyn würden? — Gewiß, die besten Menschen.

Ich kannte zu Paris einen sehr liebenswürdigen, jungen, reichen und verschwenderischen Genueser. Nach einigen Monathen sah ich ihn in seinem Vaterlande wieder. Er setzte, was in Genua sehr selten ist, seine Verschwendungen fort; aber heimliche Gewissensbisse drängten ihn, sich um guten Rath an mich zu wenden. »Wie?« antwortete ich ihm, »Sie, »ein Genueser, Sie, erzogen in dem Schooße »Ihres Vaterlandes, fragen einen Fremdling »um ökonomischen Rath, einen Menschen, der »in einem Lande geboren ist, dessen Sitten und Gewohnheiten Sie kennen? Wissen Sie denn »nicht, daß die jungen Leute in Frankreich es »für ehrenvoll halten, sich schon vor dem Alter »des wahren Genusses zu Grunde zu richten?» ».— Es sind keine ökonomischen Rathschläge, die »ich mir von Ihnen erbitte; ich ersuche Sie »nur, mir Mittel an die Hand zu geben, wie »ich etwas weniger betrogen werde?« — Er sagte mir hierauf, wie der Geschäftsverweser seines Oheims, der in seinem Interesse zu seyn schiene, ihn beständig bestöhle, und daß er nur seiner Wissenschaft die Anleihen zu entziehen wünschte, die er zum Behuf seiner Ausgaben zu machen genöthigt wäre, welche sein Oheim und Vormund nicht erfahren dürfte. Ich fragte: wer denn dieser Intendant wäre? — »Was »sie alle sind: Abt, Priester! — Ich begleitete ihn eines Tages zu den Banchi, wie man zu Genua die Börse nennt, wo er sich Mittel zu verschaffen suchte, um einen nächtli-

chen Platz bei einer reizenden Schauspielerinn erkaufen zu können. Der Mäkler war ein Franziskanermönch. Er mußte diesem Scheinheiligen eine Pistolette Mäkellohn geben, damit derselbe, um den Zorn des Himmels zu besänftigen, eine Messe für diese Absicht des jungen Menschen lesen könnte. Als wir an die Börse gekommen waren, mußte er sich an einen andern Priester wenden, um ein und zwanzig Pistoletten, und noch acht oder zehen für einige kleinere Ausgaben zu erhalten. Dieser Priester, welcher mit Messen, Seegenssprüchen und Ablaßzetteln trödelte, war über und über voll Ungeziefer. In Paris, und in andern Hauptstädten Europens, findet man unstreitig auch Unterhändler für alle Arten von Angelegenheiten, aber doch niemals bekannte Banquiers, die Wechselbriefe auf Himmel, Hölle und Fegefeuer ausstellen. Rom und Genua haben, so viel ich weiß, allein dieß Privilegium, welches viel einbringet; wenigstens wird es sonst nirgends so allgemein und so öffentlich ausgeübt, als in diesen beiden Städten. Dieser Mäkler von ganz neuer Art gab ihm dreißig Pistoletten baar, und für ungefähr zwanzig, spanischen Tobak und Sammet, welches beides er wenigstens dreifach über seinen Werth aufschlug. Zuletzt ließ er ihn eine Schrift unterschreiben, die mit allen Formalitäten zur Sicherung ihrer Gültigkeit versehen war. Es war darinn anerkannt, daß der Jüngling ihm die Summe von siebenzig Pistoletten baar schuldig geworden, welche für Todtenmessen und andern geistlichen Kram angewendet werden

sollten, um die Seelen seiner Eltern aus dem Fegefeuer zu erlösen, mit dem Zusatze, daß wenn diese beiden Seelen ihre Probezeit überstanden hätten, die ihnen bestimmten Schätze der Kirche auch den übrigen Personen von dieser Familie zu gut kommen sollten. Hätte man mir diese Thatsache bloß erzählt, so hätte ich geglaubt, daß die Einbildungskraft sich, auf Kosten der geistlichen Herren, belustigt hätte; allein sie ist unter meinen Augen vorgegangen, und ich bin Zeuge davon gewesen. Kurze Zeit darauf berichtigte der gütige Oheim diese Verschreibung, ohne irgend ein Mißtrauen oder Verdruß an den Tag zu legen. Man höre nunmehr, wie eben dieser Mäkler dem jungen Menschen Bekanntschaft mit dem Beichtvater seines Oheims verschaffte. Dieser war ein Mönch vom Orden der heiligen Jungfrau. Er unterrichtete seinen Beichtsohn von der kindlichen Liebe meines jungen Freundes; und der andächtige Tropf, hierdurch bezaubert, leistete schnelle und gute Zahlung, und machte seinem Pflegbefohlnen noch oben drein ein sehr artiges Geschenk. Auf diese Weise wissen die Priester und Mönche zu Genua sich den jungen Leuten nützlich zu machen, und was das unbegreiflichste ist, so vergessen diese jungen Leute, wenn sie Väter geworden sind, dieser alten Streiche so sehr, daß sie sich hinwiederum, auf eine eben so grobe Weise als ihre Väter, hintergehen lassen.

Verschiedne Züge dieser Art beweisen das unerschöpfliche Zutrauen der Genueser zu denjenigen, welche sie leiten. Es vergeht kein Tag,

daß nicht Possenspiele dieser Art vorkommen. Man weiß es, man spricht davon, man lacht darüber, und läßt sich dennoch morgen in das Netz ziehen.

Ich war eines Tages bei einem Priester von Lucca, einem verschlagenen Menschen, wie es Leute dieses Landes und Standes gewöhnlich sind. Er schacherte mit Oel, Tobak, und andern Waaren. Man hatte mich zu ihm gewiesen, um Westen von ihm zu kaufen. Ich war Zeuge eines Handels zwischen ihm und einem Kaufmanne aus der Stadt Novi. Als der Preis bedungen und erlegt war, fragte mein Mann von Lucca den Mann von Novi, warum er denn der Seelen im Fegefeuer vergäße, und ob er denn glaubte, daß seine verstorbenen Eltern der Gebete nicht mehr bedürften? Der Kaufmann eilte dieser Foderung Genüge zu leisten, und gab einem andern Priester, der den Ladenburschen machte, etwas um zwei Messen dafür zu lesen.

Ohne diese Präliminarien wird keine Angelegenheit, welcher Art sie auch seyn mag, abgethan. Das ist das sine qua non bei jedem Handel, bei jeder Verrichtung. Kein Verkauf eines Grundstücks geht vor sich, ohne daß nicht für die Seelen der Abgeschiednen etwas abfällt. Die Genueser würden glauben, daß der Teufel die geschlossenen Verträge vernichtete, wenn sie eine so wesentliche Pflicht verabsäumten. Kein Testament, daß nicht größere oder kleinere Vermächtnisse, nach dem Vermögen des Erblassers, zu diesem Behufe enthielte. Auch haben die Mönche mehr Messen zu lesen,

als sie bestreiten können. Der Ueberschuß wird durch die großen Gesammtmessen getilgt, deren jede für einige hundert, bisweilen gar tausend, gewöhnliche Messen gilt. Dieses Verfahren findet auch auf dem Lande statt, und es fällt daselbst kein so geringer Verkauf vor, daß die Klöster nicht ihren Vortheil davon hätten. So wird es auch im Königreiche Neapel, in Piemont und andern Ländern Italiens gehalten; allein nirgends geht die Sache so weit, als in der Republik Genua.

Weltgeistliche, wie Ordensleute, nähren sich von Ränken. Priester und Mönche mischen sich in alles, sind überall, sehen alles und entscheiden alles. Sie handeln für ihre eigene Rechnung. Sie haben ihre Waarenlager in Privathäusern. Sie intriguiren und kabaliren in den Städten der Lombardei und Piemonts, um Aufträge zu erhalten; und der Mönch, dessen Orden es mit sich bringet, täglich seinen Unterhalt zu erbetteln, kann gleichwohl Posten von mehrern tausend Livres abthun, oder diesen und jenen Waarenartikel unter dem von andern Kaufleuten bestimmten Preise verschaffen.

Auch die meisten Heurathen werden durch Priester und Mönche zu Stande gebracht; und die Eltern empfehlen ihnen zu dem Ende die Kinder, die sie unterbringen wollen. Sobald es ihnen gefällt, sich mit der Sache abzugeben, ist auch der Erfolg gewiß. Aber man will bemerken, daß diese Verbindungen überhaupt eben nicht glücklich ausschlagen, weil der Vermittler sein Ansehen bei den Eheleuten nicht anders als dadurch zu erhalten weiß, daß er wech-

selseitiges Mißtrauen einflößt, und oft sogar Entehrung in den Schooß von Familien bringet, deren Bande er geflochten hat.

Bediente fortschicken, und andere oft noch schlechtere an ihre Stelle setzen, das ist eine Sache des Beichtvaters, oder des Gewissensrathes. Seine Empfehlung macht alles aus; und sein Haß ist eben so sehr zu fürchten. Nicht die kleinste Mißhelligkeit entsteht zwischen Eheleuten, oder zwischen Eltern und Kindern, welche dieß Kuttenvolk nicht sogleich erfährt; und mehr als einer, ja wahrhaftig, mehr als einer, ist nicht mehr werth, als **Moliers** Tartüffe.

Um den Schutz eines ehrenvesten Senators, eines vielgeltenden Frauenzimmers, zu erlangen, muß man sich nur an Priester, und noch besser an Mönche, wenden. Sie sind einschmeichelnd, besitzen die Kunst sich in alle Karaktere zu schicken, ihre Eigenheiten zu benutzen, und sich nach und nach eines unbegränzten Zutrauens zu bemächtigen. Ihr Joch wird alsdann völlig despotisch, und der Aberglaube läßt nicht zu, dasselbe ungestraft abzuschütteln.

Der größte Theil der Faktoren und ersten Commis der besten Häuser von Genua sind Priester. Aber gewöhnlicher Weise spielen diese doch nur die zweite Rolle der Vertrauten ihrer Kommittenten. Die Beichtväter und Gewissensräthe sind es eigentlich, die man in sein Interesse ziehen muß; mit ihnen ist alles möglich; ohne ihre Mitwirkung ist nichts zu hoffen, und von ihrem Hasse ist alles zu fürchten.

Die öffentlichen Mädchen sind weder hübsch,

noch reinlich. Wird man versucht, eine angenehme Bekanntschaft dieser Art zu machen, so muß man sich an die Priester, und noch besser, an die Mönche wenden. Diese bekutteten Kuppler kennen alle jungen Personen dieser Art, und öfters haben sie sich sogar die Mühe gegeben, sie selbst zu bilden. Sie wissen den Preis, wofür sie zu haben sind, und nehmen es auf sich, die Liebhaber davon zu benachrichtigen. Die meisten Genueser wissen hiervon nichts. Die tiefe Verehrung, womit sie den Dienern der Altäre zugethan sind, erlaubt ihnen nicht, solchen Dingen Glauben beizumessen. Uebrigens hüllen sich diese Unterhändler der Göttinn von Cythere, die weit schlauer sind, als alle übrigen in Italien, in das äußere Gewand der Tugend ein. Sie wissen sich ein imponirendes Ansehen zu geben, und vermittelst dieser Maske hintergehen sie desto sicherer diejenigen, deren Zutrauen sie zu fesseln wußten. Sehr wenige Genueser wissen sich vor dem Einflusse dieser Chamäleone zu bewahren; und diejenigen, welche sie kennen, fürchten so sehr ihre Rache, daß sie es nicht wagen, ihre Blößen aufzudecken.

Aber auch selbst in diesem Falle können die Genueser, was für eine Vorstellung sie sich auch von dieser Menschenklasse machen mögen, dieselbe dennoch nicht richtig schätzen. Vor einer ausführlichen Erzählung ihrer Schandthaten würde man zurück schaudern. Kein Verbrechen wird begangen, wobei nicht einer dieser Menschen, die man gleichwohl vergöttert, Aufstifter, Vermittler oder Mitschuldiger gewesen wä-

re. Vereitelt etwa ein Ungefähr die Maaßregeln der Vorsicht, die sie ergriffen haben, um unentdeckt zu bleiben; so ist jedermann bei der Hand, den Schleier wieder vorzuziehen, der sie bedeckte; jedermann will das Andenken an ihre Bubenstücke aus dem Gedächtnisse der Menschen, ja selbst aus seinem eigenen vertilgen.

Nichts gleichet der Ehrfurcht der Genueser für den heiligen Stuhl. Die Bullen, die Indulgenzen von Seiten des römischen Hofes, werden wie Ausflüsse der Gottheit selbst betrachtet. Sehr selten wagt es die Regierung, den Wünschen des Papstes entgegen zu seyn. Gleichwohl erstreckt sich die Gewalt des Vatikans nicht mehr so weit, wie ehemals. Der Hof zu Rom hatte sich das Recht vorbehalten, die vornehmsten Bisthümer und Pfründen zu besetzen. Die Obrigkeiten aber haben es nunmehr gewagt, die Hand an das Rauchfaß zu legen; und jetzt verfügt die Republik über diese wichtigen Stellen.

Genua zählt zwei und dreißig Kirchsprengel und siebenzig Klöster. Die Nonnenklöster sind daselbst nicht so arm, als in andern Ländern Italiens, und einige sind sogar reich. Die hohe Geistlichkeit lebt im Ueberflusse; die einzelnen Mitglieder derselben sind voller Ränke, sind eigennützig, besitzen gar wenig Tugenden, und destomehr Laster. Die niedere Geistlichkeit ist so arm, daß einige sogar öffentlich zu betteln genöthigt sind. Daher rührt unstreitig die Verderbtheit der Sitten.

Von den Künsten und Wissenschaften.

Seit der Wiedergeburt der Wissenschaften und Künste hat sich Genua durch seine Aufmunterung derselben sehr ausgezeichnet. Gleichwohl rühret der größte Theil der Meisterstücke, die dasselbe zieren, von fremden Händen her. Die Republik hat die großen Männer benutzt, denen Rom und ganz Italien jene kostbaren Stücke verdanken, welche dieselben verschönern, und jährlich eine Menge von Liebhabern herbeilocken. Der Senatorialpallast, die Kirchen, die öffenlichen Gebäude, die Säle der Privatpersonen sind voll von Marmor, welchen der kühne Meißel belebt, und von Leinwand, welche der schöpferische Pinsel beseelt hat. Alle Schulen haben zu diesen Sammlungen beigetragen; und unter den Künstlern, die ihre Nahmen verewiget haben, findet man sehr wenig Eingeborene. Dieses beweiset, daß Genua zwar reich genug, das Talent zu belohnen, auch aufgeklärt genug, dasselbe zu erkennen, doch eben nicht besonders beflissen ist, unter seinen Bürgern Künstler zu bilden.

Die Jesuiten haben lange das ausschließende Recht gehabt, die Jugend, von dem Alter der Kindheit an bis in das Jünglingsalter zu erziehen. Nach ihrer Zerstreuung sind besondere Lehrer an ihre Stelle getreten; aber überhaupt muß man doch bekennen, daß die Genueser sich nicht mit dem bekannten Eifer anderer Völker auf das Studieren legen. Im Jahr 1573 fiel es der Republik ein, den Druck al-

ler Schriftwerke, welche in dem Umfange des Staates verfertiget werden würden, auf gewisse Jahre zu verpachten. Diese Verpachtung besteht jetzt nicht mehr. Vermuthlich ist der Ertrag davon nicht beträchtlich genug gewesen, um Lust zur Fortsetzung einzuflößen. Preßfreiheit ist daselbst unbekannt. So große Rechenmeister auch die Genueser in allem demjenigen sind, was den Handel betrift, so haben sie es sich doch noch nicht gestattet, die Vortheile zu berechnen, welche aus dieser unbeschränkten Freiheit für sie entspringen würden; oder, wenn sie selbige auch eingesehen haben, so hat doch der Aberglaube ihnen noch nicht erlaubt, dieselben sich zuzueignen.

Die beständigen Handelssorgen verschlingen Zeit und Gedanken der Genueser. Die Senatoren beschäftigen sich mit den Pflichten, die sie zu erfüllen haben; die übrigen mit Spekulationen, die ihren Privatreichthum vermehren können. Kurz, alle treffen in der Vernachlässigung des Studiums der Wissenschaften und Künste zusammen. Bareme ist beinahe das einzige Elementarwerk, welches man der Jugend in die Hände giebt. Dieser flößt man sehr zeitig den Geschmack am Rechnen ein, und man beschleunigt ihre Fortschritte durch die Hoffnung des Gewinnstes. Auch sieht man zu Genua schon Kaufleute von 18 bis 20 Jahren, die sehr geschickt sind einem Hause vorzustehen, und sich mit einer nicht gemeinen Fertigkeit zu benehmen. Es giebt kein Land, wo die Kunst zu spekuliren und seine Reichthümer zu vermehren mehr aus-

geübt würde, als in dieser Stadt. Weder Engländer, noch Holländer, noch Genfer, können es den Genuesern zuvor thun. Die Weiber sind eben so geschickt; denn dieß ist die einzige Art des Unterrichtes, den sie bekommen. Akademien giebt es zu Genua nicht, ausgenommen eine einzige; wenn man anders eine Gesellschaft von Menschen so nennen kann, deren einziges Geschäft es ist, den Doge in schlechten Versen lobzupreisen. Ich habe einigen ihrer Sitzungen beigewohnt. Einst habe ich daselbst auch diesen temporellen Fürsten gesehen, einen verdienstvollen Mann, wie es alle diejenigen sind, die man zu dieser Würde erhebt. Er mußte den Verdruß verbeißen, sich auf eine so platte und langweilige Art erheben zu hören, daß ich in der That nicht begreife, wie er es aushalten konnte. Dieser Staatsbeamte besitzt Tugenden; aber es ist dem Menschen nicht verliehen, sie alle zu besitzen. So kann er es sich z. B. wohl selbst nicht verbergen, daß seine Vorsichtigkeit in Feigheit ausartet. Nun, was that aber ein Poet, der weder Horaz, noch Virgil, noch Tasso war? Er lobpries seine Unerschrockenheit in Gefahren, seine Kühnheit in Gefechten; und gleichwohl ist er niemals ein Kriegsmann gewesen. Ein anderer Poet hatte seine Nachtwachen dem Lobe des, kaum aus seinem Amte zurückgetretenen Doge gewidmet. Er hatte seine Gerechtigkeit erhoben; und doch war dieß gerade die einzige Eigenschaft, die ihm fehlte. Diese Lobreden sind nichts anders, als Zusammenhäufungen von Kraft- und Machtwörtern, die eins über das andere aufgethürmt

werden, ohne Auswahl, ohne Beurtheilungskraft, ohne Geschmack. Diese Anstalt, die zur Ehre der Republik abgeschafft werden sollte, ist auch unmoralisch. Wie geht es zu, daß ein freies Volk eine Gesellschaft unter sich duldet, deren einziges Geschäft es ist, alle Oberhäupter zu loben, die es sich selbst setzt? Ein Beobachter, den ein Ungefähr nach Genua führte, und welcher Zeuge von einer Sitzung dieser Art wäre, würde sich einbilden, die Dogen wären eben solche Despoten, als die Könige von Persien und von Siam. Er würde wohl nicht denken, daß dieser temporelle Souverain nicht bloß das Oberhaupt der Republik, sondern auch der Sklav derselben ist, daß er nicht aus seinem Pallaste treten darf, ohne von der Regierung dazu Erlaubniß bekommen zu haben, und ohne von Zeugen begleitet zu werden, die sie ausdrücklich dazu ernannt hat.

Bei meiner Ankunft zu Genua hatte ich einen Empfehlungsbrief an den Exdoge Lomellino, einen der berühmtesten Männer von Europa. Dieser Umstand verschaffte mir Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß mitten unter einer Nation, welche die Vergnügungen der Künste genießt, ohne sich auf ihre Kultur zu legen, sich dennoch ein Wesen von höherm Verdienste fand. Ich habe in diesem ehrwürdigen Greise den Freund und Beschützer aller Wissenschaften erblickt. Er hatte sie selbst getrieben, und seine Kenntnisse, unterstützt von einer langen Erfahrung, hatten ihm eine sehr verdiente Berühmtheit erworben. Die vornehmsten Akademien Europens rechneten sich

es zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen. Ob er gleich schon beinahe achtzigjährig war, so hatte er doch die Lebhaftigkeit, die Anmuth des Geistes und die Munterkeit der Jugend zu erhalten gewußt; er hatte nichts vom Alter, als Erfahrung und Weisheit. Mit der unbefangensten Heiterkeit wurde ich von ihm aufgenommen. Wir unterhielten uns von Frankreich, von Paris, an welches er mit Sehnsucht zurück dachte, so wie dieses an ihn. Alle Gelehrte von Europa schätzten ihn. Voltaire besaß sein Gemälde. Nichts von allem dem, was in Europa vorging, war ihm fremd. Mannigfaltiger konnte kein Gespräch seyn, als das seinige, und keines unterhaltender. Ich lernte bei ihm zwei Piaristenmönche kennen, die ziemlich gute Physiker waren. Ich begleitete ihn auf sein Landgut, und mußte dessen Zierlichkeit, noch mehr aber die Annehmlichkeiten desselben bewundern. Von diesem haben mehrere Reisende geredet: warum aber nicht auch etwas zum Lobe seines Besitzers? Die wichtigsten Dienste, die er seinem Vaterlande, den Wissenschaften und den Künsten geleistet, hätten ihm wohl diese Ehre erwerben sollen, die ihm noch nicht zu Theile geworden ist. Wenn man in mehrern Fällen, besonders in der Angelegenheit von Korsika seine Rathschläge befolgt hätte, so würde die Republik mehr Vortheile erlangt haben, die ihr nunmehr entgangen sind. Mit großer Sorgfalt hebe ich noch einige Briefe dieses seltenen Mannes auf. Man sollte, wenn man sie lieset, glauben, sie wären Früchte der glänzendsten Einbildungs-

kraft, verschönert durch die Reize, welche nur die Jugend über alle Gegenstände, die sie behandelt, zu verbreiten weiß.

Ich habe auch einen jungen Nobile, Verfasser einer Lobschrift auf den Andreas Doria kennen gelernt. Er verschaffte mir auch eine solche Schrift von einem seiner Freunde, welcher dem Christoph Columbus eben diese Ehre erwiesen hatte. Diese beiden jungen Männer verließen einander niemals. Durch Uebereinstimmung des Geschmacks, der Laune, des Karakters verbunden, hatten sie sich in einiger Entfernung von der Stadt auf gemeinschaftliche Kosten ein Landhaus gemiethet, wohin sie sich oft zurückzogen, um in Frieden das Vergnügen zu genießen, beisammen zu seyn, und einander ihre Einsichten mitzutheilen. Je öfter ich sie sah, destomehr beneidete ich ihr Loos. Als der eine einst einiger Geschäfte halber abwesend war, stellte mich der andere seiner Intendia, oder der Dame seiner Gedanken, dar. Diese Dame war von einer der ältesten genuesischen Familien; sie unterhielt ein sehr gutes Haus, und bei ihr hatte man nicht nöthig, seine Zuflucht zu den Karten zu nehmen, um eine Zeit abzukürzen, die ohnehin mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit verlief. Sie war wohl unterrichtet, ohne es scheinen zu wollen, drückte sich sehr gut aus, ohne deshalb einen Dünkel zu verrathen, und war so beschaffen, als ich wünschen möchte, daß alle Weiber wären; sie war liebenswürdig und ehrwürdig.

Genua hat sehr wenige Gelehrte gehabt;

aber es hat dagegen wahrhaftig große Staatsmänner, berühmte Magistratspersonen, vortreffliche Feldherren, und Patrioten von allen Volksklassen hervorgebracht. Die Colombo, die Doria, die Spinola sind aus seinem Schooße entsprungen, und haben ihm eben so sehr zur Ehre, als zum Nutzen gereicht.

Von der Regierung zu Genua.

So wichtig dieser Artikel auch ist, so wird er doch nicht so ausführlich seyn, als ich wohl gewünscht hätte, weil ich mich genöthigt sehe, aus dem Gedächtnisse gewisse Noten zu ergänzen, die ich über verschiedene Gegenstände niedergeschrieben hatte. Ich verspreche nicht, daß ich mich an alles wieder erinnern werde; aber das versichere ich doch, daß ich in allem dem, was es mir darbieten wird, mich nicht von der Wahrheit entfernen will.

Die Organisation der verschiedenen Staaten von Europa wird in den gegenwärtigen Zeitumständen ein eben so wichtiges, als angenehmes Studium. Die Menschen, welche die Freiheit geliebt, haben tausend Mittel ersonnen, um sich gegen die einzelnen und allmäligen Versuche der Despoten zu sichern, die zwar nie ihre Absichten, wohl aber ihre Methoden verändern. Die Gesetzgeber haben die Mittel des Angriffs und der Vertheidigung gegen einander berechnet; allein nicht alle haben gleiche Resultate daraus gezogen. Unter dieser Verschiedenheit der Meinungen muß man auch die Leidenschaften mit begreifen, die sie

dahin gerissen, und von derjenigen Linie abgezogen, welche wenige von ihnen zu halten gewußt haben. Selbstsucht und Ehrgeiz haben den größten Theil in die Irre geführt. Andere, mit rechtschaffenen offenen Gemüthern, haben geglaubt, die angenommenen Vorurtheile respektiren zu müssen; sie sind der Meinung gewesen, daß, wenn sie selbigen geradezu vor den Kopf stießen, sodann der Hause mächtiger Staatsbürger ihre Bemühungen für das allgemeine Wohl vergeblich machen würde. Sie haben sich also selbst angehalten, und ihren Zweck verfehlt.

Sehr wenige Nationen haben es wie die Spartaner gemacht, welche den Muth hatten, den Lykurg zu ihrem Reformator zu machen. Die Athener erlaubten es dem Solon, für sie zu arbeiten; aber die Gesetze, welche Solon machte, wurden bald übertreten; und man muß bemerken, daß diese beiden Staaten bereits das Joch des Despotismus abgeschüttelt hatten. Ueberhaupt sind die Republiken ein Produkt der Umstände gewesen; und das ist die Ursache, warum sie keine festen Grundlagen erhalten haben. Ueberall hat sich in die Zusammensetzung ihrer Regierungsformen etwas von der vorhergehenden mit eingeschlichen.

Genua hat niemals die völlige Demokratie gekannt; es hat keinen Gesetzgeber gehabt, bis Andreas Doria, nachdem er es sich unterworfen hatte, groß genug war, es neu umzuschaffen. Vor ihm waren alle Veränderungen, die in der Regierungsform Genua's statt hatten, das Werk der Oberhäupter herrschender Faktio-

nen gewesen. Es ist also hier nicht der Adel gewesen, der die Macht des Volkes verschlungen; auch ist er es nicht gewesen, welcher ihm dieselbe im Jahr 1756 entrissen hat. Denn das einzigemal, da es frei genug gewesen ist, um Gesetze zu geben, hat es sich, freiwillig und unbedingt, in die Arme des Adels geworfen, ohne daß irgend ein Vertrag, irgend ein Bedürfniß es dazu genöthigt hätte.

Das kann man von den meisten übrigen Aristokratien Europens nicht sagen. Man hat gesehen, durch welch ein Verfahren der Adel von Venedig sich der Staatsgewalt bemächtigt hat. Zu Straßburg war die Regierung mehrere Jahrhunderte hindurch demokratisch; mit der Zeit und durch das allmälige Umsichgreifen der alten Geschlechter wurde sie aristokratisch. Die Stättmeister vernichteten diesen Adel; und Ludwig XIV. machte alles Haders ein Ende, indem er sich aller dieser Gewalten bemächtigte, und den wahren Despotismus daselbst einführte.

Man verzeihe mir diese Abschweifung. — Denn nur durch Vergleichungen kann ich darthun, daß unter allen Staaten, wo die Aristokratie die Oberhand hat, die Regierung zu Genua die mildeste, die menschlichste, und diejenige ist, die sich von dem wahren gesellschaftlichen Zustande am wenigsten entfernet. Zur Unterstützung meiner Behauptung hätte ich eine Menge Beispiele anführen können; allein ich glaube den unterrichteten Leser nicht durch Aufzählungen ermüden zu dürfen, die er selbst anstellen kann; und was diejenigen betrift, die

sich erst unterrichten wollen, so würden bloße Fingerzeige für sie nicht hinreichend seyn.

Was für Schritte die Republiken auch gethan haben mögen; was sowohl die Einrichtung ihrer Regierungen und der verschiedenen dazu gehörigen Gewalten, als auch die Dauer ihrer Magistraturen betrift; so haben sie es doch fast alle eingesehen und erfahren, wie gefährlich es sei, sich von dem großen Grundsatze zu entfernen. Ich verstehe unter dem großen Grundsatze die Untersuchung, die Entscheidung und die Bestimmung. Die kleinste Anzahl muß untersuchen, die größere muß entscheiden: alle müssen einwilligen, und durch ihre Delegaten ausführen lassen. Jede Republik hat also, und muß unter verschiedenen Nahmen haben, Oberhäupter, Senate und Konseils.

Wenn das Ungefähr oder die Umstände mir das rühmliche, aber auch zugleich peinliche Geschäft aufbehalten hätten, den Plan einer republikanischen Regierung zu entwerfen; so hätte ich die Oberhäupter nur temporär machen wollen. Ich würde sie mit einer großen Gewalt ausgerüstet haben; aber die Dauer ihrer Verrichtungen hätte so kurz seyn sollen, als möglich. Die Verantwortlichkeit hätte ich ihrer Macht gleich gemacht; denn jene ist das Gegengewicht von dieser. Die Strafe für den Pflichtvergessenen würde schrecklich gewesen seyn, und hätte unter keinerlei Vorwand gemildert oder aufgeschoben werden können.

Die erste dieser Wahrheiten hat Genua eingesehen. Die republikanischen Amtsverrichtungen dauern zwei Jahre. Am Ende dieses Zeit-

raumes werden der Doge und die Senatoren erneuert. Der einzige Vorzug, welcher denen bewilligt worden ist, die mit der Dogenwürde beehrt gewesen sind, bestehet darin, daß sie lebenslang Senatoren und Mitglieder des kleinen Rathes bleiben. Dieß ist genug, und vielleicht schon zu viel. Denn da die Exdogen auf Lebenszeit Senatoren und Räthe sind, hingegen die Mitglieder des Konseils alle zwei Jahre erneuert werden, so dürfte leicht zu Gunsten der ersten eine Masse von Gewalt entstehen, die dem Staate nachtheilig werden könnte, wenn die Personen, die dieser Vorrechte genießen, nicht beständig aus solchen gewählt würden, welche die meisten Tugenden besitzen.

Man hat es zu wiederholtenmalen gesagt und geschrieben, daß ein Doge zu Genua nichts anders, als ein gekrönter Sklave sey. Dieß ist zum Theil wahr. Der Doge ist in der That vielem Zwange unterworfen. Beständig sieht er sich von Wachen und Senatoren umgeben; er hat eine Art von Hof um sich, der ihn unaufhörlich beobachtet: allein man hat sehr unrecht zu sagen, daß er keine Gewalt habe. Er ist von amtswegen Oberhaupt des kleinen Rathes, des Senates, des großen Rathes und der ganzen Regierung. Er hat den Vortrag von allen Angelegenheiten, und die Art und Weise diesen zu verrichten hat sehr großen Einfluß auf die Entscheidung. Wenn ihm irgend eine Sache mißfällt, so kann er es so stellen, daß es darüber zu keinem Berichte kommt. Seine Regierungszeit verläuft indessen, und am Ende ist bisweilen die Sache vergessen, oder

die Umstände haben sich geändert; und man redet nicht mehr davon. Die Senatoren bezeigen sich dem Doge sehr gefällig; er wird geehrt, und auch, mit Wahrheit kann ich dieß hinzufügen, geliebt. Man beeifert sich, ihm dasjenige zu bewilligen, was er zu wünschen scheinet. Wenn der Doge ein Mann von Kopf, wenn er zu Geschäften wohl abgerichtet ist, wenn er die Gesetze des Staates und die Menschen wohl kennet, mit denen er es zu thun hat, wenn er sich Liebe und Achtung zu erwerben gewußt hat: so ist er von allen temporellen, und auch andern Souverainen, der mächtigste. Aber, um ruhig und in Frieden zu herrschen, muß er leutselig erscheinen, muß sein Ernst sanft und von Mäßigung begleitet seyn. Wenn er seine Würde verläßt, so tritt er in das Syndikat über, und wird hierauf beständiger Senator.

Zu Venedig sind die Stellen eines Senators, eines Prokurators von St. Marco, eines Avogadore, eines Saggio gewöhnlich auf Lebenszeit, wofern man anders nicht zu höhern Stellen hinaufrückt. Das Dogat dauert ebenfalls lebenslang. Aber was für Einfluß sich auch ein Doge zu Venedig erwerben mag, so darf er sich doch niemals schmeicheln, so viel zu erlangen, als einer zu Genua. Auch steht er nicht unter einem solchen Zwange, ob er gleich im Grunde eben so sehr beobachtet wird.

Zu Genua muß einer das funfzigste Jahr erreicht haben, um wählbar zu seyn. Ebendieselbe Person kann wieder gewählt werden,

sobald nur zwischen der ersten und zweiten Wahl vier Jahre verflossen sind. Die Stellen im Senat, im kleinen Rathe, im Rathe der Acht und Vierzig, sind ebenfalls zweijährig. Der große Rath besteht aus allen Nobili, welche, wie bereits gesagt ist, in zwei Hallen (Purtici) vertheilt sind. Man muß vier und zwanzig Jahr alt seyn, um seinen Platz darin einzunehmen. Mit dem vierzigsten Jahre tritt man in den Rath der Vierzig, und in den Senat kann man nicht anders, als mit fünf und vierzig Jahren gelangen.

Es besteht zu Genua, wie zu Lucca, eine sehr löbliche Gewohnheit. Die Verwaltung der bürgerlichen sowohl, als peinlichen Justiz, ist Obrigkeiten anvertrauet, welche aus fremden Nationen gewählt werden. Ihre Amtsverrichtungen dauern gleichfalls zwei Jahre lang. Nach einer Zwischenfrist können alle diese Stellen und Aemter von eben denselben Personen wieder eingenommen werden. Dieses Gesetz ist darin sehr weise, daß, wenn man mit einer Magistratsperson zufrieden gewesen ist, und selbige sich wohl betragen hat, man sich ebendieselben Vortheile mehreremale verschaffen kann, wenn man nur die Vorschrift wegen der Zwischenzeit beobachtet, von welcher man in keinem Falle abweicht, weil die Republik mit eben so viel Entschlossenhiit als Beharrlichkeit diejenigen Regeln befolgt, welche sie sich seit ihrer moralischen Wiedergeburt vorgezeichnet hat.

Genua hat vor Venedig einen großen Vorzug. Es hat nützliche Magistraturen, woran es diesem fehlt, und welche es auch nicht er=

richtet, weil es die größte Sorge hegt, daß das Volk von allen Zweigen der Verwaltung entfernt werde. Sein Despotismus ist sehr strenge. Der Großkanzler wird freilich aus der Klasse der Citadini genommen; allein diese Stelle ist mehr ansehnlich, als wichtig. Dagegen hat die Republik Genua plebejische Magistraturen, die durch den Willen des Volkes errichtet und ihm allein vorbehalten sind. Die Magistratur der drei Friedenserhalter hat die unmittelbare Aufsicht über alle Ehesachen. Ihr gebühret es auch in Handelssachen zu untersuchen und zu entscheiden. Ihre Sentenzen sind auch nicht ohne Appellation, weil diejenige Parthei, welche glaubt daß ihr zu nahe geschehen sei, eine Revision verlangen kann, die ihr niemals abgeschlagen wird. Aber diese Fälle sind selten. Denn die Mitglieder dieser Magistraturen verwenden eine solche beständige Aufmerksamkeit auf die Untersuchung und Entscheidung der vor ihrem Richterstuhle schwebenden Sachen, und fassen ihre Urtheile mit einer solchen Rechtsbeständigkeit ab, daß sie der Revision fast niemals ausgesetzt sind.

Noch giebt es eine Volksmagistratur, die unter dem Nahmen der zwei Erhalter der Gesetze und der Verfassung bekannt ist. Diese Personen müssen ebenfalls aus und von der Stadtbürgerklasse gewählt werden. Ihre Amtsverrichtungen bestehen darin, daß sie bei der Wahl des Doge und andrer Obrigkeiten gegenwärtig seyn müssen, um auf die Beobachtung der Wahlgesetze in ihrer Lauterkeit zu halten. Was ich von der Bank St. Georg schon gesagt habe,

will ich nicht wiederholen. Man weiß schon, daß die Verwaltung derselben dem Volke ganz allein zukommt.

Von der genuesischen Regierung zu Savona, Sarzana, im Golfe die Specia u. s. w.

Genua sendet in diese Städte Statthalter, Podestaten und Unterdelegaten, um daselbst die Gerechtigkeit zu verwalten, eine genaue Polizei zu beobachten, die Auflagen einzuheben, und kurz, alles zu verrichten, was zur Erhaltung der Oberherrschaft der Republik erfoderlich ist.

Von den Grenzen des sardinischen Staates an, längs der Küste von Tortona und Alexandrina, bis an die Thore der Stadt Genua, wird das Volk sehr gut regieret. Alles ist so angeordnet, daß die Willkühr sich in keinen Zweig der Verwaltung einschleichen kann. Die Gesetze sind in Kraft; und Niemand versucht es, sie zu übertreten und zu hintergehen. Die Bewohner der Küste so gut, als die der Gebirge, leben auf gleiche Weise unter einer billigen Regierung. Ich bin die Bezirke zwischen den beiden Riviere durchlaufen, ich habe die Gebirge durchklettert, ich habe einzelne Personen von allen Klassen gefragt, und ich versichere, daß ich Niemand klagen gehört habe. Und warum nicht? Weil die Regierung mit der äußersten Aufmerksamkeit auf ihre Beamten achtet, um sie zu bestrafen, wenn sie un-

recht thun, und die Beschwerden über ihre schlechte Verwaltung wieder gut zu machen. Gelindigkeit und Festigkeit, ist der Wahlspruch der Genueser.

Zwei Vorfälle, die ich von ungefähr aufgreife, werden dem Leser einen hinlänglichen Begriff beibringen, wie die Unterthanen dieses Staates regiert werden.

Ein Müller, Einwohner eines Dorfes nicht weit von Savona, hatte eine ziemlich hübsche Frau, in welche sich ein junger Nobile verliebte, wie in Italien so häufig geschieht. Der Ehemann merkte dieses, wurde böse, und gab es ziemlich laut zu erkennen. Der junge Mensch stellte seine Verfolgungen nicht ein, und die Liebe zu seiner Sicherheit vermochte ihn zu weiter nichts, als sich nur etwas vorsichtiger dabei zu benehmen. Er kundschaftete die Augenblicke aus, da der Müller, genöthigt seinen Geschäften nachzugehen, abwesend war. Zu solchen Zeiten nun schlich er sich in die Mühle, und zwar unter hundertfachen Verkleidungen die ihn für jedermann, nur nicht für die Augen einer Liebenden und eines Eifersüchtigen, unkenntlich machten. Ich weiß nicht ob Liebe, oder nur Eitelkeit, die Frau zum Schweigen brachte. Es scheinet, daß sie sich durch die Bemühungen geschmeichelt fand, welche dieser junge Unbesonnene anwendete, um ihr zu gefallen, und daß sie ihm die Gefahren mit anrechnete, denen er sich aus Liebe zu ihr aussetzte. Was aber auch der Grund ihres Betragens seyn mochte, so war es wenigstens erwiesen, daß sie keinen Theil an der Rache des

Ehemanns genommen, vielweniger denselben von den Besuchen des Liebhabers unterrichtet hatte. Der Müller that, als ob er sich entfernte, verbarg sich aber an einem geheimen Orte, von wo aus er den Galan überraschen konnte. Kaum war auch dieser wirklich in die Mühle getreten, so brach der Müller, mit einem Prügel bewaffnet, hervor, und verwundete ihn sehr hart. Die erschrockene Frau benutzte den Augenblick, da das Geschrei des Unvorsichtigen eine Menge Menschen herbei zog, und rettete sich zum Pfarrer, welcher voll Theilnahme an der schönen Sünderinn, die Wiederversöhnung auf sich nahm. Sie gelang ihm. Denn was vermag nicht ein Priester über das leichtgläubige Gemüth eines Genueser? Der Ehemann verzieh. Indessen war der Nobile nach Savona gebracht worden, wo man viel Mühe anwenden mußte, ihn wieder herzustellen. Der Müller begab sich sogleich in die Hauptstadt, erzählte aufrichtig den ganzen Vorfall, und kehrte sehr ruhig auf sein Dorf zurück. Die Obrigkeiten ließen sich erkundigen; und die Familie des jungen Menschen, die in Genua sehr mächtig war, eilte dem Urtheilsspruche zuvorzukommen, welcher erfolgt seyn würde. Der Müller erhielt eine Summe Geldes, er stand von seiner Klage ab, und die Obrigkeit, der solchergestalt ein Genüge geschehen war, dachte daß der junge Mensch schon genug gestraft wäre. Das weitere Verfahren hörte, zur großen Zufriedenheit aller dabei interessirten Personen auf.

Ein Stadtbürger zu Sarzana hatte von Seiten eines Regierungsbeamten eine Beleidigung erlitten. Aufgebracht über diese Begegnung, foderte er Gerechtigkeit von dem Statthalter, der ihn auch hörte, seine Sache vorzunehmen versprach, aber immer zögerte und nichts that. Der Beleidigte begab sich nach Genua, stellte sich vor den Doge, und beschwerte sich über die Partheiligkeit des Statthalters von Sarzana. Die Sache wurde gründlich untersucht, die Regierung gab dem Statthalter einen Verweis, der Beamte wurde abgesetzt und zu einer einjährigen Gefängnißstrafe verurtheilt.

Die Gewißheit Gerechtigkeit zu erlangen, sobald sie selbige fodern, nimmt die Unterthanen der Republik für die eingeführte Regierung ein. Indessen habe ich doch Mißvergnügte zu Savona gefunden; aber selbst aus der Beschaffenheit ihrer Klagen erhellte, daß sie nicht aus einem Mangel an Gerechtigkeitspflege und an Aufmerksamkeit auf das allgemeine Wohl entsprangen. Das rührt daher, weil es überall selbstsüchtige Menschen giebt, die thöricht genug sind, sich einzubilden, daß ihre Einfälle Gesetze seyn müssen, und daß man sie weder einschränken, noch abweisen dürfe, ohne eine offenbare Ungerechtigkeit zu begehen. Die Beschwerden der Einwohner von Savona bezogen sich auf die ertheilten Befehle, den Hafen dieser Stadt auszufüllen. Sie sagten: die Genueser, eifersüchtig über ihren Handel, und voll Besorgniß, daß ihr Wohlstand ihnen die

Liebe zur Freiheit einflößen möchte, suchten sie nur auf alle Weise zur Abhängigkeit von ihnen herunter zu bringen.

Savona ist nächst Genua die ansehnlichste Stadt dieses Staates. Sie ist wohl gebauet uud sehr angenehm; aber sie ist so voller Kirchen und Klöster, daß man sich nicht umdrehen kann, ohne auf einen Glockenthurm zu stoßen, und durch das Gebimmel der Glocken betäubt zu werden. Sie enthielt ehemals vierzigtausend Seelen, und ihr Handel war sehr blühend; allein jetzt finden sich daselbst kaum noch funfzehntausend. Ihr gegenwärtiger geringer Handel wird nur vermiteelst der Hauptstadt betrieben, wo ihre Kaufleute ihre Korrespondenten und Komtore baben. Ihr Hafen, dessen Vernichtung die Ursache ihrer Klagen ist, war vortrefflich.

Es würde ungerecht seyn zu glauben, daß die Genueser diesen Befehl aus keiner andern Ursache, als aus einem niedrigen und wenig gegründeten Mißtrauen, gegeben hätten. Wir leben nicht mehr in jenen Jahrhunderten der Barbarei, wo eine Menge Staaten in einer absoluten Unthätigkeit hinmodernd, es ganz ruhig ansehen, daß ihre Nachbarn sich des Handels bemächtigen, und mitten durch weite Meere hindurch unbekannte Straßen eröffnen. Indem sich die Nationen aufgeklärt haben, sind sie Mitbuhlerinnen untereinander, um Macht, um Ruhm nnd um Reichthum geworden. Alle haben sich der Vortheile ihres Bodens bedient, alle stehen in einem allgemeinen Gleichgewicht

gegen einander, welches nicht gestattet, daß eine von ihnen allein und ausschließend sich den Gewinn von entfernten Erzeugnissen zueigne. Der Handel von Savona, die Güte des dasigen Hafens, machten diese Stadt zu einem Gegenstande der Furcht und des Neides für den Hof von Turin. Das Haus Savoyen machte beständige Ansprüche auf Savona; es legte seinem Handel Hindernisse in den Weg, um ihn zu schwächen; und die Regierung zu Genua hat geglaubt, diese Stadt beinahe zu Grunde richten zu müssen, damit sie nur nicht mehr die Habsucht eines unruhigen Nachbars reizte. Freilich ein übel abgefaßtes Räsonnement, welches aber wenigstens dient, zu beweisen, daß das Mißtrauen keinen Theil an dem Betragen der Regierung gehabt habe.

Savona unterhält noch jetzt einige Seidenmanufakturen, wozu es die Seide größtentheils aus Piemont, aus Sizilien, aus dem Königreiche Neapel und aus der Levante zieht. Sein Boden ist sehr ergiebig, sonderlich an Obst aller Art. Man verfertigt daselbst vortreffliche Konfitüren. Savona ist die Vaterstadt Sixtus IV. und Julius II. Der letzte hatte den Plan entworfen, aus ganz Italien nur einen einzigen Staat zu machen. Rom würde davon die Hauptstadt, und der Pabst oberster Beherrscher gewesen seyn.

Ich bin die Riviera die Levante durchlaufen, und habe überall gefunden, daß das Volk mit der Regierung zufrieden war, daß es ihre Unpartheilichkeit rühmte, und die Gelindigkeit

digkeit anerkannte, womit man in Erhebung der Steuern verfährt.

Gleichwohl erneuern sich die Klagen, welche man zu Savona führt, längs der herrlichen Küste des Golfo di Specia. Die Einwohner seufzen, daß dieser Meerbusen, welcher die größten Vortheile in sich schließt, und der schönste Hafen im mittelländischen Meere werden könnte, wüst und ungenutzt sowohl für sie, als die Republik bleibt. Es kränket sie, daß sie da nur Felucken und Fischerkähne erblicken, wo Hunderte von Schiffen seyn könnten. Der Golfo di Specia, welcher seinen Nahmen dem ganzen Bezirke giebt, ist von der Natur gar sehr begünstigt. Sein Eingang ist sicher; und er gewährt gegen Stürme den vortrefflichsten Schutz. Nur ein wenig Mühe und Aufwand würden ihn zum besten auf diesem Seestriche machen.

Von einigen in dem Gebiet der Republik Genua befindlichen Reichslehen.

Verschiedene Reichslehen liegen mitten im Genuesischen; einige gränzen an das Gebiet der Republik. Sie gehören größtentheils edeln Genuesern. Das Fürstenthum Torriglia ist das vornehmste in der Riviera di Levante; die Furstenthümer Francavilla, Poggio und Ronco liegen in der Riviera di Ponente. Von jeher haben diese Reichslehen den Genuesern viel zu schaffen gemacht, weil sie dem

wiener Hofe nicht selten Anlaß gegeben haben, ansehnliche Summen von der Republik zu erpressen. Es entstehen oft zwischen Genua und dem kaiserlichen Statthalter in der Lombardey ernsthafte Streitigkeiten. Man hat mehr als einmal Truppen anrücken lassen, welche, anstatt die Ordnung wieder herzustellen, den Zwist nur vermehrt haben. Der wiener Hof hebt in diesen Reichslehen Rekruten aus; die Republik verstattet in ihrem Gebiete den Königen von Neapel und Spanien das Werbrecht; die Werber des Königs von Sardinien sind in der Nachbarschaft: so daß aus diesen verschiedenen Kollisionen oft viel Unheil entstehen könnte, wenn die Signoria nicht mit der äußersten Vorsichtigkeit zu Werke ginge. Man hat im Rathe verschiedentlich die Frage aufgeworfen, ob es nicht besser wäre, alle Rekrutenaushebung überhaupt abzuschaffen; allein, man ist gezwungen obbenannte Mächte, eben weil es — Mächte sind, zu schonen, und folglich kann man keiner vor den Kopf stoßen, und eine allgemeine Maaßregel ergreiffen. Dieß ist eine große Unannehmlichkeit für einen Staat, der nicht mächtig genug ist, um seine Unabhängigkeit hinreichend behaupten zu können. Die politische und physische Lage von Genua ist so beschaffen, daß aller Klugheit und Mäßigung ungeachtet, dieser Staat verschiedenen starken Erschütterungen, und immer aufs neue entstehenden Verdrießlichkeiten ausgesetzt ist. Die Republik hat das bedenkliche und mißliche ihres Verhältnisses mit ihren Nachbarn früh eingesehen, und oft versucht die Reichslehen käuf-

lich an sich zu bringen; sie hat einen überaus hohen Preis dafür geboten, und hätte sich gern die größten Aufopferungen gefallen lassen, wenn sie dadurch ihren geheimen Feind, und dessen gefährliche Eingriffe von ihren Gränzen hätte entfernen können; allein es hat ihr bisher nicht glücken wollen. Sie läßt diesen für sie so wichtigen Gegenstand nicht aus den Augen, und wird früh oder spät ihren Wunsch erfüllt sehen. Sobald die französische Republik ihre Freiheit und Untheilbarkeit fest gegründet haben wird, ist nicht daran zu zweifeln, daß sie einem Staate, der ihre Unabhängigkeit so früh anerkannt hat, gleichfalls dazu verhelfen wird.

Unter den Reichslehen, die sich in dem Gebiet von Genua befinden, ist auch die Stadt und der Bezirk von San Remo. Die Unpartheilichkeit, die ich mir zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht habe, zwingt mich, das Verhalten der Republik gegen diesen Ort zu tadeln. Es ist eben so seltsam als ungerecht, daß die genuesische Aristokratie, die sich in ihrer Staatsverwaltung überhaupt so sanft und nachsichtsvoll zeigt, bloß in Absicht auf Korsika und San Remo eine Ausnahme zu machen für gut findet. So oft ein dringender Fall eintrat, der die Entscheidung des großen Raths erfoderte, hat sich dieser, unter allen Mitteln zur Wiederherstellung der Ordnung, beständig der allergewaltsamsten bedient.

Da ich in einem besondern Abschnitt von Korsika handle, so mag eine Beschreibung von San Remo diesen Artikel beschließen.

Das Gebiet dieser Stadt ist mit Bergen umgeben, und begreift eine Strecke von zwölf Meilen in der Länge und von vieren in der Breite. Der Boden ist äußerst fruchtbar, und die ganze Gegend stark bevölkert. In der Stadt zählt man ungefähr zehntausend Seelen; der Ort ist hübsch, gut gebaut und treibt so vielen Handel, als ihm von der Republik verstattet wird. Er könnte zehnmal mehr treiben, wenn die Oberherrschaft von Genua hier nicht zehnmal drückender, als in ihren übrigen Besitzungen wäre. Die ganze Volksmenge beträgt an dreißigtausend Seelen. Die Landschaft ist mit kleinen Thälern voller Orange-, Citronen-, Granaten-, Mandel- und vorzüglich Olivenbaumwäldchen bedeckt; die Olivenbäume sind die schönsten von der ganzen Riviera di Ponente.

Lange Zeit genoß dieser kleine Staat unter dem Schutze des Reichs einer unbeschränkten Unabhängigkeit, und regierte sich durch eigne Gesetze. Die innere Einrichtung veränderte sich oft mit den Umständen; bald war sie aristokratisch, und das Volk war dem Joche der Nobili sklavisch unterworfen; bald wurde es wieder frei, und gehorchte bloß den Gesetzen. Von jeher hatte der Staat von den Genuesern, die ihn von allen Seiten einschließen, viel zu leiden. Als der päpstliche Stuhl den teutschen Kaisern einen so großen Theil ihrer Gewalt entzog, konnte ihr Schutz den Einwohnern von San Remo von keinem Nutzen seyn, und Genua unterjochte sie, trotz allen Reichsdekreten.

Dieß geschah im Jahre 1300. Zwar sah sich Kaiser Konrad IV mächtig genug, um der Stadt San Remo die Freiheit wieder zu verschaffen, worin sie sich auch bis 1360 behauptete. In diesem Jahre erhielten die Genueser vom Kaiser, den sie für sich einzunehmen gewußt hatten, das Recht die vornehmsten obrigkeitlichen Personen unter der Bedingung, daß sie von der Volksversammlung bestätigt werden mußten, zu ernennen. Dieser Zwang dauerte nicht lange. Die San Remenser eroberten ihre Freiheit verschiedenemale wieder, konnten sich aber nie darin behaupten; denn die Genueser, die jede Gelegenheit sorgfältig benutzten, und oft fein genug waren, Anlaß dazu zu geben, störten ihre Ruhe beständig, und hoften, jene würden sich endlich, aller Verfolgungen überdrüßig, ihnen in die Arme werfen.

So war denn dieses unglückliche Völkchen eie beständiger Ball der politischen Wellen, und Glück und Ruhe war bei ihm nur von kurzer Dauer. Es hatte stets wider eine große Macht zu kämpfen; und die Anstrengung seines Widerstandes diente bloß dazu, es zu schwächen.

Nach Karls VI Tode belagerten die Genueser San Remo, warfen Bomben in die Stadt, eroberten sie mit bewaffneter Hand und übten Grausamkeiten darin aus, die nicht zu entschuldigen sind. Im Frieden von 1748 vermittelten sich verschiedene Mächte für diesen kleinen Staat, so daß die Genueser gezwungen wurden, ihn wieder frei zu lassen. Die Ruhe dauerte einige Jahre; allein Geld ist der gefährlichste, der mächtigste Feind. Den Ge-

nuesern fehlte es nicht daran; sie bestachen einige der vornehmsten Einwohner der Stadt, und nun ward sie ein Raub innerer Zwistigkeiten, die noch ärger waren als die ärgste Sklaverei. Der gesunde Theil des Volks schickte zu Maria Theresia, und ersuchte sie um ihren Schutz: der genuesische Gesandte wendete den Streich ab, hielt die San Remenser durch leere und hochtönende Verheißungen auf, verschwendete viel Gold an die Herrn vom wiener Kabinet, die ihm zu Gefallen die Sache in die Länge zogen, und sie einschlafen ließen.

Als Joseph II den kaiserlichen Thron bestieg, schien es, als läge ihm die bedrängte Lage der armen Einwohner von San Remo sehr am Herzen. Er ließ verschiedentlich Drohungen an die Genueser ergehen, erließ einige Verordnungen zum Besten der Unterdrückten, und erklärte der Republik geradezu, wenn sie diesem Volke, welches er unter seinen besondern Schutz nähme, nicht sogleich die Freiheit wiedergäbe, so würde sie seinen ganzen Unwillen auf sich ziehen. Der Signoria war der Karakter des Kaisers bekannt. Sie wußte, daß ihn bald Begebenheiten von größerer Wichtigkeit abrufen und beschäftigen, und daß alsdann seine Drohungen unerfüllt bleiben würden. Sie suchte Zeit zu gewinnen, und behielt ihr Ansehen über einen Staat, der von nun an den Genuesern wohl auf immer unterworfen bleiben wird.

Die Insel Korsika.

San Remo und Korsika sind die beiden Pole, um welche sich die Feinde der Republik Genua drehen, wenn sie den fremden Völkern Vorurtheile gegen die Regierungsform derselben einflößen wollen. Man weiß, was Nationalhaß vermag; man weiß, daß unter allen bekannten Völkern die Korsen für die feindseeligsten, rachsüchtigsten gelten. Es würde daher ungerecht seyn, die genuesische Regierung nach den Klagen dieses Volks zu beurtheilen. Ich will bloß durch Thatsachen das Betragen der Republik dem Leser vor Augen legen, und sie seinem Lobe oder Tadel freistellen. Vor allem schicke ich dem Prozesse eine historische Darstellung voran.

Die Genueser haben sehr unrecht, wenn sie den Verlust einer Insel bedauern, die ihnen sonst keinen Vortheil gewährte, als die lächerliche Ehre über ein Königreich zu herrschen, und ihrem Doge das Recht gab, seine Herzogsmütze mit einer Krone zu umgeben. Gleichwohl hängen diese Republikaner so sehr an einer solchen Kleinigkeit, daß, als sie den für Frankreich so nützlichen Besitz dieser Insel abtraten, sie sich den leeren Titel: Herren des Königreichs Korsika vorbehielten. Die Abtretung der Insel ist der Republik äußerst vortheilhaft gewesen; sie hat ihr eine ansehnliche Summe erspart, die sie auf die Vertheidigung des Landes verwenden mußte, und überdieß noch vielfältige außerordentliche Unkosten, wozu die häufigen Empörungen der nie völlig überwundenen

und unterwürfigen Korsen Anlaß gaben. Indessen hätte doch der Besitz dieser Insel für die Republik mit sehr großen Vortheilen verbunden seyn können, wenn Genua sie mit weniger Stolz behandelt, und das korsische Volk durch menschenfreundliche Gesetze mehr auszubilden gesucht hätte. Aus beiden Völkern hätte nur eines gemacht werden dürfen; man hätte den Handel begünstigen, und den Einwohnern der Hauptstadt und der übrigen Städte von Korsika gleiche Rechte und Freiheiten mit Genua bewilligen, und an die Stelle der Strenge und Härte, eine sanfte, väterliche Regierung einführen müssen. Man hat von jeher Ursach gehabt, den Genuesern, in Absicht auf die Einwohner von San Remo und Korsika, einen Mangel an Gerechtigkeit und Billigkeitsliebe vorzuwerfen. So behandelten die Römer ihre überwundenen Feinde nicht; so machte es Alexander nicht, um die Herzen der Völker die sein Arm unterjocht hatte, zu gewinnen; so machten es aber seine Nachfolger, und so verloren sie zuerst die Liebe der ihnen zu Theil gewordenen Provinzen, und hernach die Provinzen selbst.

Korsika ist, nach Sizilien und Sardinien, die wichtigste Insel im mittelländischen Meere. Die Alten haben sie verschiedentlich Cyrnos, Cerneatis, Terapua und Tyros; die Römer hingegen Korsika genannt, und dieser letzte Nahme ist geblieben. Sie liegt zwischen dem ein- und dem drei und vierzigsten Grade der Länge, und zwischen dem 26ten Grad und 20 Minuten, und dem 27ten Grad Grad 15 Minuten der Breite. Diese Lage

kommt mit derjenigen, die ihr Plinius im dritten Buche seiner Naturgeschichte, im sechsten Kapitel, beilegt, ziemlich überein; er giebt ihr hundert und funfzig tausend Fuß Länge, funfzig tausend Fuß Breite, und einen Umfang von dreimal hundert und zwanzig tausend Fuß. Zu seiner Zeit zählte man drei und dreißig Städte in Korsika; sie sind verschwunden, und es sind kaum noch sechs übrig, die diesen Namen verdienen, da die Hauptstadt Bastia keine eilf tausend Einwohner enthält. Die Gestalt dieser Insel kommt der Schale einer Schildkröte bei, die der Länge nach in zwei Theile geschnitten ist. Von Kap Korso bis Bonifacio, von Norden nach Süden, beträgt die Entfernung hundert und zwanzig (italienische) Meilen. Von der Landspitze Sagona bis Aleria, macht die Breite zwanzig Meilen aus; der Umkreis ist ungefähr von drei hundert und zehn Meilen. Hieraus sieht man, daß die neuern Ausmessungen mit des Plinius Angaben meist übereinstimmen. Korsika hat nach Norden zu das genuesische oder ligurische Meer, nach Osten zu das toskanische oder tyrrhenische; nach Mittag zu liegt die Insel Sardinien, von der es durch eine zehn Meilen breite Meerenge getrennt ist, die man die Mündung des heil. Bonifaz nennt; nach Westen zu fließt das sardinische und provenzische Meer. Die Insel wird in zwei Theile getheilt, in den Ultramontanischen und Citramontanischen; jeder dieser Theile ist wieder in verschiedene Unterabtheilungen oder Pievi (Decanate) von sehr kleinem Umfange abgesondert.

Einige morastige Gegenden abgerechnet, ist das Klima von Korsika vortreflich. Die Luft ist rein und gesund; dies beweist die große Anzahl von Greisen, die man theils in den Thälern, theils auf den Bergen antrift. Die Insel ist wasserreich, und hat einen Ueberfluß an Quellen, Bächen und Ströhmen, die die Fruchtbarkeit des Bodens vermehren helfen. Die Seen sind ungemein fischreich. Das Getreide aller Arten würde zu einer dreimal größern Volksmenge hinreichen. Es wächst herrlicher Wein auf der Insel; man könnte diesen Zweig der Landwirthschaft noch erweitern und vervollkommnen, und einen nicht unbeträchtlichen Handlungszweig daraus machen. Es giebt wenig Hornvieh, aber desto mehr Ziegen, und Schaafe deren Wolle nicht zu verwerfen ist. Man könnte in den Thälern, da sie so reichlich angefeuchtet sind, viel Gras und Heu gewinnen. Man macht gutes Oel, und es könnte noch besser seyn, wenn man die Mühe verdoppeln wollte. Mandel-, Limonien-, Apfelsinen-, Zitronen- und Feigenbäume wachsen in Menge auf der Insel. Die Kastanienbäume sind von großem Nutzen; die Einwohner backen aus der Frucht eine Art von Brod. Die Berge selbst sind fruchtbar. Sie sind mehrentheils, einige hohe Felsenspitzen ausgenommen, mit einer leichten, etwas sandigen, aber sehr guten Erde überdeckt, die nur bestellt werden darf, um Ackerland zu werden. Die Pferde sind klein, aber dauerhaft und fester Natur. Die Maulesel sind gleichfalls kleiner Statur, allein stark und nicht zu ermüden. Das kleine Vieh, zu-

mal Federvieh, vermehrt sich ungemein leicht. Auch Honig und Wachs wird gesammelt; und diese Gegenstände könnten noch ergiebiger gemacht werden.

Die Berge von Korsika enthalten Eisen-, Bley-, Kupfer- und Silberminen. Wenn diese Bergwerke gut bearbeitet würden, so könnten sie sehr ergiebig seyn. Man findet auch Bergkrystall, ingleichen schöne Steine, Marmor von verschiedenen Arten, Lasurstein, Granit und Porphyr. Mineralische Quellen sind in Menge vorhanden.

Die Insel hat vortrefliche Häfen, so daß sich die Einwohner leicht durch den Handel bereichern könnten. Jetzt da sie zu Frankreich gehören, und die schönen Früchte der Freiheit zu genießen anfangen, werden sie zu einem Grade des Wohlstands gelangen, der ihnen bisher unbekannt war. Von jeher sind die Korsen Freunde der Unabhängigkeit gewesen; von jeher haben sie für ihre Freiheit gestritten. Nach vielen Kämpfen und Widerwärtigkeiten erreichen sie gegenwärtig ihr längsterwünschtes Ziel, und es bleibt ihnen nichts weiter übrig, als sich die unzählbaren Vorzüge, die ihnen ein gesunder Himmelsstrich, ein fruchtbarer Boden anbietet, zu Nutze zu machen; sie müssen, da sie sich in vieler Hinsicht als ein neues Volk betrachten können, darauf bedacht seyn, eine Seemacht zu errichten, und die Spur der Fesseln, die sie sonst getragen haben, durch die rühmliche Bemühung, ihren vorigen Gebietern gleich zu kommen, oder es ihnen wohl gar zuvor zu thun, vertilgen.

Die Korsen sind von den meisten Schriftstellern nicht glimpflicher behandelt worden, als die Genueser. Man hat sie fast immer als ein wildes Volk beschrieben, zu allen Excessen und Räubereien geneigt, ohne Gesetze, ohne Moral und Menschlichkeit, mit einem Worte, eben so grausam als die Menschenfresser der andern Halbkugel. Diese Beschuldigungen sind nicht ganz richtig. Ich habe Korsen gekannt, die den Keim der erhabensten Tugenden bei sich führten. Freilich, im Ganzen genommen, sind die Sitten dieses Volks roh, ihre Gewohnheiten wild, ihre Neigungen grausam; allein es frägt sich, ob sie diese Anlagen von der Natur empfangen haben, oder ob es Wirkungen der gegen sie ausgeübten vielen Grausamkeiten sind. Da man beständig Sorge getragen hat, Mißgunst und Eifersucht unter sie zu bringen, sie auf ihre gegenseitigen Vorzüge aufmerksam und neidisch zu machen, ihren Zorn, ihren Haß, ihre Rache aufzuwecken; so beweist dieses alles, dünkt mich, sattsam, daß die Genueser sich vor dem Augenblicke fürchteten, wo jene sich vereinigen würden, und daß sie ihre Herrschaft auf Zwiespalt gründeten. Hätten sie Korsika mit Sanftmuth beherrscht, so würden die Bewohner dieser Insel bald zu ruhigen Arbeitern, thätigen Handelsleuten, fleißigen und nicht knechtischen, sondern nützlichen und ehrenvollen Landbauern umgeschaffen worden seyn, die bald in diesen Beschäftigungen ihr Vergnügen und ihr Glück gefunden haben würden. Die Leidenschaften, die man bei ihnen bemerkt, haben aus der ungerechten Verfolgung, der sie so lange Zeit aus-

gesetzt gewesen sind, entstehen müssen. Die Menschen sind mehrentheils das, wozu wir sie machen.

Als das französische Ministerium die Republik Genua bewogen hatte, Korsika abzutreten, ungefähr wie man eine Heerde Vieh verkauft, ward die arme Insel der grausamsten Behandlung ausgesetzt. Die damals in Frankreich gebräuchlichen Lebensstrafen wurden ins Werk gesetzt. In ganzen Ströhmen floß auf der Schandbühne das Blut der Korsen, die sich sonst keines Verbrechens, als der Anhänglichkeit an ihrem Vaterlande, schuldig gemacht hatten. Und Frankreich darf sich über die rohen, wilden Sitten dieses Volks beschweren? Frankreich darf sich über die Feindschaft wundern, die es gegen uns äußert, und die wir in so vieler Hinsicht verdient haben? Die Eroberung von Korsika war das Werk der Verrätherei einiger treulosen Einwohner, die mit ihren alten Herren einverstanden waren; und die erzwungene Unterwürfigkeit der Korsen ist bloß die Folge einer vorübergehenden Bestürzung gewesen. Als das Komplott zu Stande kam, waren sie weit entfernt, zu glauben, daß es so glückliche Folgen für sie haben würde; sie fühlten nur die Last ihrer neuen Ketten, und indeß sich ein Theil derselben einer grausamen und rasenden Freude überließ, erhoben die andern das fürchterliche Gebrüll der Wuth und der Verzweiflung. Jetzt, da sie ein Stück der französischen Republik sind, haben sie eben die moralische Wiedergeburt erlebt, die dem übrigen Frankreich zu Theil worden ist; und bald wird

ihnen von ihren heftigen Leidenschaften, wodurch sie so oft erschüttert worden sind, keine übrig bleiben, als jene Festigkeit und Stärke des Geistes, die den Hauptzug im Karakter der wahren Republikaner ausmacht.

Die Phönizier, Griechen, Aegyptier, Hetrurier, Trojaner, Gallier, Ligurier und Spanier haben hintereinander Kolonien auf der Insel Korsika angelegt. Die Spuren dieser verschiedenen Anpflanzungen sind noch zu finden. Als die Phoceer durch den Tyrannen Alexidemus in ihrer Hauptstadt belagert wurden, verließen sie einmüthig ein Land, welches die Feinde ihrer Freiheit durch ihre Gegenwart verpestet hatten, und begaben sich erst nach Chios, von da aber nach Korsika, wo sie sich mit einigen ihrer Mitbürger vereinigten, die bereits die Kolonie Aleria angelegt hatten. Hier wurden sie von den Hetruriern geschlagen und gezwungen die Küsten von Korsika zu verlassen, und sich nach Provence zu wenden, wo sie die Stadt Marseille stifteten. Die Hetrurier hatten sich inzwischen der Insel Korsika bemächtigt, und übten die größten Grausamkeiten darin aus; sie zogen sich den bittern Haß der Landeseinwohner zu, welche die Karthager zu ihrer Hülfe riefen; diese, zugleich ein handelndes und kriegerisches Volk, fanden sich bereitwillig, die Hetrurier zu vertreiben, und — sich an ihre Stelle zu setzen. Sie behandelten die Einwohner mit eben so wenig Schonung und Klugheit als jene; und reizten sie durch harte Begegnungen, und durch das aufgelegte eiserne Joch der Sklaverei, zur noch-

maligen Empörung. Die Korsen widerstanden so lange es ihnen möglich war, und als sie, bei völlig erschöpften Kräften, nachgeben mußten, begab sich der kleine Ueberrest derselben in das Gebirge, vermehrte sich daselbst ungemein, und — lebte in Freiheit, gehorsam den Gesetzen die ihr eigen Werk waren, und den Oberhäuptern, die sie sich selbst gewählt hatten.

Im Jahre 494 nach der Erbauung Roms, bemächtigte sich L. Kornelius Scipio der Insel, vertrieb die Karthager auf immer, so daß diese bei dem Friedensschluß, der dem ersten punischen Kriege ein Ende machte, sie den Römern abtreten mußten. Die Herrschaft der Sieger lief nicht ohne Unruhen ab; die Korsen, in beständige Partheien getheilt, immer besiegt, aber nie überwältigt, hatten lange Zeit Mühe sich an das Joch der Römer zu gewöhnen. Kato der Censor war der erste, dem es gelang, ihnen die römische Regierung angenehm zu machen. Er war zum Prätor der Insel ernannt worden, und gewann durch sein liebreiches Betragen und durch seine wohlthätige Behandlungsart die Achtung und Liebe der rohen Landesbewohner; bald wurden sie ihm völlig ergeben, und ließen sich blindlings durch ihn leiten; zumal da er den Einfluß den er über sie erhielt, nur zu heilsamen, gerechten Einrichtungen anwendete, wodurch die Gemüther unter sich einig, und zur allgemeinen Ruhe gestimmt wurden. Unter dem Konsulate des Marius und der Diktatur des Sylla, schickten die Römer zwei Kolonien nach Korsika, die einen guten Fort-

gang hatten; und seit dieser Zeit blieb diese Insel ihren Herren getreu, selbst während den innern Unruhen der Republik, und des nachmaligen sogenannten römischen Reichs.

Ruhig unter einer sanften Herrschaft, regiert durch ihre eigene Gesetze, durch ihre selbstgewählte Obrigkeit, lebten die Korsen glücklich, als die Zerstörung des abendländischen Reichs sie wieder in die Greuel der Sklaverei stürzte. Sie mußten viel von den Vandalen leiden, die ihre Insel verheerten, ohne sie je erobern zu können.

Hierauf ergab sich Korsika gutwillig an Theodorich den Großen, König von Italien. General Narses eroberte es 553; und es blieb ungefähr sechzig Jahre unter der Bothmäßigkeit des griechischen Kaiserthums. Von da gerieth es unter die Oberherrschaft der Longobarden, und genoß nur in kurzen Zwischenräumen der Freiheit, wenn innere Unruhen die Lombardei zerrütteten. Die Regierungsform war alsdann demokratisch.

Im Jahre 739 verbreiteten die Sarazenen Schrecken und Verheerung über Korsika. Sie nahmen von der Verschiedenheit der Religion und des Gottesdienstes Anlaß, die Einwohner aufs härteste zu verfolgen. Die unglücklichen Insulaner strengten ihre äußersten Kräfte an, um diese unbarmherzigen Gebieter zu vertreiben; allein ihre Tapferkeit mußte der Menge weichen, und diese edlen Märtyrer der Freiheit wurden fast völlig aufgerieben. Ihre Sieger bevölkerten die Insel von neuem, ließen sich in den fruchtbarsten Gegenden nieder, und die

kleine

kleine Anzahl der alten Landesbewohner mußte sich in die Felsenklüfte verkriechen, und mit dem äußersten Mangel kämpfen.

Es heißt, daß Lanza Anciza, das Oberhaupt der Sarazenen, den Titel eines Königs angenommen, und fünf Fürsten zu Nachfolgern gehabt haben soll.

Karl Martel befreite Korsika von den Sarazenen; allein wichtigere Gegenstände riefen ihn ab, und die Barbaren kamen zurück, und unterjochten die Insel aufs neue. Hugo Kolonna ward hienächst ihr Befreier, und erhielt die Belehnung darüber von den Päpsten, die sich schon damals ein Recht über die noch rauchenden Trümmer der Insel zueigneten. Die Sarazenen zeigten sich zum drittenmal; doch ein genuesischer Graf war mächtig oder glücklich genug, sie zu vertreiben, und von dieser Zeit an kam Korsika an die Republik Genua.

Doch besaßen es die Genueser nicht ganz. Die Könige von Frankreich, von Arragonien, von Neapel, die Republik Pisa, haben von Zeit zu Zeit einzelne Stücke daran abgerissen. Bisweilen haben diese tapfern Insulaner selbst einige Theile wiedererobert, wenn sie sich die innern Unruhen in Genua zu Nutze zu machen wußten, und haben es nicht selten versucht, das Joch dieser benachbarten Republik abzuschütteln.

Nur im Jahre 1217 vernahmen die Genueser den allgemeinen Wunsch der Korsen unter ihre Botmäßigkeit zu treten. Damals waren es die Einwohner müde, der Tyrannei ihres eigenen Adels ausgesetzt zu seyn, und zogen ein

fremdes Joch vor. Sie hofften durch dieses freiwillige Anerbieten sich gewisse Vorzüge zu versichern, die man überwundenen Völkern nicht zu gewähren pflegt. Der Adel, der in verschiedene Partheien getheilt war, und sich zur Wahl eines Oberhaupts nicht einverstehn konnte, entschloß sich zuletzt auch zur Unterwürfigkeit. Das Benehmen der Genueser während drei hundert Jahren, rechtfertigte das Zutrauen der Korsen vollkommen, und gewann ihnen eine unbeschränkte Ergebenheit.

1450 kam Korsika unter die mittelbare Bothmäßigkeit der St. Georgs Bank, deren mäßige, billige Behandlungsart es bei vollkommener Ruhe zu erhalten wußte. Inzwischen versuchten verschiedene Barone, denen die erzwungene Unthätigkeit, worin sie leben mußten, zur Last war, die Insel aufzuwiegeln. An Vorwand fehlt es dem Eigennutze nie. Die Bank unterdrückte, durch kräftige Maaßregeln, den Keim der Empörung bei Zeiten; allein hingerissen von einer Aufwallung zürnender Strenge, zückte sie ihr Schwert gegen alle, und verwickelte den Schuldigen mit dem Unschuldigen in ihre Rache. Es wurden Abgeordnete nach der unglücklichen Insel geschickt, die den Adel der wenigen Rechte beraubte, die ihm noch übrig geblieben waren, und das Volk unter eine wahre Knechtschaft brachten. Hätten sie sich mit der gehörigen Sanftmuth betragen, und die Strafmittel mit Weisheit und Gerechtigkeit vertheilt; so würde das Volk selbst zur Ausrottung einer Kaste beigetragen haben, deren unruhiger ehrgeiziger Geist so eben die öf-

fentliche Ruhe aufs Spiel gesetzt hatte. So aber ließen die abgeschickten Kommissarien harte, ungerechte Verordnungen ergehen; ihre Absicht ging bloß dahin, dem Handel und dem Kunstfleiße Fesseln anzulegen. Sie ließen alle Schulen eingehen; und dieses ist die Hauptursache, warum die korsische Nation noch jetzt unter die unwissendsten Völker gehört. Elend und Schande schienen diesen Störern aller Ordnung und Verfassung das einzige Mittel, ein kriegerisches Volk im Zaum und in einer Unterwürfigkeit zu halten, die tausendmal ärger ist, als die eigentliche Knechtschaft. Die Bank hatte noch einen zweiten Grund, um diese Insulaner zu unterdrücken. Dadurch daß sie das Land arm machte, benahm sie den umliegenden Mächten alle Lust, sich dasselbe zuzueignen; dadurch daß sie den Funken des Hasses und der Zwietracht unter die Korsen ausstreute, benahm sie ihnen zwar die Mittel sich zu empören, konnte aber doch nicht den Wunsch nach Freiheit aus ihrem Herzen reißen.

Dieß ist vielleicht der einzige Fehler den man der St. Georgs Bank vorwerfen kann; und dabei lag die Schuld mehr an eingewurzelten Vorurtheilen, als an Feindseligkeit.

Diese Verfolgung ereignete sich gegen das Jahr 1520. Sie ward die erste Quelle der Antipathie, die zwischen beiden Völkern herrscht. Die Unterdrückten duldeten lange im Stillen; hierauf beschwerten sie sich, und es wurde nicht auf ihre Klagen geachtet; endlich erwachte ihr Stolz, und sie griffen zu den Waffen.

San Pietro stand unter ihnen auf. Die-

ser Mann, halb Held, halb Ungeheuer, hatte seine ersten Lebensjahre in Toskana zugebracht. Hiernächst trat er in französische Dienste, und zeichnete sich durch eine persönliche Tapferkeit aus, die der Heldenzeiten, denen einige Schriftsteller den Namen der fabelhaften Zeiten beigelegt haben, vollkommen würdig war. Seine Seele war der Brennpunkt aller Leidenschaften; die sanftesten nahmen bei ihm den Anstrich der Wildheit an. San Pietro hatte persönliches Unrecht zu rächen. Johann Maria Spinola, Statthalter von Korsika, dem sein kühner unternehmender Geist gefährlich schien, hatte ihn lange im Gefängnisse schmachten, und würde ihn wahrscheinlich darin haben umkommen lassen, wenn Heinrich II, König von Frankreich, ihn nicht auf eine Art reklamirt hätte, die keine abschlägige Antwort verstattete.

Kaum war er dieser Gefahr entgangen, als er seinen Beschützer überredete, Korsika könne ihm von dem größten Nutzen seyn; und der König, der den Genuesern nicht wohl wollte, entriß ihnen wirklich die Insel. Der Markis de Termes, nachheriger Marschall von Frankreich, führte die Expedition an. San Pietro kommandirte unter ihm; und ihm verdankte eigentlich Frankreich diese Eroberung. Die ottomanische Flotte, unter der Anführung des Dragut, dieses Günstlings des Barbarossa, hatte gleichfalls vielen Antheil an dem glücklichen Erfolge. Bald nachher überwarf sich San Pietro mit Termes; Termes brachte es dahin, daß jener abgerufen wurde, und bald darauf erlitt er eine Niederlage. Da lernte das fran=

zösische Ministerium einsehen, wie nothwendig es San Pietro brauche. Termes ward zurückberufen, San Pietro bekam seine Stelle, und erkämpfte neue Siege.

Inzwischen hemmte der Frieden zu Cateau-Cambresis ihren Lauf. Die St. Georgs Bank wurde wieder in Besitz der Insel Korsika gesetzt, unter der Bedingung, daß der erste Gebrauch, den sie von ihrer aufs neue erhaltenen Gewalt machen würde, ein Generalpardon und eine Milderung ihrer zu harten und ungerechten Verordnungen seyn sollte.

Im Jahr 1564 ward Korsika das Eigenthum der Republik Genua, der die Bank ihre Rechte abtrat. Um diese Zeit wagte der unruhige, unerschrockene San Pietro, nachdem er vergebens einen großen Theil von Europa durchwandert, um die Mächte zur Befreiung seines Vaterlandes zu vermögen, eine Landung auf Korsika, nur von einigen dreißig Franzosen begleitet. Seine Fortschritte waren rasch. Raphael Justiniani bemerkte bald, daß mit offenbarer Gewalt nichts gegen einen Menschen anzufangen sey, der in Korsika eben so viel Anhänger hatte als es — Korsen gab, und nahm zur Verrätherei seine Zuflucht, um Genua von diesem gefährlichen Feinde zu befreien. Er lockte ihn in einen Hinterhalt, und San Pietro gab nach einer langen und hartnäckigen Vertheidigung seinen Geist auf.

Hätte die Regierung, nachdem sie das Haupt der Rebellen durch ein Mittel, das in den Augen der Vernunft und der Philosophie entehrend und niederträchtig ist, auf die Seite

geschaft, anstatt der Strenge Sanftmuth gebraucht, hätte sie den Freunden und Anhängern des San Pietro Verzeihung angeboten, so würden die Korsen vielleicht den Gedanken an ihre vorige Freiheit haben fahren lassen. Der Wunsch, ihren ermordeten Anführer zu rächen, würde in ihren Herzen dem Gesetze der Nothwendigkeit nachgestanden haben, zumal da sich San Pietro durch die Heftigkeit seiner Gemüthsart viele seiner Anhänger abgeneigt gemacht hatte. Allein die Genueser verfolgten mit der größten Grausamkeit alle seine Verwandten, Freunde und Kreaturen. Diese übertriebene Härte, oder vielmehr Wuth, gab zu einem Zuge kindlicher Liebe, den man hier mit Vergnügen lesen wird, Anlaß.

Leonardo von Kasannova, einer von San Pietro's Anhängern, war in die Hände der Genueser gefallen. Antonio, der jüngste von seinen Söhnen, durch die Vorstellung des grausamen Schicksals, das man seinem Vater bereitete, geängstet, legte Frauenskleider an, und schlich sich mit einem Korbe, worin sich einige der nothwendigsten Nahrungsmittel befanden, in das Gefängniß. Hier nahm er seinem Vater in aller Eile den Bart ab, legte ihm die Kleidung an, die ihn so glücklich zum Frauenzimmer gelogen hatte, und gab ihm alle mögliche Anweisungen zur Flucht. Eine solche Handlung würde bei allen ausgebildeten Völkern, vielleicht unter den wildesten Horden, bewundert und belohnt worden seyn; in Genua hingegen erregte sie die äußerste Wuth: der junge Mensch wurde zum Strick verurtheilt, und um

sich einer recht ausgesuchten Grausamkeit zu bedienen, führte man ihn nach dem Schlosse Tisani, seinem Geburtsorte und dem Erbsitze seines Hauses, und hing ihn daselbst an ein Fenster auf. Hierauf wurde das Schloß geschleifet, und alles, was darinn enthalten war, ein Raub der Flammen.

Diese überlegte Grausamkeit erweckte in den rachgierigen Herzen der Korsen einen Abscheu gegen die Genueser, den die Zeit nicht hat auslöschen können. Die Republik hatte mit beständigen Empörungen zu kämpfen. Verschiedene edle Genueser büßten ihr Leben ein. Alphonso Ornano, San Pietro's Sohn, verband sich mit dem unglücklichen Kasanuova; beide verheerten die genuesischen Besitzungen zwei Jahre hindurch. Endlich schlugen sich die benachbarten Mächte ins Mittel, und nahmen an dem traurigen Schicksale der Korsen Antheil; man überredete die Signoria, daß es unpolitisch sey, ein Volk zur Verzweiflung zu treiben, welches allen seinen Gerechtsamen und natürlichen Vorzügen gutwillig entsagen, und die Waffen aus den Händen legen würde, sobald es gewiß wäre, den Grausamkeiten der Genueser nicht ferner ausgesetzt zu seyn. Agostino Doria nahm sich in der Signoria der unglücklichen Korsen an; seine Meinung ging durch, und er ward zum Statthalter der Insel ernannt. Man empfing ihn in Korsika, wie es einem Nachkömmling des berühmten Doria, der noch überdieß die großen Eigenschaften seines Ahnherrn besaß, gebührte. Die Republik unterstützte alle seine Bemühungen,

Ordnung und Ueberfluß auf Korsika herzustellen, aufrichtig; und die Korsen, die man als so unversöhnlich schildert, vergaßen ihr voriges Unglück, und hingen von neuem der Republik Genua an. Vorzüglich gaben sie im Jahre 1572, als die Republik mit dem Herzoge von Savoyen Krieg führte, unbezweifelte Beweise ihrer Anhänglichkeit. Ihrem Eide getreu, würden sie der Signoria unwandelbar zugethan geblieben seyn, wenn diese fortgefahren hätte, sie mit Güte zu behandelten.

Allein zu Anfang dieses Jahrhunderts, gewannen einige unruhige, ehrgeizige Köpfe im Senate ein Uebergewicht, welches für die öffentliche Ruhe gefährlich ward. Sie regten alte sogenannte Forderungen von zwei Jahrhunderten auf, und veranlaßten Verfügungen, wie jene, die dem berüchtigten San Pietro einen so starken Anhang bei seiner Nation verschafft hatten. Der Adel ward aufs neue gequält, verfolgt, verunehrt; man schloß ihn, ohne einen Grund anzugeben, von allen Würden und Ehrenstellen aus; man erneuerte die verderblichen Verordnungen, die dem Volke allen Handel, Künste und Wissenschaften untersagten. Die Obrigkeiten nahmen eine stolze, unleidliche Sprache an, verkauften das Recht, begünstigten den Mord. Freilich muß man dergleichen Tyrannei auf Rechnung einzelner Personen, nicht des Raths von Genua schreiben; allein warum ließ sie der Rath von Genua unbestraft? Die Statthalter waren nicht Mitschuldige, allein viel zu nachsichtsvoll; und in jedem polizierten Staate fällt das Verbrechen,

wenn es ungeahndet bleibt, auf diejenigen zurück, die die Gewalt in Händen hatten, und keinen Gebrauch davon machten. Genua leidet dergleichen Excesse nicht in seinen Ringmauern; warum hat es sie in Korsika verstattet?

Weit entfernt, sie zu verhindern, hat sich die Regierung selbst, von Zeit zu Zeit, unverantwortliche Handlungen zu Schulden kommen lassen. Im Jahre 1715 führte sie willkührliche Abgaben ein. Die Einrichtung der sogenannten Gabelle, das Verbot im Dianenteich Salz zu sammeln, und dergleichen drückende Maaßregeln mehr brachten die Korsen beinahe zur Verzweiflung. Sie beschwerten sich vergebens; dem Unrecht ward nicht abgeholfen. Man behandelte sie sogar mit Härte, mit beleidigendem Stolze. Als ihre Abgeordneten nach Hause kamen, empörten sich die aufs äußerste gebrachten Korsen, ergriffen die Waffen, bemächtigen sich verschiedener Staatsbedienten, deren Erpressungen allgemein bekannt und verabscheuet waren, und steinigten sie zu Tode. Dieses sollte in ihren Augen als Repressalien für einige zu Finale hingerichtete korsische Soldaten gelten. Der Vorwand war schlecht gewählt. Die korsischen Soldaten, die man in Finale zum Tode verurtheilt und hingerichtet hatte, waren in der That schuldig, und hatten die ihnen auferlegte Strafe verdient. Gleichwohl beschwerten sich ihre Anverwandten heftig darüber, und behaupteten, daß die Genueser ihnen die Todesstrafe nur deswegen zuerkannt hätten, um ihre Verachtung gegen die Korsen an den Tag zu legen. Es hätte ei-

ner großen Mäßigung bedurft, die aufgebrachten Gemüther zu besänftigen. Felix Pinelli, ein harter, wilder, heftiger Kopf, anstatt in die Fußtapfen seines Vorgängers Doria zu treten, überließ sich die Unbiegsamkeit seines Karakters; er ließ einen Korsen aufknüpfen, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er seine Meinung frei geäußert hatte; andere wurden auf seinen Befehl bei dem geringsten Verdachte eingezogen. Endlich verlor das Volk die Geduld. Die Sturmglocken wurden geläutet; man bemächtigte sich der Waffen, die in den Zeughäusern der Republik befindlich waren, und war im Begriffe, einen allgemeinen Angriff zu wagen, als der Bischof von Aleria, gleich schätzbar durch seine Tugenden und seine Talente, auftrat. Seine Gegenwart, seine Reden besänftigten die Gemüther; er versprach selbst nach Genua zu gehen, und machte sich anheischig mit annehmlichen Bedingungen zurückzukommen. Man nahm seine Vermittelung an; er reiste ab, kam an, und verfocht in Genua die Sache der Gerechtigkeit und Menschheit mit eben so vieler Stärke als Beredsamkeit. Gleichwohl war die Signoria zu sehr für Pinelli eingenommen, um ihn zu bestrafen; sie begnügte sich, ihn von seinem Posten abzurufen, und neue Truppen unter der Anführung des Veneroso, der den doppelten Auftrag eines Unterhändlers und kriegführenden Generals erhielt, nach Korsika zu schicken. Veneroso war vorher Statthalter gewesen; die Korsen kannten ihn, liebten ihn, achteten ihn; allein durch Erfahrung argwöhnisch gemacht, wollten sie die

Waffen nicht eher niederlegen, bis ihnen die Signoria gewisse Sicherheitsbedingungen bewilligt haben würde. Dieß wurde abgeschlagen. Gleichwohl wagte es Veneroso, in sein Verdienst, in seinen Tugendruf gehüllt, sich allein und ohne Bedeckung in das feindliche Lager zu begeben, und eine Rede an die Korsen zu halten. Man hörte ihm erst mit Aufmerksamkeit und dann mit Rührung, endlich mit Thränen zu; und Pompiliani, das Haupt der Aufrührer, schlug ihm in seinem und aller Korsen Nahmen vor, sich seiner Regierung und Bothmäßigkeit zu unterwerfen, wenn er fortan Genua verlassen, und unter ihnen bleiben wollte. Veneroso schlug das Anerbieten aus; allein seine Mäßigung, die der größten Lobeserhebungen werth war, machte einen entgegengesetzten Eindruck auf die Glieder der Signoria; man sah, oder vielmehr, man wollte weiter nichts sehen, als die Gefahr, einen Mann von so ausgebreiteten Einfluß länger in einer Stelle zu lassen, wo es bloß von ihm abhing, sich in einem Augenblick zum Oberherrn von Korsika zu machen; er wurde zurückberufen, und der Krieg ging mit neuer Wuth an.

Pompiliani schlug die Genueser bei jeder Gelegenheit, und würde seinem Vaterlande die Freiheit wiedergeschenkt haben, wenn er den Fallstricken, die man ihm legte, hätte entgehen können. Allein er gerieth in Gefangenschaft, und die Korsen ernannten Alvaradino zu seinem Nachfolger. Der neue Anführer hatte weder Pompilianis Tapferkeit, noch seine Tugenden. Er wurde bald abgesetzt,

und Philibert Evaristo Ciatten nahm seine Stelle ein. Die Genueser, voller Besorgniß Korsika zu verlieren, nahmen ihre Zuflucht zum Kaiser Karl den sechsten, der ihnen einige Hülfsvölker schickte. Giaferi, den die Insulaner inzwischen zu ihren General ernannt hatten, widerstand den kombinirten feindlichen Truppen, bis der Herzog von Wirtemberg mit einer ansehnlichen Verstärkung an Mannschaft ankam. Dieser österreichische General war brav, und schätzte eben diese Eigenschaften an seinen Feinden; es jammerte ihm ein Volk, welches mitten im tiefsten Elende, seinen Siegern noch zu schaffen machte; er pflog Unterhandlungen, und schloß endlich einen für beide Nationen vortheilhaften Frieden. Der Kaiser vermittelte und verbürgte denselben.

Das Jahr 1733 sah eine neue Empörung ausbrechen, weil die Genueser ihr Bündniß mit den Korsen gebrochen hatten. Sie hatten wider ihr gegebenes Wort, verschiedene Korsen gefänglich einziehen lassen, und weigerten sich, sie wieder herauszugeben. Das Volk erwählte sich von neuem Anführer; allein innere Mißhelligkeiten waren noch verderblicher für sie, als das Schwert ihrer Feinde.

Im März 1736 trat der berühmte Theodor, Baron von Neuhoff, auf die politische Bühne, und landete in der Bay von Aleria. Die Geschichte dieses Abentheurers ist zu neu und zu bekannt, um sie hier zu wiederholen. Wenn dieser Romanenheld in der Ausführung seines Plans so viel Klugheit gebraucht hätte, als er in der Anlegung desselben Dreistigkeit

äußerte, so würde er ohne Zweifel aus Korsika einen unabhängigen Staat gemacht haben. Allein, die Eitelkeit riß ihn dahin; er verwendete auf unnütze, lächerliche und prunkvolle Aufzüge eine kostbare Zeit, die er weit besser hätte benutzen können. Anstatt sich die Bestürzung der Genueser und den Enthusiasmus der Korsen zu Nutze zu machen, um sich in den Besitze seines neuen Thrones festzusetzen, hielt er sich bei der Errichtung eines Ritterordens, bei der Anordnung festlicher Vorstellungen auf, in welchen Pracht mit Elend abstach. Man weiß, was dieses Possenspiel, wobei alle europäischen Mächte, je nachdem es ihr Interesse erfoderte, mitwürkten, für ein Ende nahm.

Sobald sich die Republik Genua von ihren ersten Schrecken erholt hatte, wendete sie sich an den König von Frankreich, der ihr ein Korps Truppen zu Hülfe schickte, die sie auf ihre Kosten unterhielt und besoldete. Das Kriegsglück war abwechselnd, bis 1740; in diesem Jahre mußten die erschöpften Insulaner sich unter das Joch ihrer ersten Gebieter schmiegen.

Die Genueser hatten diese Wiedereroberung von Korsika der Thätigkeit und dem Genie des Hrn. von Maillebois zu verdanken, dem seine Dienste den Marschallstab erwarben. Er verdiente diese ausgezeichnete Belohnung, weil Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Ordnungsliebe seinen Siegen beständig zur Seite gingen, und ihm die Achtung und Liebe der Besiegten zuzogen.

Es war noch nicht genug; man mußte die von den Franzosen wiederhergestellte Ruhe zu behaupten wissen. Die erste Wahl eines Statthalters der Republik schien dieser Absicht vollkommen zu entsprechen. Spinola ein achtungswerther Greis, ein rechtschaffner Mann, der einen Nahmen führte, der den Korsen noch von seinem Vater her theuer war, unter dessen Statthalterschaft sie der glücklichsten Ruhe genossen hatten; Spinola ward zum Generalkommissarius erwählt, und die Korsen empfingen ihn mit lautem Jubel. Er nannte sie seine Kinder, seine Freunde, seine Landsleute; sie achteten ihn, liebten ihn und gehorchten ihm. Allein der Senat stieß das schöne Gebäude, welches Maillebois nnd Spinola befestiget hatten, in einem Augenblick um. Eine ungerechte Verordnung, die von den Abgeordneten der Nation untersucht, und was die Abgaben betraf, verworfen worden war, fachte das Feuer der Zwietracht wieder an. Die Korsen verlangten Abänderungen; die Senatoren wollten nicht nachgeben; und das Ende war, daß zu den Waffen gegriffen wurde. Spinola starb für Schmerz, weil er das Schicksal derjenigen, die er seine Kinder zu nennen pflegte, nicht hatte erleichtern können. Justiniani, der auf ihn folgte, trat in seine Fußtapfen, allein vergebens; seine Bemühungen fruchteten nichts. Die Korsen, bis aufs äußerste entrüstet, und durch die Sorglosigkeit der Genueser, die sich damit begnügten, die Festungen zu besetzen, nnd das innere der Insel allen Aufwallungen der Anarchie preis gaben,

ermuntert, entschlossen sich, das Joch völlig abzuschütteln; als ein Missionar ihren Beschlüssen eine neue Wendung gab. Leonardo, vom Orden des heil. Petrus von Alcavtara, ein Mann voll Feuer und Beredsamkeit, landete auf der Insel, hielt Anreden an seine Mitbürger, rührte sie, überwältigte sie und brachte sie zur Ruhe und Ordnung zurück. Diese Begebenheit mahlt zu gleicher Zeit die Unwissenheit und den Aberglauben der beiden Nationen.

Allein die Ruhe war nicht von langer Dauer. Der ehrgeizige Rivarol, an der Spitze einer Parthei, erregte neue Mißhelligkeiten, und bestritt zu gleicher Zeit die Nationalanführer die man ihm entgegenstellte, und die Truppen der Republik. Der Aachner Friede, der in ganz Europa die Kriegsflamme niederschlug, konnte sie in Korsika nicht auslöschen. Frankreich sah sich genöthigt, Truppen nach der Insel zu schicken. Allein dieses Mittel wirkte zu spät, und diente bloß dazu, das Unglücksmaaß dieser bedauernswürdigen Nation voll zu machen. Ihr Handel war vernichtet, der Ackerbau, der ihren Feinden den Unterhalt erleichtert haben würde, war unterbrochen; kurz die armen Korsen sahen allmälig alle Mittel, ihre physische und moralische Existenz zu fristen, verschwinden.

Eine so bedrängte Lage war freylich für ein Volk, das seine Freiheit leidenschaftlich anbetete, und sie zu behaupten verdiente, der äußerste Grad des Elends, und der letzte Schritt zur Verzweiflung: itzt aber erschienen die zwei Gebrüder Paoli, Hyacinths Söhne, und ka-

men von Neapel zurück, ihre Landsleute zu retten. Pascal, der eine von ihnen, ward von den Insurgenten zum Anführer erwählt; er selbst, weil er einen gewissen Maria Matra, der an der Spitze einer zahlreichen Parthei stand, nicht vor den Kopf stoßen wollte, erbot sich sein Kollege zu seyn. Der Markis von Kastries und der Graf de Vaux, sein Nachfolger, gingen nicht lebhaft genug zu Werke; letzterer besonders suchte bloß zu vermeiden, daß die Engländer keine Landung wagen möchten. Paoli wußte sich ihre Unthätigkeit zu Nutze zu machen, und arbeitete an der Wiederherstellung der innern Ruhe. Er führte Gesetze ein, und das Innere des Landes, von ihm gesichert und beschützt, beschäftigte sich wieder mit dem Ackerbau, und verhütete auf diese Weise eine gänzliche Hungersnoth.

Die väterliche Regierung des Paoli gründete sich auf die Kentniß, die er vom Nationalkarakter der Korsen hatte, und auf die Mühe, die er sich gab, sich darnach zu richten. Er hatte festgesetzt, daß jährlich eine Nationalversammlung gehalten werden, und vom Oberhaupt der Nation präsidirt werden sollte. Hier wurden die Geschäfte abgethan, und alles nach der Stimmenmehrheit entschieden. Diese Versammlung bestand aus den Deputirten der verschiedenen Kantons oder Pieven. Alle Agenten, alle öffentliche Bedienten wurden von diesen Kantons ernannt. So lange Paoli diesen Versammlungen vorstand, ward kein Gesetz vorgeschlagen, welches nicht sogleich vom Volke sanktionirt worden wäre, so heilsam und

ge=

gemeinnützig waren sie alle. Die Studien wurden ermuntert; die guten Handlungen belohnt. Die Volksmenge nahm zu; in Zeit von zwölf Jahren zählte man 14,000 Einwohner mehr, und die Küstenbewohner waren nicht mitgerechnet. Der Krieg hatte seinen Fortgang; allein die bürgerliche Freiheit blieb unangetastet; die Gesetze hatten ihre völlige Kraft; Handel und Akkerbau wurden beschützt. Wenn das französische Ministerum redlich zu Werke gegangen wäre, so hätten die übrigen Korsen die Küstenbewohner gezwungen, zu ihrer Pflicht zurückzukehren; und ganz Korsika, tapfer, bieder und vereint, wäre das freiste Volk auf dem ganzen Erdboden geworden.

Allein der Herzog von Choiseul hatte es anders beschlossen. Ein geheimer Traktat lieferte Korsika an Frankreich. Im J. 1667 landeten neue Truppen; Sklaverei, Verrätherei und Tod waren in ihrem Gefolge. Die Korsen, betrogen, verführt, getäuscht, sonderten sich von ihrem Anführer ab, und dieser Schritt war ihr Unglück. Ihr verlassener General floh aus seinem Vaterlande, und suchte unter einem fremden Himmelsstriche — Ehrenbezeugungen, die für ein republikanisches Herz weiter nichts als leere Schattenbilder sind.

Seit dieser Epoche bis zum Jahr 1789 schien die Oberfläche der Insel ruhig. Ich sage mit Fleiß, die Oberfläche, denn die Einwohner ließen sich nur durch die Furcht worin man sie zu erhalten wußte, abhalten, ihre Seufzer und die Stimme ihres Unwillens über

die Bedrückungen die sie zu erdulden hatten, laut werden zu lassen.

Die französische Revolution hat vorzüglich für die Korsen eine höchst glückliche Veränderung in dem Laufe der Dinge hervorgebracht. Ihr Land hat anfänglich darunter gelitten; es leidet noch darunter: denn in Korsika, wie in Frankreich, läßt sich keine moralische Wiedergeburt ohne gewaltsame Erschütterungen denken und vollführen; denn allenthalben findet man ehrsüchtige Leute, die aus den Umständen Vortheil zu ziehen, und das Vojk irre zu führen suchen, um sich desselben zu ihrer eigenen Vergrößerung zu bedienen. Allein die Sonne der Aufklärung ist auch in Korsika aufgegangen, und der Tempel der Freiheit erhebt sich auf den noch rauchenden Trümmern der Palläste und Kerker des Despotismus und der Anarchie.

Das Fürstenthum Monaco.

Dieses Fürstenthum ist neun Meilen lang, und drei Meilen breit. Das Haus Grimaldi hat es während acht Jahrhunderten besessen. Antonio, der letzte seines Namens, gab 1715 seine einzige Tochter dem Grafen von Thorigni, einem Sohne des Marschalls von Matignon, zur Ehe. Einer der Nachkommen desselben führte noch 1789 den Titel eines Fürsten von Monaco. Dieser ungemein kleine Staat bringt seinem Herrn jährlich zweimal hunderttausend Livres ein. In der Stadt Monaco liegt französische Besatzung; sonst genießt der Fürst aller Vorzüge der Souverainität, und

hat, wenn er in Monaco ist, das Oberkommando über die Garnison. Monaco zählt nur 3000 Einwohner. Der Pallast des Fürsten ist sehr schön, und hat die angenehmste Lage die sich denken läßt. In der Stadt ist ein unterirdisches Gewölbe, worin dreitausend Menschen wider ein Bombardement gesichert sind. Der Hafen ist klein, aber sicher.

Die einlaufenden Fahrzeuge haben beim heil. Antonius Thurm einen Zoll zu entrichten. Die Gärten des Fürsten sind groß, mit vielen Abwechselungen geziert, mit seltenen ausländischen Pflanzen und einer herrlichen Orangerie, schönen Zitronen- und Limonienbäumen von der edelsten Fruchtart versehen. Die Einwohner sammeln viel Oliven; Oel, Baum- und Feldfrüchte machen ihren vorzüglichsten Handel aus.

Monaco ist die einzige Stadt des Fürstenthums; sonst giebt es nur einige Flecken und sechzehn Dörfer darin. Die ganze Volksmenge beläuft sich auf zehntausend Seelen. Der Landesfürst wird sehr geliebt, weil er sehr wohlthätig ist. Die Rechtspflege ist unverbesserlich; die Vorgesetzten sind unbestechlich und bieder. Der einzige Wunsch der Einwohner von Monaco, bei meiner Durchreise durch ihre Stadt, war, daß es dem Fürsten belieben möchte, beständig unter ihnen zu wohnen.

Vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren war es ihm eingefallen, einen Zoll von den Schiffen, die vor der Stadt vorbeisegelten, einzufodern. Er hatte sogar verschiedene Fahr-

zeuge bewaffnet, um diese neue Abgabe beizutreiben. Einige Barken und Feluckεn hatten sich der unbesonnenen Foderung unterworfen; größere Schiffe hatten sich, wie natürlich, geweigert. Man machte diesen Seezoll lächerlich; man ging weiter, man drohte dem Fürsten; und dieser besaß Verstand genug, um von einem Vornehmen abzustehen, welches er doch nicht würde haben durchsetzen können. Jetzt bezahlen die Fahrzeuge nur alsdann den Zoll, wenn sie wirklich in den Hafen einlaufen.

Ende des dritten und letzten Theiles.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Innhalt
des dritten Bandes.

	Seite
Reise von Rom nach Lucca	3
Siena	8
Reise von Siena nach Pisa und Lucca	13
Reichthum der Einwohner der Stadt Lucca	14
Das Zeughaus	16
Die Zeiten haben sich geändert	18
Die Justizrichter	23
Der Discolato	27
Die Vorrathshäuser	32
Der Handel	36
Die Stadt Lucca	40
Der Staat	44
Die Regierung	50
Das Militair	59
Die Finanzen	63
Die Distriktskommissarien	68
Ueberfahrt von Lucca nach Livorno. Arist; die Mönche	70
Micali	82
Die Zölle	84
Die Polizey	86
Der Handel	91
Der Hafen	96
Die Auflagen	99
Volksmenge in Livorno	101
Die Judenschaft	103
Die Protestanten und übrigen Nichtkonformisten	103

Seite
Die Türken 110
Herrschende Religion, Erziehung, Wissenschaften 112
Von der Stadt und der umliegenden Gegend 116
Die Vorrathshäuser 119
Die Lazarethe 123
Die Gräber 123
Die russische Prinzessinn 136
Modena 147
Herzog Franz der dritte 152
Die Gelehrten 156
Der herzogliche Pallast von Sassolo 160
Sparsamkeit des Herzogs von Modena 162
Karakter des Herzogs von Modena. Natürliche Anlage. Entwickelung 165
Die Stadt Modena 168
Die Bibliothek 172
Eine Landparthie 174
Die Landsteuer 175
Das Lehnrecht 177
Einzelne Verordnungen 180
Eine nützliche Bekanntschaft 185
Das Frauenzimmer 190
Physische Beschaffenheit von Modena 192
Die Finanzen 196
Ursachen der Bettelei im Herzogthum Modena 206
Die Favoritinn 210
Der natürliche Sohn 212
Die Municipalitäten 214
Die Aspasia von Modena 217
Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten 220
Der Minister des Innern 224
Mirandola und Reggio 226
Das Militair 228

	Seite
Die Geistlichkeit	232
Ueberblick von Modena	234
Betrachtungen	239
Parma	244
Colorna	248
Die Finanzen	251
Piacenza	251
Das Gebiet von Lodi	259
Retegno, eine Diebesgemeine	260
Die Republik Genua	265
Abriß einer Geschichte der Republik Genua	270
Von der Aristokratie zu Genua. Vergleichung derselben mit der zu Venedig	298
Genua versteht schöne Handlungen zu belohnen	305
Uebelausgesonnenes Finanzwesen	308
Von einigen andern Finanzzweigen und den Einkünften der Republik	315
Die Bank St. Georg	318
Der Handel	323
Von der Macht der Republik Genua	327
Fromme Stiftungen	333
Die Geistlichkeit	340
Von den Künsten und Wissenschaften	349
Von der Regierung zu Genua	355
Von der genuesischen Regierung zu Savona, Sarzana, im Golfo di Specia u. s. w.	363
Von einigen in dem Gebiet der Republik Genua befindlichen Reichslehen	369
Die Insel Korsika	375
Das Fürstenthum Monaco	402

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gorani, Giuseppe,

Geheime und kritische Nachrichten von Italien nebst einem Gemälde der Höfe,
Regierungen und Sitten der vornehmsten Staaten dieses Landes

Bd.: 3

Frankfurt und Leipzig (1794)

Ital. 197 n-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10078194-3
VD18 90194373